

Frigga Haug

Kritik der Rollentheorie

Alle Rechte vorbehalten

© Argument-Verlag 1994

Rentzelstraße 1, 20146 Hamburg

Umschlag: Wolfgang Geisler, Berlin, unter Verwendung des Bildes Au Lapin Agile
(Harlekin mit dem Glas) von Pablo Picasso, © 1994 VG Bild-Kunst, Bonn

Fotosatz: Steinhardt, Berlin

Druck: Alfa-Druck, Göttingen

ISBN 3-88619-212-9

Inhalt

Vorwort zur fünften Auflage	5
Vorwort zur ersten Auflage	10

I. Anmerkungen zur Geschichte und zum Selbstverständnis der Soziologie

1. Ideengeschichtlicher Überblick	13
2. Selbstverständnis der Soziologie	14
Exkurs: Peter L. Berger oder Wissenschaft als Spiel ...	17

II. Die Rollentheorie

1. Kurzer Überblick über die Geschichte der Rollentheorie 20	
Theorie und Wirklichkeit in der Shakespeare-Zeit 20	
Einige Daten zur Rollentheorie im 20. Jahrhundert 24	
2. Rollentheorie und Rollenbegriff	25
3. Innere Logik des Begriffs – Gesellschaft als Theater und Spiel – Rollentheorie als Weltanschauung	26
4. Die Diskussion der Rollentheorie in Deutschland ...	30
Ralf Dahrendorf 30 – Heinrich Popitz 38 – René König 42	
Helmuth Plessner 43 – Arnold Gehlen 45 – Hans Paul Bahrdt 48	
Friedrich H. Tenbruck 52 – Judith Janoska-Bendl 57	
Hans Peter Dreitzel 59 – Uta Gerhardt 68	

III. Leistungsaspekte der Rollentheorie

1. Entlastung als Motivation	76
2. Zum Erklärungswert der Rollenkatgorie – Konkrete Beispiele der Anwendung	79
3. Der Aspekt der sozialen Kontrolle	89
Kurt Holm 90 – Heinz Gronau 94	
4. Rollentheorie als Theorie des Scheins	103
5. Theorie und Wirklichkeit – Der Warencharakter der menschlichen Beziehungen	107
6. Historischer Bedarf an Rollentheorie	109
7. Rolle als Mittelstandsideologie	115
Dieter Claessens 115 – Bernard Willms 120	
8. Rolle als Theorie der Anpassung und der Verschleierung	124
9. Schlußbetrachtung	128
Anhang 1: Eine Rollentheorie im revolutionären Kostüm (Erwiderung auf H.P. Dreitzel)	132
Anhang 2: Rollentheorie in der DDR	140
Anhang 3: Stichwort: Rollentheorie	154
Literatur	159
Personenregister	162

Vorwort zur fünften Auflage

Über die Gewöhnlichkeit des Rollenbegriffs

Die Grundfrage der Soziologie, wie gesellschaftliches Zusammenleben von Menschen möglich sei, hat als eine ihrer unausgesprochenen Voraussetzungen die Auffassung, daß »der Mensch« ein vereinzelt, für sich zu betrachtendes Wesen sei, das mit anderen in Beziehung tritt. Gesellschaftlichkeit muß so als den Menschen äußerlich, eigens zu erklären und als etwas Geheimnisvolles angenommen werden. Das macht anfällig für den Glauben an Wunder. Im Falle der Soziologie richtet er sich vornehmlich auf Begriffe. Immer wieder taucht plötzlich einer auf, der in der Lage zu sein scheint, den Schlüssel zum Öffnen jener Tür abzugeben, hinter der die Antwort klar und einfach liegt. Nur so lassen sich Begriffskarrieren wie etwa die des neuen Sozialisationstyps, der Individualisierung, der Risikogesellschaft, des Habitus u.v.m. erklären. Als ich in den sechziger Jahren Soziologie studierte, war es der Begriff der Rolle. Damals war die Soziologie in Deutschland noch in den zweiten Anfängen – nach der Vertreibung ihrer besten Vertreter im Faschismus –, wir debattierten heiß, ob Soziologie überhaupt eine Wissenschaft sei. Ich war die 35. eingetragene Hauptfachstudentin in dieser Disziplin an der Freien Universität Berlin und ganz und gar bereit, der kritischen Dimension von Soziologie zum Durchbruch zu verhelfen. Zu dieser Zeit hatte Ralf Dahrendorf aus den USA (1953) seinen knappen, engagiert geschriebenen Literaturbericht zurück nach Deutschland gebracht, der in 17 Jahren neun Auflagen erlebte; der Begriff wurde als eines jener Wunder aufgenommen, als Instrument, mit dem es endlich möglich sein könnte, die brennenden Fragen der Soziologie befriedigend zu lösen.

Gerade weil die Rollenmetapher so eingängig war, war ich überzeugt, das Wundermittel entpuppe sich als Schwindel, ja, mehr noch, der Begriff verdecke weit mehr, als er zeige; er sei somit aus der Soziologie mit meiner Hilfe als wissenschaftlicher Begriff wieder zu entfernen. Viele Monate arbeitete ich mich unermüdlich durch den in dieser Zeit stets wachsenden Berg von affirmativen Veröffentlichungen zum Thema, bis ich endlich mein Buch »Kritik der Rollentheorie« als Diplomarbeit fertiggestellt hatte. Noch zu Zeiten der Studentenbewegung wurde es 1972 im Fischer-Verlag in der

Reihe »Texte zur politischen Theorie und Praxis« gedruckt und wurde zu meiner Begeisterung ebenfalls so etwas wie ein Bestseller. Schnell nacheinander folgten vier Auflagen mit insgesamt ca. 50000 Exemplaren. Noch heute, 21 Jahre später, treffe ich SoziologInnen, die mich wegen dieses Buches kennen und nichts später Geschriebenes mehr danach von mir zur Kenntnis genommen haben.

Angesichts des Schicksals meines Buches, welches eine Art Klassiker kritischer Sozialwissenschaft geworden zu sein schien, war ich überzeugt, dem Rollenbegriff den Boden genommen zu haben, auf dem er sich weiter hätte ausbreiten können. Fast könnte man sagen, das Gegenteil war der Fall. Ich hatte den Streit gewissermaßen mit der Vorhut aufgenommen. Die eigentliche Durchdringung der gesamten soziologischen Wissenschaftssprache mit diesem Begriff stand noch bevor. Während meines Studiums hatte es im damals gängigen Lexikon für Soziologie (König, Hg., 1. Aufl. 1958) überhaupt noch keinen Rollenbegriff gegeben; 1973 verzeichnet etwa Fuchs in seinem Lexikon schon 51 Stichwörter zum Rollenbegriff. Meine Vorstellungen über die Bewegungsweise von Wissenschaft hatten sich als falsch erwiesen.

Bei seiner »Vermassung« verlor der Begriff viel von seinem magischen Versprechen. Er wurde so alltäglich, wie er es seiner Herkunft nach ist. Allerdings gibt es kaum einen soziologischen Text, in dem nicht ohne weitere Umstände auf irgendwelche Rollen Bezug genommen wird, als wären es Tatsachen. Eigentümlicherweise übernimmt eine erst 1993 verteidigte Dissertation (Siegel, 1993) diese Ineinsetzung. In ihrer philosophischen Arbeit ist Ausgangspunkt nicht die Leistungsfähigkeit des Begriffs zur Erklärung von beobachtbaren Phänomenen, sondern sie setzt Rollenverhalten als menschliche Gegebenheit in Industriegesellschaften voraus und untersucht die unterschiedlichen Weisen, wie RollentheoretikerInnen mit dem »Tatbestand« umgehen. – Neuere Theorien, wie etwa Beaudrillards Auffassung vom simulierten Charakter menschlichen Seins, nahmen den Rollenbegriff nicht auf, sie traten gewissermaßen an die Stelle von Rollentheorie.

Es bleibt die Frage, ob Rolle als Begriff wirklich überhaupt nichts zu kritischer Sozialwissenschaft beizutragen hat.

1970, als ich dieses Buch schrieb, gab es zwar schon Frauenbewegung, aber noch keinen wissenschaftlichen Feminismus, zumindest nicht in Deutschland. Daher ist diese Kritik an Rollentheorie auch weitgehend geschlechtsneutral geschrieben – bis auf eine Reihe von Beispielen, an denen damals für mich schon erkennbar war, daß

insbesondere die soziale Lage von Frauen mit dem Begriff der Rolle zu fassen und so gleichrangig z.B. die Hausfrau mit dem Unternehmer in strukturgleichen »Zwängen« zu verorten, mehr Dunkelheit als Licht brachte. In der seit Mitte der siebziger Jahre sich durchsetzenden Frauenforschung erfuhr der Rollenbegriff eine Wiederbelebung, und er wurde kritisch verwandt.

Mit dem Begriff der *Geschlechtsrolle* sollte kritisch gefaßt werden, daß Frauen nicht an sich, nicht biologisch die verschiedenen Eigenschaften und Verhaltensweisen haben, die als weiblich gelten, sondern daß hier ein ganzes Geschlecht gleichermaßen sozialen Erwartungen unterliegt, die unbegriffen als Zuschreibungen wirken. In dieser Weise wurde im Geschlechtsrollenbegriff die spätere Begrifflichkeit von der *sozialen Konstruktion der Geschlechter* vorbereitet. Der Geschlechtsrollenbegriff ist, so kann man vielleicht sagen, die deutsche Entsprechung zur englischen Kategorie *gender*. Freilich wirkte die Vagheit des Rollenbegriffs auch hier gegen die kritische Intention. Schon bald verflacht der Begriff zum Synonym für geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Aufgabenzuweisung.¹ Schließlich findet man unter dem Begriff Geschlechtsrolle in den Jahren 1982 und 83 in der Rezensionszeitschrift *Soziologische Revue* einfach Rezensionen zu Themen, die irgend von Frauen handeln: etwa Mutterwunsch, Krankheit von Frauen, Arbeit und weibliche Identität, zur sozialen Lage älterer Frauen etc.

In der Folge gerät auch der Geschlechtsrollenbegriff aus dem Zentrum der Diskussion, wird ersetzt durch den des *Geschlechts*. Auch hier ist der Streit um den angemessenen Begriff inzwischen weitergegangen. Eine verfeinerte feministische Diskussion überwindet die Nachteile der Begriffe *sex* mit dem unhinterfragten Biologischen und *gender* mit der ebenso leichten Unterstellung eines bloß Sozialen; freilich geht dieser Zuwachs an Erkenntnis einher mit einer Ablösung der theoretischen Diskussion von der Aufgabe, gegen Macht und Herrschaft nützen zu sollen. Auch der mit Herrschaft verbundene geschlechtsspezifische Beitrag zur Reproduktion der Menschheit wird in der theoretischen Diskussion spielweise übergangen, eben weil dies heute technisch auch schon möglich ist durch Gentechnologie. Unter diesen Vorannahmen löst sich die gesamte

1 Vgl. etwa Beck-Gernsheim, 1980: »Die Zuweisung zu Beruf/Hausarbeit ist die soziale Grundlage der Geschlechtsrollen, wie wir sie heute kennen. Sie bestimmt das, was als männliche/weibliche 'Normalbiographie' (Levy 1977) uns vertraut ist; sie ist das wesentliche Unterscheidungsmoment zwischen männlichem und weiblichem Lebenszusammenhang.« (S. 24)

Kategorie Geschlecht als reines Konstrukt auf (vgl. dazu Butler, 1991). Noch offen ist, ob kritische feministische Wissenschaft auf den Begriff der *Geschlechterverhältnisse* (vgl. dazu u.a. Haug und Hauser 1989) zur Kritik und Analyse heutiger Herrschaftsverhältnisse ebenso verzichten könnte.

Was nützt unter solchen Entwicklungen die Wiederauflage einer Streitschrift gegen die Rollentheorie? Das Buch ist seit 13 Jahren nicht mehr erhältlich. Gleichwohl habe ich lange gezögert, es wieder zugänglich zu machen. Eine Reihe von Gründen haben mich schließlich bewogen, den vielfach geäußerten Anfragen stattzugeben. Einmal existiert der Begriff in der Soziologie ja tatsächlich weiter, auch wenn er seinen provokativen Charakter, es könne mit ihm die Gesellschaftlichkeit der Menschen restlos geklärt werden, abgestreift hat. Vielleicht kann man sagen, daß Rollenbegriff und -theorie zum allgemeinen Grundverständnis in der Soziologie gehören, daß aber die expliziten VertreterInnen der Theorie, die sich selbst so benannten und die Durchsetzung des Theorems zu ihrer Sache machten, verschwunden sind. So kann eine Lektüre meines damaligen Versuchs nicht nur als allgemeine Einführung in soziologisches Denken verstanden werden, sondern in seiner Intention, die Verbreitung rollentheoretischen Denkens zu verhindern, etwas von der Unruhe und von der Leidenschaft vermitteln, mit der in den siebziger Jahren um Begriffe gestritten wurde. Zum anderen halte ich trotz einiger sprachlicher Unbedingtheiten die Herangehensweise, also die Weise der Kritik, nach wie vor für haltbar. Sie hat Einführungscharakter für die StudentInnen der Soziologie. Einiges ist Geschichte, so die Ernsthaftigkeit, mit der manche AutorInnen kritisch erarbeitet werden, die heute keiner mehr kennt; umgekehrt sind die meisten der hier verhandelten AutorInnen noch Autoritäten, von denen gelernt wird, so daß ihre Einbeziehung in streitbare Kritik wichtig ist.

Ich habe das Buch weitgehend so gelassen, wie es damals geschrieben wurde, lediglich einige mir heute nicht mehr in dieser Weise haltbare Formulierungen zurückgenommen. Zum Beispiel habe ich versucht, soweit dies den Sprachduktus nicht völlig sprengte, weibliche Formen den Anfang der siebziger Jahre noch einheitlich männlich/allgemeinen hinzuzufügen. Es hat im übrigen solche Korrekturarbeit nicht nur etwas Beschämendes, weil erkennbar wird, wie wenig das eigene Bewußtsein geschärft war für diese sprachliche Unterordnung bis Auslöschung des weiblichen Geschlechts;

zugleich ist es tröstlich, eine im Erkenntnisprozeß doch sehr schnelle Entwicklung erleben zu können, die weit mehr als den eigenen Sprachgestus, viele der Ausführungen der in diesem Buch vorgestellten Rollentheoretiker (aber auch Theoretikerinnen) wegen ihres offenkundigen Patriarchalismus der Lächerlichkeit preisgibt (so u.a. Plessners Beispiele im zweiten Hauptkapitel, mit denen er würdevoll Allgemeinheit behaupten und beweisen will und die sich ebenfalls für eine Einführungsveranstaltung, diesmal für *Sexismus in der Wissenschaft*, eignen.)

Die Intention der Schrift steht in der Tradition kritischer Sozialwissenschaft. Gerade, wo eine allgemeine Beliebigkeit und Gleichgültigkeit kritisches Denken unmodern erscheinen läßt, scheint es mir dringlich, sich auf seine Befreiungsintentionen zu besinnen. Dennoch habe ich mich gefragt, ob dies Buch von einem feministischen Standpunkt aus überholt ist. Eine der wichtigsten Neuerungen, die Feminismus in die empirisch verfahrenen Wissenschaften brachte, war, unbedingt darauf zu bestehen, daß »Subjekt und Objekt« der Forschung eins waren. Das beinhaltet den schwierigen Versuch, wissenschaftliches Werkzeug in den Dienst des Begreifens alltäglicher Erfahrungen im gesellschaftlichen Zusammenhang zu stellen, und zwar für diejenigen, die diese Erfahrungen machen (vgl. Smith 1981, 1992). Die Kritik der Rollentheorie ist auf jeden Fall von solchem Standpunkt her erarbeitet.²

Im Anhang finden sich zusätzliche Einzelbeiträge zur Rollendiskussion. Ich habe den, der am ehesten veraltet ist, »Zur Diskussion der Rollentheorie in der DDR«, dennoch stehengelassen. Er dokumentiert nicht nur die Hoffnung, welche die Linke der 68er Jahre bei aller scharfen Kritik auf »real sich entfaltenden« Sozialismus setzte; zugleich zeigt er exemplarisch die Möglichkeiten, die in die Formulierung von Kritik durch Bezug auf einen Standpunkt mit sozialistischer Perspektive kommen. Hinzugenommen habe ich einen späteren Text von 1984, der den Stand der Diskussion zusammenfaßt.

Berlin und Hamburg 1994

Frigga Haug

2 Das, was als »Geschlechtsrollenproblematik« in diesem Kontext kritisch zu untersuchen wäre, habe ich in einer Reihe von Studien zur weiblichen Vergesellschaftung – unter dem Begriff »Frauenformen« – zusammen mit anderen erarbeitet (vgl. Literaturliste).

Vorwort zur ersten Auflage

Die Selbstverständlichkeit, mit der die Rollenkatgorie die Köpfe nicht nur der SoziologInnen vereinnahmt, die Kritiklosigkeit, mit der das Rollensyndrom allenthalben aufgenommen und der Begriff angewandt wird, sichern der Rollentheorie einen kaum mehr angezweifelten Platz innerhalb der Sozialwissenschaften. Die anscheinend unauflösliche Verbindung der Rollentheorie mit Zügen der sozialen Existenz verspricht nicht nur einen hohen Erkenntniswert, sie sichert zudem ab gegen Kritik. Die Grundfrage der Soziologie nach der Möglichkeit von Gesellschaft öffnet diese Wissenschaft für ein Theorem, welches die Entzweigung des gesellschaftlichen Menschen für eine ewige Bestimmung hält. In dieser Weise kann Rollentheorie zur bestimmenden Erkenntnistheorie werden. So wird gelernt, Fragen zu stellen, welche Handeln erklären, aber keine Eingriffe möglich machen, Gedanken um ihrer selbst willen zu verfolgen und damit ein kontemplatives Verhältnis zur Wirklichkeit zu entwickeln. Rollentheorie entfaltet dieses kontemplative Verhältnis zum Leiden von Menschen. Was Menschen innerhalb unserer Gesellschaft angetan wird, gerät zum Element, auf dem weitläufige Konstruktionen sich erheben. Was gesellschaftlich und individuell geschieht, scheint schon von Natur aus geradezu wissenschaftlich geordnet zu sein, nach irgendeinem nicht hinterfragbaren höheren Plan zu erfolgen und nur noch der Übersetzung in die jeweiligen Begriffssprachen zu bedürfen.

Läßt man sich erst einmal ein in diese Art, Wissenschaft zu betreiben, in dieses Verhältnis zur Wirklichkeit, bleiben dem kritischen Bewußtsein nurmehr Detailänderungen innerhalb der Begriffsgebäude, baut es mit an den vielfältigen Konstruktionen, die die Welt verdeckend umstellen.

Um die Macht des Faktischen in Gesellschaft und Gesellschaftstheorie nicht unbestritten sein zu lassen, habe ich in der vorliegenden Arbeit versucht, Selbstverständlichkeiten anzuzweifeln, scheinbar widerspruchsfreie Stimmigkeiten in Frage zu stellen.

Die *Methode* der Analyse und Kritik entfaltet sich auf drei Ebenen. Dies erschien mir notwendig, zum einen, weil Rollentheorie bei wissenschaftlich sehr heterogenen VertreterInnen aufgenommen ist – eine Darstellung und Kritik der je spezifischen Argumentationsgänge

war daher erforderlich; zum anderen macht ihre Verankerung im Alltag eine Kritik des Alltagsverständes erforderlich; schließlich werden Theorien nicht zeitlos entfaltet – ein Bezug zum Entwicklungsstand der Gesellschaft mußte daher ebenso versucht werden. Ein solch vielschichtiges Verfahren ist vielleicht der Einheitlichkeit des Buches abträglich.

Ich habe zunächst versucht, die deutschen RollentheoretikerInnen von ihrem eigenen Standpunkt her kritisch zu referieren. In einem zweiten Schritt habe ich theoretische Aussagen mit Wirklichkeitsausschnitten konfrontiert und Widersprüche und Verwerfungen herausgearbeitet. Abschließend wird eine allgemeine Kritik der Theorie und ihres historischen Standorts verknüpft mit Überlegungen zum Leistungsaspekt für die Reproduktion von Gesellschaft.

Die Verschiedenheit der Aufgaben, die sich der Kritikerin der Rollentheorie stellen, spiegeln sich im *Aufbau* des Buches wider.

Nach einem einleitenden Teil über die Soziologie im allgemeinen als derjenigen Wissenschaft, für die und in der sich Rollentheorie entfaltet, wird in einem zweiten Teil eine skizzenhafte Darstellung von Rollentheorie vorgelegt, die in der Kritik der wichtigsten deutschen VertreterInnen dieser Theorie ihre Ergänzung und Differenzierung erfährt. In einem dritten Teil wird Kritik der Theorie verbunden mit dem historischen Standort der Theorie, einem Bezug zur rollentheoretisch erklärten Wirklichkeit und den vielfältigen Leistungsaspekten des Rollensyndroms.

Die beiden Aufsätze des vierten Teils entstammen einem Diskussionszusammenhang, der im Grunde die Kenntnis der ersten drei Teile dieses Buchs voraussetzt. Ihr Abdruck am Schluß des Buches erscheint mir von daher sinnvoll.

Die Kritik vorherrschender Lehrmeinungen erweckt zumeist das unbefriedigende Gefühl, lediglich ein Werk der Zerstörung zu sein – Nichts an Stelle von Etwas zu setzen. Ich habe versucht, in der jeweils bestimmten Negation rollentheoretischer Erklärungszusammenhänge die Elemente mitanzugeben, deren Ausbau eine Wissenschaft von der Gesellschaft nach meinem Dafürhalten ermöglichen kann, die Erkenntnisse für eine veränderte Gestaltung der Welt sucht und eingreifendes Handeln vorbereitet.

November 1972

Frigga Haug

I. Anmerkungen zur Geschichte und zum Selbstverständnis der Soziologie

Für die Diskussion von Rollentheorie empfiehlt es sich, zunächst die Frage nach ihrem Kontext zu beantworten. Es ist dies die Frage nach der Wissenschaft, in der sie ihren Ort hat, für die und in der sie sich entfaltet, genauer nach dem Anspruch und deklarierten Ziel dieser Wissenschaft, der neueren empirisch-analytisch-erfahrungswissenschaftlichen Soziologie, für welche Rollentheorie grundlegend geworden ist. Später wird die Frage nach der Stellung und Funktion dieser Wissenschaft in der Gesellschaft, deren Erklärung sie liefern will und deren Resultat sie zugleich ist, zu beantworten sein.

Obwohl der Versuch, ideengeschichtlich vorzugehen, notwendig zur Einseitigkeit verurteilt ist, wenn nicht gleichzeitig die konkreten historischen Bedingungen entfaltet werden, auf die die jeweilige Theorie sich bezieht, wird im folgenden dennoch ein kurzer Überblick über die Geschichte der soziologischen Theorie bis zur Durchsetzung der Rollenkatgorie als Element der Theoriebildung gegeben, um bei den späteren Erörterungen auf diese »Ideen-Entwicklung« leichter zurückgreifen zu können.

1. Ideengeschichtlicher Überblick

Dem universalistischen Erkenntnisanspruch, den die Begründer der Soziologie aus der frühbürgerlichen *Geschichts-* und *Sozialphilosophie* Frankreichs und Schottlands, den ideengeschichtlichen Vorläufern der Soziologie, mitbrachten, wird spätestens mit dem »Werturteilsstreit« ein Ende gesetzt. Die Frage nach dem Sinn der Geschichte, der Vergesellschaftung von Menschen, der zukünftigen Entwicklung hatte bei restaurativen Theoretikern dazu geführt, ihrer Theorie ein theistisches Prinzip zugrunde zu legen, welches die Selbstbetätigung der Menschen von vornherein ausschloß, während bei aufklärerischen Theoretikern revolutionäre Theorien von Menschheitsemanzipation und Naturbewältigung entwickelt wurden.

»Die vom revolutionären und vom restaurativen Interesse gereinigte positive Gesellschaftswissenschaft verzichtet auf die Idee der historischen Menschheitsemanzipation und auf den Gedanken eines tätigen Zusammenschlusses der Menschen, der in der Traditionskritik und Naturbewältigung von seiten der Individuen seine

inhaltlichen Bestimmungen erfährt. Und indem die neue Wissenschaft die gegenrevolutionäre Vorstellung der göttlichen Gesellschaftslenkung fallenläßt, geht ihr jeder Gedanke einer inhaltlichen Bedeutung menschlicher Vergesellschaftung verloren, die in der Verständigung und in der Zusammenarbeit der Gesellschaftsmitglieder zutage treten könnte. Hinfort sind die gesellschaftlichen Geschehnisse weder durch emanzipatorische menschliche Tätigkeit noch durch regulierendes göttliches Wirken charakterisiert.« (Tjaden 1969, S.55)

In der Folgezeit beschränkt sich die Soziologie streng auf das unmittelbar Erfahrbare. Diese Beschränkung wird etwa von René König programmatisch formuliert:

»Aus der in diesem Sinne verstandenen Soziologie werden nun zunächst alle philosophisch ausgerichteten Betrachtungsweisen ausgemerzt, insbesondere die Geschichts- und Sozialphilosophie.« (König 1958, S.7) Soziale Beziehungen als in sich selbst begründete werden zum Hauptuntersuchungsbereich. Es entwickeln sich Theorien vom Handeln und Verhalten. Anscheinend befreit von Restauration und Revolution ist die Soziologie in der Lage, gesellschaftliches Handeln systemimmanent zu beschreiben, zu deuten und das theoretische Rüstzeug für seine Leitung und Kontrolle zu liefern. In diesen theoretischen Kontext gehört Rollentheorie als Versuch, ein zusätzliches Axiom zu finden, welches Handeln und Verhalten durchgängig und ohne Rekurs auf soziale Verhältnisse erklärbar macht.

2. *Selbstverständnis der Soziologie*

Die Tauglichkeit eines begrifflichen Instrumentariums erweist sich zwar wesentlich in Ansehung der konkreten Verhältnisse, die es zu erklären, zu erkennen, damit beizubehalten oder zu verändern sucht; zugleich erscheint es jedoch legitim, das je konkrete Wissenschaftsverständnis der einzelnen RollentheoretikerInnen, ihre Ansicht über die Aufgabe der Soziologie soweit wie möglich kurz anzugeben. Dies, um einmal das Mittel mit der Zielvorstellung zu vergleichen und zum anderen die Absicht in den gesamtgesellschaftlichen Kontext einordnen zu können.

Im Fischer Lexikon für Soziologie, in dem übrigens (es wurde 1958 veröffentlicht) die Kategorie der Rolle zwar in Zusammensetzung mit anderen Schlüsselwörtern (z.B. Industrie und Betrieb, Institution, Struktur), aber noch nicht als eigenständiger, einen eigenen Artikel ausmachender Begriff vorkommt, sagt René König über

die Soziologie, »(...) daß am Schluß eine Soziologie sichtbar wird, die nichts als Soziologie ist, nämlich die wissenschaftlich-systematische Behandlung der allgemeinen Ordnungen des Gesellschaftslebens, ihrer Bewegungs- und Entwicklungsgesetze, ihrer Beziehungen zur natürlichen Umwelt, zur Kultur im allgemeinen und zu den Einzelgebieten des Lebens und schließlich zur sozio-kulturellen Person des Menschen« (ebd.). So problemlos, wie hier schon in einem einzigen Satz die »allgemeinen Ordnungen des Gesellschaftslebens« angegeben sind, um »behandelt« und in »Beziehung gesetzt« zu werden, so problemlos wird auch, wie sich später zeigen wird, Königs Beitrag zur Rollendiskussion sein.

Ralf Dahrendorf, der dem »Provinzialismus« der »kontinental-europäischen Soziologie« (Dahrendorf 1958, S.51) abhelfen wollte, brachte dafür aus den USA die Rollentheorie. Seiner Auffassung nach bedurfte die Soziologie einer Elementarkategorie, für die sich sinnvoll hier der Begriff der Rolle eigne. Abwechselnd nennt er die Soziologie »Wissenschaft vom Menschen« (a.a.O., S.13) oder »Wissenschaft von der Gesellschaft« (a.a.O., S.21). Es wird später sichtbar werden, daß Dahrendorf, um überhaupt den Begriff der Rolle als Elementarkategorie für die Soziologie einführen zu können, eben diese Doppelbestimmung seiner Wissenschaft braucht und mit ihr zugleich ein Auseinandertreten von Individuum und Gesellschaft unterstellt, solcherart, daß beide überhaupt nur noch vermittels des Rollenbegriffs sinnvoll zusammengedacht werden können. »In dem Bereich, in dem der Mensch und die Tatsache der Gesellschaft einander überschneiden, haben wir daher nach den Elementen einer Wissenschaft zu suchen, die den Menschen in Gesellschaft zum Gegenstand hat.« (a.a.O., S.14f.)

Für Erving Goffmann ist soziologisches Interesse gebunden an Dissonanzen, Störungen, Konflikte; »was Realität überhaupt ist, müssen andere Wissenschaften beantworten« (Goffmann 1969, S.61).

Ganz ähnlich ist für Hans Peter Dreitzel die Soziologie in der Krise angesiedelt.

»Seit ihren Ursprüngen in der Philosophie der Aufklärung und später des Positivismus verstand sich die Soziologie als eine Krisenwissenschaft. Die Auflösung überlieferter Ordnungen, das Fragwürdigwerden hergebrachter Wertvorstellungen, die Unterdrückung schließlich sich entfaltender Emanzipationsbewegungen galten ihr als gesellschaftliche Leiden, die nach wissenschaftlich angeleiteter Diagnose und Therapie verlangten.« (Dreitzel 1968, S.1) »Ist die

Soziologie vor allem eine Krisenwissenschaft, die sich mit den Störungen der gesellschaftlichen Ordnung und der gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse beschäftigt, dann ist sie gleichzeitig eine diagnostische Wissenschaft, die sich von vornherein eine Pathologie sozialer Erscheinungen zur Aufgabe gemacht hat.« (a.a.O., S.3)

In den letzten Äußerungen wird im Unterschied zu den bisherigen ausdrücklich der Praxisbezug der Wissenschaft formuliert, eine Dimension, auf die später noch in anderem Zusammenhang wird geachtet werden müssen.

Die spärlichen Anhaltspunkte, die sich aus den Reflexionen der genannten, im Rollenkontext wichtig werdenden AutorInnen über die Intention und Zielsetzung ihrer Wissenschaft ergeben, lassen wenig Raum für das als »immanent-kritisch« bekannte Verfahren, Soziologie an ihrem Anspruch zu messen. Die Skala reicht von der Betrachtung der allgemeinen Ordnungen bis hin zur Entstörungswissenschaft – einzig Dieter Claessens erinnert sich noch einmal explizit einer »Frage, von der Soziologie ihren Ausgang nahm: (der) nach dem Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen.« (Claessens 1968, S.127)

Exkurs: Peter L. Berger oder Wissenschaft als Spiel

An dieser Stelle möge ein Exkurs in Gestalt eines kommentierten Zitatenschatzes zu dem Buch »Einladung zur Soziologie« des amerikanischen Soziologen Peter L. Berger erlaubt sein, dessen Überlegungen zur Soziologie sich als Überleitung von einigen allgemeinen Vorstellungen zur Entfaltung der Rollentheorie als besonders geeignet erweisen.

Berger treibt den Versuch der Einsicht in die gesellschaftlichen Zusammenhänge, in denen die Soziologie ihren Ort hat, zu einer fast skurril anmutenden Konsequenz, die allerdings einiges Bedenkenswerte für die Rollentheorie beinhaltet. Soziologie erscheint ihm zunächst als ganz neutral, als Bereitstellen von Wissen für jeden beliebigen Zweck, wobei er aber sogleich zu verstehen gibt, daß sie wohl im Dienste der jeweiligen Regierung eingesetzt zu werden pflegt. Ihr wird der positive oder negative Nutzen anheimgestellt.

»Natürlich stimmt es, daß sich bei den Soziologen ein paar Jugendbewegte herumtummeln, und selbstverständlich ist Menschenfreundlichkeit und Wohlwollen ein privates Motiv für das Soziologiestudium. Aber Menschenfeindlichkeit tut denselben Dienst, denn soziologische Erkenntnisse nützen jedem, der ein Interesse an sozialem Handeln hat. Man darf soziales Handeln eben nicht mit Humanität verwechseln. Die amerikanische Regierung braucht Soziologen zum Planen lebenswerter Gemeinwesen und Siedlungen im Lande. Aber in ihrem Auftrage planen Soziologen auch, wie man Dörfer und Städte in feindlichen Ländern von der Landkarte verschwinden lassen kann (...)« (Berger 1969, S.13) »Dem Abenteuer des Verstehens in der Soziologie wohnt jedoch nichts inne, das zu dieser oder irgendeiner praktischen Tätigkeit in der Gesellschaft notwendig hinführen muß. Soziologische Kenntnisse haben ihr Gutes für Fürsorger – aber nicht mehr als für Kaufleute, Krankenschwestern, Missionare, Juristen oder Politiker – das heißt im Grunde für jeden, der Menschen behandeln können muß – zu welchem Zweck oder mit welcher moralischen Rechtfertigung auch immer.« (a.a.O., S.15)

Im Anschluß vergleicht er die Soziologie mit Geheimdiensten. Ein guter Soziologe sei wie ein guter Spion, er »teilt mit, was da ist. Andere entscheiden, was damit anzufangen ist.« (a.a.O., S.16)

Außerhalb seiner Soziologenfunktion, als Mensch, denkt der Wissenschaftler über seine Auftraggeber nach, trägt er Verantwortung.

Soziologische Forschung und ihre Ergebnisse scheinen für Berger so absolut neutral zu sein, daß es möglich ist, aus »denselben soziologischen Erkenntnissen (...) genau die entgegengesetzten Schlüsse (zu) ziehen. Die soziologische Durchleuchtung der Rassenvorurteile und ihrer Dynamik kann Rassenhaß schüren oder Toleranz verbreiten helfen, wie die soziologische Analyse der Grundstrukturen des Zusammenlebens von Menschen im Dienste des Totalitarismus und der Demokratie stehen kann. Man wird nüchtern, wenn man sich klarmacht, daß der Gruppenleiter eines Sommerlagers in den Airon-dacks und der geschulte Gehirnwascher in einem chinesischen Gefangenenlager dieselben Reaktionsmechanismen in Gang setzen müssen, um Ruhe und Ordnung zu halten.« (a.a.O., S.17)

Nachdem der Soziologe so zu einer Art Lohnarbeiter in einer Waffenfabrik gemacht wurde, ohne Entscheidung darüber, wen die Waffen treffen sollen, scheint es Berger an der Zeit, »die verborgenen Reize der Soziologie« (a.a.O., S.21) zu enthüllen. Es sind dies alles Reize, die aus der Spielwelt kommen:

»Es gibt so viele Spiele auf der Welt wie Weisen, sie zu spielen. Wer nur anderen Leuten das Spiel verderben will, hat selbst keine großen Gewinnchancen. Gewinnen kann man nur, wenn man die Spielregeln genau kennt. Für das Gesellschaftsspiel, das sich Soziologie nennt, gelten die allgemeinen Spielregeln der exakten Wissenschaften und einige methodische Sonderbestimmungen.« (a.a.O., S.26)

»Spielhölle und Himmel der Soziologie haben Kammern für viele Spieler.« (a.a.O., S.27) Die soziologischen Spieler zeichnen sich aus durch »ein grenzenloses, schamloses Interesse für alles« (ebd.), was mit Menschen zu tun hat. Vor jeder geschlossenen Tür werden sie von »verzehrender Neugier« (a.a.O., S.28) gepackt. »Das eigentliche Objekt (der) Leidenschaft ist dabei nicht der Sinn des menschlichen Handelns, sondern das Handeln selbst, als Fall unter Fällen aus dem unendlichen Reichtum der menschlichen Möglichkeiten.« (a.a.O., S.29) Der echte Soziologe also hat auf seiner »soziologischen Reise« ein so beliebiges Interesse für alles im Detail, daß es nicht verwundern kann, wenn ihm das Ganze aus dem Blick gerät; der gesellschaftliche Nutzen wird zufällig, entscheidend ist nur der Aspekt der »geistigen Erregung« bei jeder Entdeckung. »Auch Leute, die sich für Menschen nur interessieren, um sie verändern, bessern oder bekehren zu können, seien gewarnt. Ihnen würde die Soziologie viel weniger bieten, als sie hoffen. Und schließlich soll, wer sich gerne Theorien ausdenkt, besser kleine weiße Mäuse beobachten. Die

Soziologie wird auf die Dauer nur denjenigen befriedigen, der sich nichts Herrlicheres vorstellen kann, als Menschen zuzusehen und ihr Treiben zu verstehen (...) Der eine beobachtet gerne Menschen, der andere experimentiert lieber mit kleinen weißen Mäusen. Die Welt ist groß genug für alle, und kein Interesse hat eine logische Priorität. Aber das Wort Wissenschaft ist allein zu schwach für das, was wir meinen. Soziologie ist eine Leidenschaft. Ihre Möglichkeiten sind ein Dämon, von dem man besessen ist, so daß man immer solche Fragen stellt, die seines Geistes sind.« (a.a.O., S.33f.)

Der echte Soziologie ist »heute ein Treffer im ewig unentschiedenen Spiel der Gesellschaft (...)« (a.a.O., S.63), und Soziologie ist unter allen »heutzutage gebotenen« »gelehrten Zerstreungen« »das 'königliche Spiel'« (a.a.O., S.7).

Diesen Voraussetzungen, die der Soziologie einen Platz und eine Funktion zuweisen, daß wohl kaum jemand noch etwas von dem emanzipatorischen Anspruch wiederfinden wird, mit dem diese Wissenschaft einst angetreten ist, folgt die Vorstellung, daß die Gesellschaft selber auch nichts weiter als ein Theaterstück sei, problemlos.

»Bühne, Theater, Zirkus, Karneval – das ist der luftige Grund, auf dem das dramatische Modell ruht. Und die Gesellschaft erscheint nun gefährdet, ungesichert und unberechenbar. Ihre Institutionen bedrängen uns zwar und üben ihren Zwang auf uns aus. Aber zugleich wirken sie wie einstudierte Theaterstücke, wie Phantasieprodukte. Vergessene Impresarios haben sie erfunden, kommende werden sie wieder in jenes Nichts verstoßen, aus dem sie aufgestiegen sind. Wenn wir das Drama unserer Gesellschaft aufführen, geben wir vor, es handle sich um ewige Wahrheiten.« (a.a.O., S.152) »Wenn die gesellschaftliche Wirklichkeit wie ein Drama erschaffen wird, so muß sie auch wie ein Drama bearbeitet werden können.« »Durch 'Gesellschaftsspiele' lernt man, wie man 'Gesellschaft spielt' und zum Akteur, um nicht zu sagen, Schauspieler wird. Das ist nur möglich, weil die Gesellschaft als Ganzes den Charakter eines Theaterstücks, eines Spiels, hat.« (a.a.O., S.154)

II. Die Rollentheorie

Nach diesem Exkurs in die schillernde Welt des soziologischen und gesellschaftlichen Theaters, die mit dem Absurdismus dies gemein hat, daß nach AutorIn, Inhalt und Zweck des aufgeführten Stücks zu fragen sich verbietet, ist der Weg für eine kritische Darstellung der Rezeption der Rollentheorie in Deutschland vorbereitet. Nach einigen historischen, definitivischen und begriffslogischen Erläuterungen wird mit der Darstellung der Rollentheorie in der Fassung von Dahrendorf begonnen. Dies hat zwei Gründe: einmal ist ihm als Importeur der Rollentheorie aus den USA nach Deutschland schon aus diesem Grunde – also nach chronologischem Maßstab – eine Behandlung an erster Stelle angemessen; zum anderen zeigt sich bei ihm, in gewisser Weise ähnlich wie bei Berger, eine eigentümliche Verschränkung und Affizierung der Vorstellung von der Soziologie als Wissenschaft mit der ihr angeblich entsprechenden rollentheoretischen Erkenntnistheorie. Ähnlich wie bei Berger wird der Wissenschaftsbegriff rückwärts diktiert, wird Resultat der spezifischen Theorieentfaltung. Es wird nicht nur einfach alles das, was der Autor selbst bearbeitet, als soziologische Wissenschaft deklariert, sondern darüber hinaus das Ungenügen, das er bei seiner Theorie empfindet, eben der Tatsache in die Schuhe geschoben, daß es sich um eine Wissenschaft handelt.

1. Kurzer Überblick über die Geschichte der Rollentheorie

Theorie und Wirklichkeit in der Shakespeare-Zeit

»Die ganze Welt ist Bühne,
Und alle Fraun und Männer bloße Spieler.
Sie treten auf und gehen wieder ab,
Sein Leben lang spielt einer manche Rollen,
Durch sieben Akte hin.«
(Shakespeare, *Wie es Euch gefällt*, II, 7)

So sagt Shakespeare, und »Shakespeares Metapher ist heute zum konstruktiven Grundprinzip der Wissenschaft von der Gesellschaft geworden« (Dahrendorf 1964, S.21).

»'Die Welt' ist eine Bühne, auf der der einzelne auftritt und von der er wieder abtritt. Aber er hat nicht nur einen einzigen Auftritt,

er erscheint mehrfach und in immer verschiedenen Masken. Derselbe einzelne kommt als Kind auf die Bühne und verläßt sie, um als Jüngling, erwachsener Mann und Greis wiederzukehren. Erst wenn er stirbt, tritt er zum letzten Male ab; doch neue, andere Menschen bevölkern dann die Bühne und spielen 'seine' Rollen.« (ebd.)

Mit dem im Kontext der Rollentheorie üblichen Zitieren Shakespeares im Rahmen einer historischen Übersicht über das Auftreten des Rollenbegriffs soll nicht unterstellt werden, daß auch der Dichter schon in dem Sinne etwa Rollentheoretiker gewesen sei, daß von ihm als einem 'Vater' der Theorie ideengeschichtlich auszugehen sei. – Überdies ist die Rollenmetapher bedeutend älter, so daß schon von daher der Rückgriff auf Shakespeare illegitim verkürzt wäre. So erhellend und beweiskräftig es gerade für die in dieser Arbeit versuchte Argumentation sein dürfte, je konkret das historische Auftreten der Theatermetaphorik in den herrschenden Philosophien von der Stoa bis zur heutigen Zeit aufzuspüren und mit den jeweiligen gesellschaftlichen Veränderungen zu konfrontieren, muß hier dennoch aus arbeitsökonomischen Gründen die Beschränkung auf das Beispiel aus der Shakespearezeit genügen. – Interessant ist in diesem Zusammenhang allein das Auftreten dieser Weltanschauung vom Menschen als Rollenspieler zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte. Die exemplarische Analyse der gesellschaftlichen Veränderungen in der Epoche Shakespeares könnte ein Zusammenhang stiftendes Element darstellen für Erscheinung und Durchsetzung der Rollentheorie im 20. Jahrhundert.

Im folgenden werden zum Verständnis des Auftretens der Rollenmetapher im 16. Jahrhundert im wesentlichen die Auswirkungen der gesellschaftlichen Umwälzungen auf die Klasse des Feudaladels skizziert, da die Rollenbetrachtung wie auch das Interesse Shakespeares in diesem Zusammenhang ihr und nicht der Masse des Volkes gilt.

Das 16. Jahrhundert in England ist gekennzeichnet durch die Auflösung alter und die Bildung neuer Wirtschafts- und Machtverhältnisse. Im 15. Jahrhundert herrschte der Feudaladel noch uneingeschränkt, der, nach dem Erstarken der französischen Nation, deren Gebiet ihm bislang zu Beutezügen gedient hatte, seine »Land- und Ruhmgier« »auf englischem Boden« »austobte« (Weiße und Rote Rose).

»Ihre (der Adligen) Interessen bestanden in der Aufrechterhaltung territorialer Zersplitterung, ihre Stärke in der Unterhaltung einer möglichst zahlreichen Gefolgschaft, ihr Lebenssinn in der

Erfüllung eines fragwürdig gewordenen ritterlichen Ethos. Ihr Dasein, das einst Britannien zur Zierde gereichte, wurde immer weniger identisch mit dem Bestand der englischen Nation. Denn in dem Maße, wie die Produktivkräfte wuchsen, die Städte blühten und das Bürgertum erstarkte, verfielen die alten Verhältnisse und die alte Lebensweise. Unversöhnlich standen die Interessen der Feudalherren den Bestrebungen der aufsteigenden Bürger und Kaufleute gegenüber. Waren jene an ihrer partikularistischen Machtausübung, an autarkem kriegerischem Faustrecht interessiert, so diese an der Herausbildung eines nationalen Marktes, eines friedlichen, beschirmten Handels auf sicheren Straßen.« (Weimann, 1958, S.28f.)

Die Auflösung der Gefolgschaften unter Heinrich VIII. beseitigte die feudal-partikularistische Macht auf eine Weise, die den Interessen des frühen aufsteigenden Bürgertums entsprach. Die nach 1520 ansteigenden Preise bewirkten ein Senken des Realwerts der Einkünfte und Grundrenten der feudalen Landherren und steigerten das Einkommen der an Handel und Manufaktur beteiligten Klasse ebenso wie das der Pächter.

»Das fortwährende Steigen der Preise von Korn, Wolle, Fleisch, kurz sämtlicher Agrikulturprodukte, schwellte das Geldkapital des Pächters ohne sein Zutun, während die Grundrente, die er zu bezahlen hatte, im veralteten Geldwert kontrahiert war. So bereicherte er sich gleichzeitig auf Kosten seiner Lohnarbeiter und seines Landlords.« (Marx, Kapital 1, S.772) »Das Geld befand sich in den Händen der in wenigen Jahren reich gewordenen Kaufleute und Wucherer.« (Weimann 1958, S.18)

Eine Zahl möge die Umverteilung des Reichtums verdeutlichen: während im 14. Jahrhundert in England erst 169 reiche Kaufleute genannt werden, sind es im Jahre 1601 bereits 3500. (Kulischer 1965, S.217)

»Da der ökonomisch fortgeschrittene Gutsbesitzer zu einem kapitalistischen Unternehmer geworden war und seinen Grund und Boden in einen Handelsartikel verwandelt hatte, ließen die Spekulanten nicht auf sich warten. Das Angebot (verschleuderte Kirchengüter, Höfe des heruntergewirtschafteten Adels) war groß – aber noch größer war die Nachfrage von seiten der *nouveaux riches*.« (Weimann, a.a.O., S.22)

»Die industriellen Kapitalisten, diese neuen Potentaten, mußten ihrerseits nicht nur die zünftigen Handwerksmeister verdrängen, sondern auch die im Besitz der Reichtumsquellen befindlichen Feudalherren. Von dieser Seite stellt sich ihr Emporkommen dar als

Frucht eines siegreichen Kampfes gegen die Feudalmacht und ihre empörenden Vorrechte, sowie gegen die Zünfte und die Fesseln, die diese der freien Entwicklung der Produktion und der freien Ausbeutung des Menschen durch den Menschen angelegt.« (Marx, a.a.O., S.743)

Diese Entwicklung wurde ferner vorangetrieben durch die Enttönung der Kirche als Feudalbesitzerin im Zuge der Reformation. Eine historische Wirkung war die Ausbildung der absolutistischen Monarchie als Exekutive der Entmachtung von Adel und Kirche zugunsten des erstarkenden Bürgertums.

In diesem gesellschaftlichen Kontext kann vom Standpunkt des Adels die Rollenmetaphorik verständlich werden. Als vergänglich erweisen sich Macht, Besitz, Ruhm, Ehre, Moral und Geburt; alles, was als angestammt, verbrieft einst galt, gehorcht den neuen Gesetzen des Geldes. Die Welt ist unsicher geworden.

So geht es auch in dem Stück Shakespeares, dem die viel zitierte Rollenmetapher entstammt, häufig um »alte Tugenden«; Orlando, dessen wesentliche Bestimmung es ist, Sohn seines Vaters zu sein, wird von seinem Diener folgendermaßen angeredet:

»Weswegen übt ihr Tugend? schafft euch Liebe?
Und warum seid ihr edel, stark und tapfer?
Was wart ihr so erpicht, den stämm'gen Kämpfer
Des launenhaften Herzogs zu bezwingen?
Eu'r Ruhm kam allzu schnell vor euch nach Haus,
Wißt ihr nicht, Junker, daß gewissen Leuten
All ihre Gaben nur als Feinde dienen?
So, bester Herr, sind eure Tugenden,
An euch geweihte heilige Verräter.
O welche Welt ist dies, wenn das, was herrlich,
Den, der es hat, vergiftet!« (Shakespeare, op. cit., II, 3)

Der Diener bietet seinem Herrn Geld zur Flucht, da dieser sonst sein Brot »erbetteln müßte«. Diese Dienertugend selber wird wiederum Gegenstand weiterer Reflexion über den Untergang der »alten Welt«:

»O, guter Alter, wie so wohl erscheint
In dir die treue Kunst der alten Welt,
Da Dienst um Lieb' sich mühte, nicht um Lohn!
Du bist nicht nach der Sitte dieser Zeiten,
Wo niemand mühn sich will als um Beförderung,
Und kaum daß er sie hat, erlischt sein Dienst
Gleich im Besitz (...)« (ebd.)

Um nicht allzu sehr vorzugreifen, muß an dieser Stelle der kurze Aufweis einer Verbindung gesellschaftlicher Umwälzungen mit

Reflexionen, die zur Theatermetaphorik führen, genügen; später wird darauf zurückgekommen werden, warum die Rollentheorie in Zeiten gesellschaftlicher Veränderungen großen Ausmaßes auftritt, welchem Standpunkt der Betrachtung sie ihr Dasein verdankt, welcher Stellenwert der Moral hierbei zukommt und welchen Dienst die Theorie im gesamtgesellschaftlichen Kontext leistet.

Einige Daten zur Rollentheorie im 20. Jahrhundert

Im Jahre 1936 veröffentlichte Ralph Linton in den USA »The Study of Man«, ein Buch, das verschiedentlich als erste begrifflich scharfe Anwendung der Rollenkategorie gilt. Unabhängig von dem Streit, ob nun Herbert Mead (»Mind, Self and Society«, 1934) oder Moreno (»Who shall Survive«, 1934) oder allen drei Autoren das Primat der fundamentalen Einführung der Rollentheorie in die Soziologie zusteht, läßt sich festhalten, daß die Diskussion um die Rollenhaftigkeit des Menschen in der Soziologie um die Mitte der dreißiger Jahre in den USA begann, bis zu den fünfziger Jahren allerdings noch keineswegs weite Kreise der Soziologen beeinflusste, sondern erst nach 1948 einen sprunghaften Aufstieg nahm. Eine ausführliche Skizze über das Auftreten und die Verbreitung der Rollentheorie insbesondere in den Vereinigten Staaten erübrigt sich an dieser Stelle, da sie schon mehrfach gegeben wurde. Eine sehr übersichtliche und instruktive graphische Darstellung zu diesem Thema findet sich etwa bei Dieter Claessens (1968, S.11).

Nur wenige Jahre nach der allgemeinen Durchsetzung der Rollentheorie in den Vereinigten Staaten, im Jahre 1953, wurde sie mit Dahrendorfs Buch »Homo Sociologicus« nach Deutschland gebracht. Die in der Folgezeit in der Bundesrepublik geführte Diskussion stellte nicht eigentlich die Rollentheorie als solche in Frage, sondern versuchte, bestimmte Momente in ihr zu modifizieren oder zu ergänzen (z.B. erweitert sie Bahrdt um die Dimension der Eigenleistung, Tenbruck um das Moment der Identifikation mit nachfolgender Spontaneität; Dreitzel insistiert auf dem schon von Goffman beobachteten Phänomen der Rollendistanz); man stritt etwa darum, ob mit dem Begriff das erwartete oder das tatsächliche Verhalten gemeint sei. Ganz offenbar stieß die Rollenkategorie in der Soziologie in eine Art »ökologische Nische«, denn in der Folgezeit findet sich kaum eine soziologische Veröffentlichung oder ein Lehrbuch, worin nicht mit großer Selbstverständlichkeit von Rolle, Rollenverhalten usw. die Rede ist, ganz zu schweigen von vulgärwissenschaftlichen

Abhandlungen in Illustrierten, Tageszeitungen, Rundfunk etc., die ohne die Verwendung des Rollenbegriffes zur Beschreibung und Lösung aller möglichen Probleme kaum mehr denkbar sind.

2. *Rollentheorie und Rollenbegriff*

Da der Begriff »Rolle« längst in die Alltagssprache eingegangen und also – wenn auch nicht analytisch streng bestimmt – als allgemein bekannt voraussetzbar ist, da er zudem bei den verschiedenen RollentheoretikerInnen keine einheitliche Verwendung findet, ist die einführende Darstellung in das begriffliche Instrumentarium hier sehr kurz gehalten. Dies dürfte um so vertretbarer sein, als einzelne Bestimmungen immer wieder bei der Abhandlung der verschiedenen Autoren auftauchen.

Eine soziale Rolle (es versteht sich von selbst, daß Rollen nur in sozialem Kontext vorkommen, weshalb die Erweiterung von »Rolle« zur »sozialen Rolle« keiner weiteren Begründung bedarf) meint entweder die Erwartungen der Gesellschaft – Gesellschaft gedacht als Gruppen, Organisationen, Institutionen oder auch Individuen – in bezug auf das Verhalten einzelner oder aber das den Erwartungen entsprechende tatsächliche Verhalten.

Uta Gerhardt (1971, S.138-141) versucht nachzuweisen, daß die beiden Ansätze, entweder das »erwartete« oder das »tatsächliche Verhalten« als Rolle zu bezeichnen, im Prinzip die gleichen seien; allerdings wechselt sie dabei ein ums andere Mal die Abstraktionsebenen, so daß der Argumentationsgang etwas verwirrend wird. Die Möglichkeit, die Kritik, die im Ansatz der »Erwartung« immerhin noch anklang – etwa angedeutet im Begriff der Rollendistanz – zu wenden gegen den Ansatz der existentiellen Rollenmenschen, ist damit zudem verbaut.)

Die Kategorie der Rolle wird gemeinhin im Zusammenhang mit Status oder Position gedacht und meint dann die Verwirklichung der mit diesen übernommenen Rechte und Pflichten. Da Gesellschaft als ein System von sozialen Beziehungen verstanden wird, setzt sie sich zusammen aus den Handlungen und dem Verhalten der in ihr lebenden Individuen (auch Akteure genannt). Handlungen und Verhalten aber werden bestimmt durch Motive und Sanktionen, beide gehören also zum Axiom der Rolle, da innerhalb dieses Theorems der Mensch nur als Rollenträger handelt, nur als Rollenträger überhaupt gesellschaftlich ist. Der Prozeß der Rollenaneignung ist folgerichtig die Sozialisation der einzelnen.

Die für die Rollentheorie entscheidenden Zusatzbegriffe sind also *Rollenverhalten*, *Rollenübernahme*, *Rollenspiel* und später auch *Rolleninteresse* auf seiten der Individuen; *Rollenerwartung*, *Rollen-zumutung*, *Rollenpflicht* von seiten der Gesellschaft, die zur Durchsetzung verfügt über *Werte*, *Normen*, *Kontrollen* und *Sanktionen*.

3. *Innere Logik des Begriffs – Gesellschaft als Theater und Spiel – Rollentheorie als Weltanschauung*

Der Rollenbegriff stammt aus der Theatermetaphorik. Nach Dahrendorf z.B. sagt der Begriff: »Die soziale Welt ist eine Bühne, eine komplizierte Bühne sogar, mit Publikum, Darstellern und Außen-seitern, mit Zuschauerraum und Kulissen, und mit manchen Eigen-tümlichkeiten, die das Schauspiel dann doch nicht kennt.« (Dahrendorf in Einleitung zu Goffmann 1969, S.VII) Die handelnden Men-schen sind immer Spieler, weil sie sich als sozial Handelnde stets auf einer Bühne, im gesellschaftlichen Theater befinden. Ihr Handeln läßt sich also als abgelöst, als ein ihnen Äußerliches, als Zutat zu ihrem eigentlichen inneren Sein begreifen.

»Daß die Metapher vom Menschen als Rollenspieler zutrifft, bedarf der Begründung. Ihre Herkunft aus der Welt des Theaters weist den Menschen als einen Schauspieler aus, der die Rollen, die die Gesellschaft für ihn geschrieben hat, verkörpert – spielerisch, nicht ohne eigenes Hinzutun, doch den gegebenen Regeln folgend und ihnen gegenüber sich als ein invariantes Selbst behauptend. Die Rollen, die er spielt, sind ihm äußerlich, so sehr er sich mit ihnen identifizieren mag, um die Verkörperung plausibel zu machen.« (Dreitzel 1968, S.116) »In diesem Sinne hat die Rolle, die er spielt, allemal *theatralischen* Charakter; ob sie symbolisch-repräsentativ für gesellschaftliche Bedeutungszusammenhänge oder individuell für sich selbst steht, entscheidet sich nach dem Drama, das gespielt wird. Jede Gesellschaft hat andere Rollenstrukturen und jede soziale Situation ihre eigenen Charaktere; das repräsentative Element kann stärker oder schwächer sein, die Rolle kann unter die Haut gehen oder als Routine erledigt werden – jedenfalls bleibt sie ablösbar vom Spieler, der freilich nie hinter der Bühne verschwinden kann, son-dern sich sogleich nach einem anderen Skript umsehen muß.« (Dreitzel 1968, S.120)

Soziales Handeln also ist »inszeniert«, es treten »dramaturgische Probleme« auf, ein »Bühnenbild als szenische Komponente des Aus-drucksrepertoires« (bestehend etwa aus bestimmten Möbeln, Autos,

Clubmitgliedschaft etc.³ wird notwendig. So ausgestattet betritt der/die einzelne die Gesellschaft wie eine Bühne, an der er/sie soweit beteiligt ist, wie eben der Schauspieler an dem Theater, an dem er engagiert ist. Eine Rolle ist für ihn vorgesehen, er kommt, um sie auszufüllen. Als »Sanktionen« positiver Art erwarten ihn Beifall und eine Gage, die negative Skala reicht von »keinem Beifall« bis zum Ausgepiffenwerden, gefolgt von einer Nichtverlängerung des Vertrages.

In der Rollenmetaphorik wird die Welt von einem Standpunkt betrachtet, der außerhalb dieser liegt. Es ist der Rückzug in die Innerlichkeit angesichts der Äußerlichkeit von Welt. Diese streift ihren realen Charakter ab, ist im Grunde nicht mehr Wirklichkeit, ist Spiel geworden. Es wird also mit der Theatermetapher der Schein auf eine Weise als Ersatz für die Wirklichkeit genommen, daß die eigentliche Produktion des menschlichen Lebens uninteressant und irrelevant wird. Die wirklichen Verhältnisse der Menschen lösen sich anscheinend von ihnen ab, geraten aus dem Blickfeld; wichtig bleiben allein die sichtbaren Auswirkungen dieser Verhältnisse auf die Beziehungen der Menschen. Nur diese werden von der Metapher erreicht und scheinen so für sich genommen allein der denkbaren Veränderung noch zugänglich. Was in Wirklichkeit der Veränderung bedarf, wird durch die spezifische Betrachtungsweise unzugänglich. Die Ökonomie, die Politik, aber auch die Triebe verblassen zu Schemen, die nur ab und an noch, nun auch gleich wie Metaphern auftauchen. Die handelnden Menschen werden zu Darstellern, Marionetten, die gezogen und gezwungen ein abgekartetes Spiel spielen.

Diese Betrachtungsweise taucht charakteristischerweise immer dann auf, wenn soziale Umwälzungen vor sich gehen. Das Alte, wie man es gewohnt war, ist nicht mehr das Alte; geboren als jemand, der sein angestammtes Recht erwartet, entgleitet dieses plötzlich, schicksalhaft, die Welt ist unsicher geworden. Die ehemals in ihrer Angepaßtheit funktionalen Verhaltensweisen erstarren zur bedeutungslosen Geste, nehmen dramatische Bühnengestalt an. Heraufbeschworen wird die Rollenmetaphorik durch das Beklagen der Veränderung, die Rückforderung der guten alten Zeit, des Status quo ante, in dem die angestammten Rechte noch galten und »jeder« einen festen Platz in der Gesellschaft hatte. Dieser Standpunkt, der vom

3 Goffmann, dessen Buch »Wir alle spielen Theater« diese Kategorien entnommen sind, ist wohl am konsequentesten in der Anwendung der Theatersprache auf alle Bereiche des gesellschaftlichen Seins.

Hier und Jetzt und auch von der Zukunft nichts zu erwarten hat, sondern rückschaut auf die Vergangenheit, verurteilt seine VertreterInnen zur Passivität der bloß kontemplativen Betrachtung. Von diesem Standpunkt her sind sie tatsächlich ZuschauerInnen eines Geschehens, das sich ohne ihre Tätigkeit abspielt.

Die Anschauung der Welt als eine, die dem totalen Rollenspiel verfallen ist, verlagert den wirklichen Menschen entweder ins Jenseits nichtentfremdeter Einzigartigkeit oder sie führt zu einer Bejahung, die sich im Zynismus totaler Manipulierbarkeit auf die Seite des Manipulierenden schlägt. Die Kategorie der Rolle steht im ersten Fall als Vermittler zwischen einer fremden Gesellschaft und dem ungesellschaftlich freien Individuum; im zweiten Fall konstituiert sie, beziehungsweise eine Summe von Rollen, das Individuum selber.

Die Proklamation der Schauspielhaftigkeit des Daseins hat etwas von einem allseits bekannten Geheimwissen. Einmal behaupten die Rollentheoretiker, sich ganz auf die Basis der unmittelbar gelebten Erfahrung zu begeben, volkstümliches Allgemeingut nur auszusprechen, indem sie Redewendungen zum Beweis anführen wie »aus der Rolle fallen«, »die Maske fallenlassen«, »eine große Rolle spielen« usw., auf der anderen Seite wird Rolle zur Elementarkategorie ausgerufen, die, in der Reinheit der Abstraktion, natürlich in der Wirklichkeit nicht auffindbar sei, sondern lediglich als ordnendes Strukturprinzip diene. Wer diese Grundkategorie erst einmal gewonnen hat, dem ordnet sich die Welt lückenlos. Tenbruck z.B. warnt davor, das Bild des Schauspielers allzu genau zu nehmen. Doch bleibt dies bloße Deklamation, da weder er noch andere RollentheoretikerInnen inhaltlich anders verfahren. Zudem bliebe immer noch die Frage, wozu es des Theatergleichnisses bedarf, wenn ganz anderes gemeint sein soll.

»Wir bedienen uns der Metapher des Schauspielers, um ein Verständnis für den soziologischen Rollenbegriff zu erleichtern. Und wenn es denn auch zuhauf soziale Rollen gibt, in denen Ich und Rolle getrennt und diese das Äußere bleibt, so daß hier das Bild des Schauspielers mehr wird als bloße Metapher, so sind das Sonderfälle, die in der allgemeinen Exposition des Rollenbegriffs keinen Platz haben. Was am Rollenbegriff soziologisch ist, ist keine Metapher, und was an ihm Metapher ist, ist nicht soziologisch (...) Es wäre demnach ein Mißverständnis, die soziale Rolle von der Parabel des Schauspielers her zu verstehen.« (Tenbruck 1961, S.9)

Wenn man das Handeln des Arbeiters an der Maschine mit den gleichen Begriffen beschreiben kann wie das Funktionieren der

Maschine selbst, so folgt daraus eben, daß er innerhalb des Betriebs als eine Maschine und nicht spezifisch anders vernutzt wird. Es hilft nichts, zu behaupten, daß er doch keine Maschine sei, und man das Bild nicht zu weit treiben dürfe.

Es empfiehlt sich, die rollenmetaphorisch verfahrenende Betrachtung der Welt von einem Standpunkt, der sich außerhalb dieser befindet, einem Standpunkt des Rückzugs in die Innerlichkeit, als *Weltanschauung* zu bezeichnen. Es wird noch zu prüfen sein, wessen Weltanschauung unter welchen Bedingungen so motiviert wird.

Zwar wendet sich Bernard Willms (1971), dessen Ausführungen zur Rollenkatgorie später noch ausführlich diskutiert werden (vgl. Kap. III), energisch gegen die »Abqualifizierung systematischen Denkens« zur »Weltanschauung«, die er wesentlich durch Arnold Gehlen vorgenommen sieht. Er schreibt:

»Die Abqualifizierung systematischen Denkens als 'Weltanschauung', die – als 'große Schlüsselattitüde' bezeichnet – als 'geistige Haltung jetzt historisch geworden« sei, stammt von Arnold Gehlen. Der Ausdruck 'Schlüsselattitüde' sowie die Beispiele Freud und Marx, die Gehlen in diesem Zusammenhang bringt, lassen aber darauf schließen, daß er hier die monokausale systematische Reduktion im Auge hat, die 'aus einem Punkte kurieren' will. Das entspricht Gehlens Herkunft aus dem Idealismus fichtescher Prägung; eine reflexive Dialektik könnte andere Möglichkeiten denken. Freilich entspricht Gehlens Denken auch präzis einer spätbürgerlichen Gesellschaft, die an ihr Ende gekommen ist und die die Zukunft nicht mehr interessiert, weil sie sie nicht mehr als ihre Zukunft sehen kann oder mag. Immerhin ist die reflektierte Resignation Gehlens eine trotz allem erschließendere Denkhaltung als der einfache Optimismus der 'dynamischen offenen Gesellschaft'.« (Willms 1971, S.56)

Da in diesem Buch die Rollentheorie als das Selbstverständnis einer abdankenden Schicht begriffen wird, eine Definition, die etwa Willms' Beschreibung des Gehlenschen Denkens wiederum entspricht, scheint es weiter legitim, hierfür am Begriff der Weltanschauung festzuhalten.

Der konsequenteste Vertreter dieser Art Betrachtung von Welt ist Dahrendorf, der ganz im Rahmen eines solchen Entwurfs folgerichtig zu der Frage kommt: »Inwieweit ist Gesellschaft nötig?« (Dahrendorf in Goffmann 1969, S.VIII)

4. Die Diskussion der Rollentheorie in Deutschland

Vor der Gesamteinschätzung der Rollentheorie, ihrem gesellschaftlichen Stellenwert, ihrem Leistungsaspekt und ihrem Standpunkt, scheint es angebracht, die einzelnen Vertreter kritisch darzustellen, um wegen der späteren notwendigen Allgemeinheit der Aussagen das je Besondere nicht unbeachtet zu lassen. Bei dieser Kritik werden die einzelnen Momente, die sich später zu einem Ganzen fügen sollen, zum Teil schon genannt werden. Trotz einiger Wiederholungen, die bei diesem Vorgehen unvermeidlich sind, scheint dieser Weg der geeignetste zu sein, da sonst der Allgemeinheit der Darstellung der kritische Bezug zu einzelnen Theoretikern geopfert werden müßte.

Ralf Dahrendorf

Wie eingangs erwähnt, bemüht sich Dahrendorf in seiner gesamten Schrift (*»Homo Sociologicus«*), die anscheinend auseinandergetretenen Elemente Individuum und Gesellschaft zusammenzufügen, zu vermitteln, das Bindeglied zwischen beiden zu finden. »Um Teil der Gesellschaft und Objekt soziologischer Analyse zu werden, muß der 'reine' Mensch vergesellschaftet, an die Tatsache der Gesellschaft gekettet und dadurch zu ihrem Glied gemacht werden.« (1964, S.45) Dahrendorf benötigt für seine theoretische Konstruktion den »reinen Menschen« auf der einen Seite (er scheint sich durch die Anführungsstriche von dem Wort 'rein' zu distanzieren, es zeigt sich jedoch im Lauf der Analyse, daß diese Distanzierung ausschließlich in der Sphäre der Zeichensetzung verbleibt), auf der anderen die fertige Gesellschaft. An einem »Schnittpunkt« oder in einem »Schnittbereich« treffen sich die beiden, ansonsten existieren offenbar Gesellschaft und Individuum jedes für sich.

Wie definiert sich nach Dahrendorf Gesellschaft und wie der einzelne?

Gesellschaft erscheint zunächst als »ein Drittes (das Erste und das Zweite sollen Individuum und Welt sein, F.H.), das uns an die Welt bindet und diese beiden so konkreten Abstraktionen vermittelt« (S.14). »Der Soziologe hat es mit dem Menschen im Angesicht der ärgerlichen Tatsache der Gesellschaft zu tun.« (ebd.) Dahrendorf sagt zwar im Nachsatz, der Mensch sei die Gesellschaft, die ohne bestimmte einzelne eine bedeutungslose Fiktion wäre, doch ist dieser Satz folgenlos für die weitere Analyse.

»... das Sozialgefüge der Gesellschaft könnte als ein riesiger Organisationsplan erscheinen, in dem Abertausende von Positionen in ihren Feldern wie Sonnen mit einem Planetensystem verzeichnet sind.« (S.42) »Von dem, was der einzelne tut oder selbst regelmäßig tut, führt kein Weg zu der prinzipiell unabhängig vom einzelnen bestehenden Tatsache der Gesellschaft.« (S.52)

Diese etwas dürftigen Bestimmungen von Gesellschaft sind zunächst rein formal, meinen Gesellschaft als solche, nicht eine bestimmte Gesellschaft. So kann auch die Vergesellschaftung des Menschen, da sie bei Dahrendorf immer gebunden ist an die gegenwärtige Gesellschaft des Kapitalismus (nur in Nebensätzen führt er zweimal einen Seitenhieb auf »sowjetrussischen Terror«), nichts anderes bewirken als die Gesetze der privaten Warenproduktion vorschreiben: sie entfremdet den Menschen. Dies erscheint als eine Qualität von Gesellschaft schlechthin, so daß antithetisch das nicht-gesellschaftliche freie Individuum nicht nur für diese Konstruktion gebraucht wird, sondern daß zugleich damit beim utopischen Entwurf nicht etwa eine neue bessere Gesellschaft verlangt, vielmehr die Befreiung des Menschen auch als Befreiung von jeder Gesellschaft gedacht werden muß.

»Gesellschaft ist die entfremdete Gestalt des einzelnen, *homo sociologicus* ein Schatten, der seinem Urheber davongelaufen ist, um als sein Herr zurückzukehren.« (S.34)

»Der zum *homo sociologicus* gewordene Mensch ist den Gesetzen der Gesellschaft und den Hypothesen der Soziologie schutzlos ausgeliefert; dennoch kann nur Robinson hoffen, seine entfremdete Geburt als *homo sociologicus* zu verhindern.« (S.45)

»Der Mensch ist (durch die Kraft der Gesellschaft, F.H.) vom Einmaligen zum Exemplar, vom Einzelnen zum Mitglied, von der freien und autonomen Kreatur zum Produkt seiner entfremdeten Charaktere geworden.« (S.63)

»Wir spüren und wissen, daß ihm ein Zusätzliches, Anderes eigen ist, daß er nicht nur 'Landbewohner', sondern auch 'Erdbewohner' (Metaphern von Musil, F.H.) und als solcher von aller Bindung an die Gesellschaft frei ist.« (ebd.)

»Der Punkt ist nicht fern, an dem der aller Individualität und aller moralischen Verantwortung bare *homo sociologicus* in der Perception der Menschen und damit für ihr Handeln den freien, integren einzelnen, der der Herr seines Tuns ist, ganz ersetzt hat. Weil *homo sociologicus* und der ganze Mensch gegeneinander um die Gunst und das praktische Selbstverständnis des Menschen

ringen, begründen sie ein Dilemma, dem wir uns stellen müssen.« (S.70)

Homo sociologicus, der offenbar der Gesellschaft wie der Wissenschaft von ihr, der Soziologie, gleichermaßen verfallen ist, ist der rollenspielende Mensch.⁴

Nachdem das Gegensatzpaar einzelner und Gesellschaft aus der logischen Höhe der reinen Idee bestimmt wurde, tritt nun als angebliche Vermittlung der beiden Abstraktionen ein Begriff aus der unmittelbaren Erfahrung: das Rollenspiel. Jederzeit auffindbar, fügt er sich so scheinbar widerspruchslös als die wesentliche Instanz, die Individuum und Gesellschaft aneinander bindet, wird die Rolle zur Grundkategorie von Soziologie überhaupt. Hierfür wird konstatiert:

»Der Mensch verhält sich rollengemäß.« (Dahrendorf 1964, S.77)
 »War *homo sociologicus* bis vor kurzem ein reines Postulat, dessen Nützlichkeit zwar viele vermuteten, aber niemand recht überzeugend aufweisen konnte, so deutet sich heute die Chance an, die Metapher dieses neuen Menschen an empirischen Problemen zu bewähren. Erst damit wird der Mensch als Positionsträger und Rollenspieler vom müßigen Paradox des Gedankens zum bedrängenden Gegenüber des ganzen Menschen der Erfahrung und die entfremdete Wiedergeburt des Menschen im *homo sociologicus* zum unentrinnbaren Problem einer philosophischen Kritik der Soziologie.« (S.55)

Es ist also die Gesellschaft, die den Menschen entfremdet, ihn zum Rollenspiel zwingt, zum *homo sociologicus* macht, das heißt, ihn erst der Wissenschaft Soziologie aufbereitet. Denn vom

»Standpunkt der Gesellschaft und der Soziologie ist das Lernen von Rollenerwartungen ein Vorgang, der den Menschen, indem er ihn zum *homo sociologicus* entfremdet, ihr überhaupt erst zugänglich macht und Bedeutung verschafft. Der rollenlose Mensch ist für Gesellschaft und Soziologie ein nicht existierendes Wesen.« (S.45)

Soll dies nicht pure Tautologie sein und heißen, die Wissenschaft von der Gesellschaft befaßt sich mit der Gesellschaft, so kann es nur meinen, der »eigentliche Mensch« existiert außerhalb der Gesellschaft, in ihr verkommt er, gerät außer sich; die Wissenschaft Soziologie befaßt sich mit dem Entäußertsein und seinen Formen. Es gehen sie weder die konkreten Bewegungsgesetze der Gesellschaft an, noch der Prozeß der historischen Vergesellschaftung des Menschen,

4 Ich erspare mir hier eine Widerlegung der Vorstellung, daß der Begriff der »Charaktermaske« bei Marx schon den Rollenbegriff meine, wie Dahrendorf (1964, S.22) irrtümlich annimmt, weil dies schon bei Jutta Matzner (1964) überzeugend geschehen ist.

denn der Mensch wird vom Standpunkt der Soziologie als reiner bei seiner Geburt in die schon fertige Gesellschaft geworfen, dort entfremdet er sich zusehends seines Menschseins, um als *homo sociologicus* ein zweites Mal auf die Welt zu kommen.⁵

»Denn das Verhältnis des einzelnen zu seinen Rollen birgt ja in sich die Geburt des *homo sociologicus* aus dem ganzen Menschen, die Entfremdung des Menschen zum Schauspieler auf der Bühne der Gesellschaft.« (Dahrendorf 1964, S.41)

»Die Welt ist eine Bühne, auf der der einzelne auftritt und von der er wieder abtritt. (...) Der einzelne und die Gesellschaft sind vermittelt, indem der einzelne als Träger gesellschaftlich vorgeformter Attribute und Verhaltensweisen erscheint.« (S.21)

Die Gesellschaft als Theater zwingt also den Menschen, Rollen zu spielen. Mensch ist er eigentlich nur außerhalb der Gesellschaft. Nach dieser Setzung wird die Gesellschaftsanalyse zu einem rein klassifikatorischen Problem; nicht ihre Geschichte, nicht, was sie bewegt, welche Interessen verfolgt werden, was zu welchem Nutzen geschieht, interessieren mehr, sondern das Stück, das gespielt wird, wird aufgeschlüsselt nach der Anzahl der Rollen, die bereitstehen, nach Haupt- und Nebenrollen, Zahl der Auftritte, Zahl der benötigten Darsteller und natürlich nach den Maßnahmen, die ergriffen werden, damit der einzelne nicht zur Unzeit die Bühne verläßt oder gar die falsche Rolle spielt.

Nach der weltanschaulichen Setzung kann also die Theorie für die empirische Nutzung ausgebildet werden.

»Am Schnittpunkt des einzelnen und der Gesellschaft steht *homo sociologicus*, der Mensch als Träger sozial vorgeformter Rollen. Der einzelne ist seine Rollen, aber diese Rollen sind ihrerseits die ärgerliche Tatsache der Gesellschaft. Die Soziologie bedarf bei der

5 Claessens wendet sich explizit gegen die Vorstellung, daß das Kind als »reiner« Mensch begriffen wird und damit jede Sozialisation notwendig zur Entfremdung gerät: »Ist nun das Kind der 'reine' Mensch? Das Kind hat doch noch keine so distinkte Rolleneinfassung wie der Erwachsene, befindet sich doch noch in einer recht offenen Auseinandersetzung mit der auf es (wahrlich als Ärgernis) eindringenden Gesellschaft, als deren Vertreter ja wohl Eltern, Großmütter, Tanten und Lehrer anzusehen sind. Lange Zeit wirkt im Kind der 'gesellschaftliche Imperativ' noch äußerst schwach, sind Ichideal und 'Über-Ich' spärlich entwickelt, lange Zeit ist es insofern 'frei'. Ist das der 'freie' Charakter, dem nun im Prozeß der Sozialisation der 'gesellschaftliche Charakter' langsam überprägt wird? Weit gefehlt. Jahr für Jahr verdichtet sich das Netz der Erkenntnisse, die besagen, daß sich die kindliche Persönlichkeit ohne das Angebot von Kultur und Gesellschaft überhaupt nicht entwickelt, sich nicht entwickeln kann. Ohne Sozialisation gerät der werdende Mensch gar nicht in jene Position, in der und von der aus überhaupt erst die Chance jener Fragestellung entsteht: der Frage nach Unterwerfung unter Gesellschaft oder Auflehnung aus 'freiem Entschluß'.« (Claessens 1968, S.37).

Lösung ihrer Probleme stets des Bezuges auf soziale Rollen als Elemente der Analyse; ihr Gegenstand liegt in der Entdeckung der Strukturen sozialer Rollen.« (S.16)

Geradezu mit Naturgesetzlichkeit wird Rolle zum Elementarteil von Gesellschaft, denn sie soll »Element soziologischer Analyse« sein, wie das »Atom Element physikalischer Analyse« ist. Rolle ist also wie im Theater etwas dem Spieler Äußerliches, ihm Vorgegebenes; sie bezieht sich auf sein Verhalten, dieses muß er lernen.

»Die beiden Begriffe, die gemeinhin für den Prozeß der Vermittlung des alle Gesellschaftlichkeit entkleideten einzelnen und der aller Individualität baren Gesellschaft verwendet werden – Sozialisierung (socialisation) und Verinnerlichung (internalization) – verorten den Ort dieses Prozesses am Schnittpunkt von individuellem und Gesellschaft, damit den Ort der Kategorie der Rolle auf der Grenzlinie von Soziologie und Psychologie.« (S.45)

Dem Begriff der Rolle wird zur besseren Klassifizierung und Erkenntnis der Begriff Position zugesellt.

»Indem der einzelne soziale Positionen einnimmt, wird er zur Person des Dramas, das die Gesellschaft, in der er lebt, geschrieben hat. Mit jeder Position gibt die Gesellschaft ihm eine Rolle in die Hand, die er zu spielen hat. Durch Positionen und Rollen werden die beiden Tatsachen des einzelnen und der Gesellschaft vermittelt; dieses Begriffspaar bezeichnet *homo sociologicus*, den Menschen der Soziologie, und es bildet daher das Element soziologischer Analyse.« (S.26)

Positionen sind also Orte, Rollen sind Ansprüche der Gesellschaft, also Erwartungen hinsichtlich Verhalten, Aussehen und Charakter, nicht tatsächliches Verhalten.

»Soziale Rollen sind gleich Positionen quasi-objektive, vom einzelnen prinzipiell unabhängige Komplexe von Verhaltensvorschriften. Ihr besonderer Inhalt wird nicht von irgendeinem einzelnen, sondern von der Gesellschaft bestimmt und verändert. Die in Rollen gebündelten Verhaltenserwartungen begegnen dem einzelnen mit einer gewissen Verbindlichkeit des Anspruchs, so daß er sich ihnen nicht ohne Schaden entziehen kann.« (S.27f.) Rollenkonformismus wird zum »universellen Merkmal aller gesellschaftlichen Formen« (S.28).

In der Folge kann einfach klassifikatorisch vorgegangen werden: Es gibt Muß-(Gesetz), Soll-(Sitte) und Kann-(Gewohnheit) Erwartungen und entsprechende Stufen von Sanktionen.

»Während die Formulierung von Rollenerwartungen unabhängig von den ihre Einhaltung erzwingenden Sanktionen leicht zu kaum

kontrollierbaren, vagen Bestimmungen führt, macht das Vorhandensein von Sanktionen diese Erwartungen faßbar und überprüfbar. Sanktionen eignen sich daher vorzüglich zur Klassifizierung sozialer Rollen.« (S.32)

Dahrendorf schlägt vor, sämtliche in der Gesellschaft vorkommenden Rollen nach der Schärfe der Sanktionen zu ordnen.

»Die Frage nach dem Wesen 'der Gesellschaft' im Hinblick auf soziale Rollen wird zur Frage nach der Art, in der Bezugsgruppen die Erwartungen der durch sie lokalisierten Positionen bestimmen und sanktionieren.« (S.36)

Empirisch soll dann folgendermaßen vorgegangen werden: erst werden soziale Positionen ausgesondert; ihnen werden nach Verbindlichkeit (vermittels der negativen Sanktionen, die vorher ausgemacht werden) Rollen zugeordnet. Die Gesellschaft, die ja für Rolle und Sanktion zuständig ist, löst sich auf in Bezugsgruppen, die am jeweiligen Ort der sozialen Position zu finden sind. Bei einer Überschneidung von Bezugsgruppen empfehle sich eine Rangordnung, die wiederum nach der Schärfe der Sanktionen zu bestimmen sei. Für die schwieriger auszumachenden Kann-Erwartungen werden Meinungsumfragen für geeignet gehalten.

Nach diesem Verfahren wird man zweifellos über Jahrzehnte ein Heer von Soziologen beschäftigen können; was aber dabei herauskommt, wird keineswegs eine sinnvolle Analyse von Gesellschaft sein, die, um im Theaterbild zu bleiben, auch nur einen Blick hinter die Kulissen gestattet, sondern ein chaotisches, immer weiter sich verzweigendes, minutiöses Gemälde eines planlos und sinnwidrig, aber in sich perfekt funktionierenden Uhrwerks, dessen Rädchen ursprünglich als für sich Seiende entworfen wurden. So bleibt auch Dahrendorf wenig anderes, als etwas hilflos auf das ganz andere zu verweisen, das zugleich offenbar Gesellschaft und Nicht-Gesellschaft in einem ist:

»Nur dann wird der Soziologe vom Hemmschuh zum Motor der Entwicklung einer Gesellschaft freier Menschen, in der die ärgerliche Tatsache der Gesellschaft und die allzu passive Phantasie unausgefüllter Räume in der aktiven Wirklichkeit frei erfüllter Zeit aufgehoben werden.« (S.74)

Wenn die Kategorie des *homo sociologicus* zugleich wissenschaftlicher Begriff als auch gesellschaftliches Produkt (entfremdeter Mensch) sein soll, stellt sich die Frage nach dem Wissenschaftsbegriff, der einer solchen Theorie zugrunde liegt. Die Soziologie soll einerseits die Gesellschaft rationalem Verständnis öffnen und den

»einzelnen Menschen zur Freiheit selbstgewählter Zwecke« führen (S.64), durch die Konstruktion des *homo sociologicus* aber seien die »Einzelheit« des einzelnen und sein Anspruch auf Freiheit verloren. »Die Soziologie hat die Exaktheit ihrer Annahmen mit der Menschlichkeit ihrer Absichten bezahlt und ist zu einer durchaus inhumanen Wissenschaft geworden.« (S.65) Daß sie als Wissenschaft inhuman geworden sein soll durch eine bestimmte Wahl, zeigt auch die Analogie zur Atomphysik. Wissenschaft ist nach Dahrendorf an sich Abwesenheit von Moral. (ebd.)⁶

»Nicht daß die Soziologie sich von ihrer eigentlichen Aufgabe entfernt hat, sondern daß sie sich überhaupt als Wissenschaft entwickelt hat, macht das Paradox des moralischen und entfremdeten Menschen so bedrängend.« (Dahrendorf 1964, S.65) Die Wahl, wissenschaftlich sein zu wollen, war »schlimm« (S.71), weil »die Sozialwissenschaft und ihre Forschungsergebnisse selbst eine moralische Kraft darstellen, die, wenn sie nicht bewußt gezügelt wird, mit so großer Macht gegen die Werte der Freiheit und der Individualität wirkt, daß eine von aller Wissenschaft unabhängige Moral sie nicht mehr aufzuhalten vermag« (S.72).

Wie vordem Gesellschaft und Individuum getrennt vorkommen, werden jetzt Wissenschaft und Moral auf eine Weise getrennt, daß erstere immer gegen Moral, gegen Freiheit des/der einzelnen wirkt. Dahrendorf schreibt zwar die Abkehr von der Moral der Wertfreiheit der Wissenschaft zu, meint aber zugleich, daß nur diese überhaupt Wissenschaft sei, so daß die Entscheidung fallen muß: für oder gegen Wissenschaft wie für oder gegen Gesellschaft. Und wie zuvor bei der Bestimmung der Gesellschaft ist es die im Dienst nicht der allgemeinen, sondern der besonderen Interessen der gegenwärtig herrschenden Klasse stehende Gestalt von etwas, das als Wissenschaft bezeichnet wird, die stellvertretend das verdammende Urteil über Wissenschaft an sich erlaubt.

»Niemand wird einer ideologischen Wissenschaft das Wort reden wollen, die ihre Aussagen bewußt oder unbewußt wertend verfälscht, also wissenschaftliche Theorien als moralische Präzepte oder Werte als Wissenschaft ausgibt.« (S.73)

⁶ Robert Musil, der bei Dahrendorf als ein Kronzeuge für das außergesellschaftliche Vorhandensein des »eigentlichen« Menschen figuriert, läßt den Helden seines Buches zur Moral, deren Abwesenheit von der Wissenschaft Dahrendorf behauptet und beklagt, folgende Ausführungen machen: »(...) daß Moral wie alle andere Ordnung durch Zwang und Gewalt entsteht! Eine zur Herrschaft gelangte Gruppe von Menschen auferlegt den anderen einfach die Vorschriften und Grundsätze, durch die sie ihre Herrschaft sichert.« (1952, S. 1046).

Dahrendorf selbst allerdings beginnt seine Theoriebildung mit einer Weltanschauung, deren wertender besonderer Standpunkt sich verbirgt hinter einer nur scheinbaren Allgemeinheit totaler gesellschaftlicher Negation. Es verwundert in diesem Zusammenhang nicht, daß für ihn Wissenschaft nichts mehr mit dem Pathos der Wahrheitsfindung zu tun hat.

»Schon der Ausdruck 'wissenschaftliche Wahrheit' ist im Grunde nur ironisch vertretbar. Daß Wissenschaft unumstößliche Wahrheit vermitteln kann, ist einer der folgenschweren Irrtümer des common sense.« (S.83)

Es liegt auf der Hand, daß die Welt als solche nicht so sehr Interesse des Soziologen ist, sondern die konkrete Gesellschaft; ebenso führt die Reflexion über den Menschen als solchen zur reinen Spekulation. So ist bei allen Sätzen, die mit »der Mensch« anheben, großes Mißtrauen geboten. Es muß die Frage nach dem Betrachtungsstandpunkt gestellt werden. Es heißt zum Beispiel bei Dahrendorf:

»In dem Interesse der Gesellschaft an Familie, Schule und Kirche bekundet sich keineswegs nur der Wunsch, dem einzelnen zur vollen Entfaltung seiner individuellen Anlagen zu verhelfen, sondern vor allem auch die Absicht, ihn auf die Aufgaben, deren Erfüllung die Gesellschaft von ihm erwartet, effektiv und kostensparend vorzubereiten.« (S.45)

Hier wird deutlich, mit welchem Interesse hier ohne weiteres Gesellschaft schlechthin identifiziert wird. Bereits bei der ersten Überlegung drängt sich die Einsicht auf, daß es schon eine besondere Gesellschaft sein muß, deren Erwartungen etwas ganz anderes meinen als die »volle Entfaltung« der »individuellen Anlagen« des einzelnen.⁷

Nach den bisherigen Ausführungen über die Theater- bzw. Rollenmetaphorik im allgemeinen und über Dahrendorf im besonderen läßt sich vorgehend die These aufstellen, daß Rollentheorie eine radikale Trennung von Individuum und Gesellschaft unterstellt, die sie von der aufklärerischen Tradition der Soziologie scharf abhebt. In der Folge wird deutlich, daß es dennoch Ausnahmen gibt, unter denen insbesondere René König hervorsticht. Der Preis, den er für die Umgehung dieses Konflikts zahlt, ist allerdings hoch. Es ist dies eine

7 Ich bin auf Dahrendorfs Kantinterpretation, die er zur Unterstützung seines konstatierten Widerspruchs zwischen dem autonomen Ich und dem vergesellschafteten Menschen heranzieht, nicht eingegangen, da dies schon von mehreren seiner Kritiker geleistet wurde (z.B. von Judith Janoska-Bendl (1962), von Dieter Claessens (1968), von Helmut Schelsky (1959).

so grenzenlose, fast an Glaubenssätze erinnernde Bejahung alles dessen, was er in seiner Gesellschaft vorfindet, daß jeder Zweifel von anderen kommunistischverdächtig wird. Konsequenter zieht er Dahrendorf sowohl des Stirnerianertums als auch des Marxismus, die beide so wenig miteinander gemein haben, wie wiederum Dahrendorf mit ihnen.

Die Hypothese der für die Rollentheorie notwendigen Trennung von Individuum und Gesellschaft wird trotz der Überwindung, die mit König als Möglichkeit sich zeigt, beibehalten. Er selber wirft übrigens Dahrendorf diese Trennung vor. Gleichwohl wird in den folgenden Ausführungen deutlich werden, daß nicht daran gedacht ist, an der Brücke, die König für die Verbindung von Individuum und Gesellschaft konstruiert, mitzubauen.

Heinrich Popitz

Popitz erweist sich als Kritiker der Rollentheorie, ohne sie als ganze aufzugeben. Sein Interesse ist Erweiterung und Modifikation zugleich. Bevor ich die von Dahrendorf abweichenden Begriffsbestimmungen nachzeichne, führe ich den Rahmen vor, innerhalb dessen auch Popitz Rollentheoretiker ist. Nach meinen bisherigen Ausführungen muß der Rollenbegriff einhergehen mit einem Gesellschaftsbegriff, der nicht nur Individuum von Gesellschaft trennt, sondern auch Gesellschaft als fertige, in sich gegründete, als allgemeine Form, d.h. als eine formallogische Abstraktion begreift. Abstrahiert wird von allen Interessen, überhaupt von jedem konkreten Inhalt. Gesellschaft wird zu einer Struktur, mit der dann der einzelne in gesonderte Wechselwirkung tritt. Entsprechend diesen Bestimmungen werde ich prüfen, welche Definition von Gesellschaft Popitz gibt. Er beansprucht zwar, »etwas Grundlegendes über die gesellschaftliche Existenz des Menschen (zu erfahren), über Grundrisse sozialer Beziehungen, die sich im Prozeß der Vergesellschaftung notwendig ergeben müssen« (Popitz 1967, S.7). Diese Entwicklungsbegriffe werden jedoch bald fallengelassen. »Jede Gesellschaft kann als sozial differenziertes Gebilde betrachtet werden, als Gefüge aus sozial ungleichartigen Teilen.« (S.8) Um nicht »ein uferloses Kontinuum« »sozialer Ungleichartigkeiten« zu erhalten, schlägt er eine Beschränkung auf die Verhaltensunterschiede bestimmter Klassen vor, die in allen Gesellschaften zu finden seien. Ihre Beziehungen zueinander wären darzustellen als Struktur. In jeder Gesellschaft habe das »Gefüge sozialer Ungleichheiten« einen »normativen

Kernbestand«. Diesen gelte es zu differenzieren (Normfächerung). Zur Veranschaulichung muß das Bild des Baumes erhalten: der Stamm versinnbildlicht die Normen für alle, die Äste diejenigen spezieller sozialer Einheiten (Familie, Betrieb), die Zweige schließlich stehen z.B. für »Väter« im Unterschied zu »Arbeitern« (S.9).

Wichtig wird es für Popitz, nicht eine konkrete Gesellschaft zu erkennen, sondern die Struktur aller möglichen Gesellschaften überhaupt. Er will »mit Hilfe soziologischer Grundbegriffe« »gesellschaftliche Strukturen« formulieren, die »universale Gültigkeit beanspruchen« können (S.44). Wenn man z.B. die Aussage mache, daß jede Gesellschaft auf abweichendes Verhalten mit negativen Sanktionen reagiere, d.h., daß in jeder Gesellschaft Verhaltensregelmäßigkeiten vorhanden seien, und man fände eine Gesellschaft, in der das nicht so ist, müsse man sich auf die Suche nach einer neuen Grundkategorie begeben. Wenn man so vorgeht, kann man zwar aufgrund von Verhaltensregelmäßigkeiten auf das Vorkommen von Gesellschaft überhaupt schließen, kann man auch verschiedene Gesellschaften nach der Verschiedenartigkeit ihres Verhaltens unterscheiden, wie dies die Kulturanthropologie getan hat, findet aber niemals den Grund für ein gegebenes Verhalten. Dies ist für Popitz kein Problem; als Grund für ein Verhalten gelten eben die Sanktionen. Sie werden von ihm schlicht klassifiziert, ohne daß der Prozeß der Vergesellschaftung mit reflektiert würde.

Durch die Postulierung der allen Gesellschaften eigenen, durch negative Sanktionen gesicherten Verhaltensregelmäßigkeiten kann auch Popitz jetzt den Rollenbegriff für seine Theorie in Anspruch nehmen. Freilich geht es ihm nicht darum, die Dichotomie von Gesellschaft auf der einen und Individuum auf der anderen Seite zu zeigen, sondern er begnügt sich damit, überhaupt formale Gleichmäßigkeiten des vergesellschafteten Menschen kategorial zu erfassen. Dabei bekommt bei ihm der Rollenbegriff auch nicht den weltanschaulich zentralen Stellenwert wie bei Dahrendorf, sondern er wird zu einer möglichen Kategorie unter anderen. Daraus folgt, daß er auch inhaltlich undefiniert wird.

Nach Popitz sind soziale Rollen kollektiver Natur, sie sind eine »soziale Haut konfektioneller Art«; von seiten der Gesellschaft sind sie normative Spezialisierung, von seiten des Individuums soziale Verallgemeinerung. Notwendig für das Vorhandensein von Rolle seien die »positionelle Verfestigung«, die »Veralltäglicung« und »die Übertragbarkeit« (daher sei z.B. auch mit dem Terminus »charismatischer Führer« keine Rolle gemeint). (S.12) »Erst mit der

Entindividualisierung der Normen bilden sich Rollennormen. (Und entsprechend würden wir sagen: Erst mit der Verfestigung charismatischer Macht zur positionellen Macht entsteht 'Herrschaft')« (S.12). Auch Gruppenfiguren wie 'Narr' oder 'Alleinunterhalter' (die beispielsweise bei Goffmann durchaus als Rollen gelten) seien keine Rollen, ihnen fehle das »normative Gewicht«. Sozialstandardisierte Verhaltensweisen als Individualitätsmuster – wie »rauhbeinig, goldenes Herz« – seien keine Rollen, weil ihnen Kollektivität fehle.

Soziale Verhaltensmuster sind also nach Popitz Verhaltensregelmäßigkeiten und Verhaltensgleichförmigkeiten, die auf sozialer »Übereinkunft« und »sozialer Verabredung« beruhen. Ein grundlegendes Phänomen der Vergesellschaftung sei die Forderung, den Abstraktionsprozeß (der Verhaltensnormen) als Leistung zu vollbringen, die Richtigkeit der Abstraktion zu moralisieren. Bei Rollennormen beziehe sich dies auf Situation, Handlung und Person. Durch soziale Normierung und soziale (positionelle) Differenzierung ergebe sich folgende Rollendefinition: »Als soziale Rolle bezeichnen wir Bündel von Verhaltensnormen, die eine bestimmte Kategorie von Gesellschafts- bzw. Gruppenmitgliedern im Unterschied zu anderen Kategorien zu erfüllen hat.« (S.21) Rolle ist also bei ihm im Unterschied zu Dahrendorf regelmäßiges, wiederholtes »tatsächlich ablaufendes Verhalten« und nicht gedachtes oder erwartetes. »Entsprechend sollten auch die Begriffe, welche Beziehungsstrukturen sozialer Rollen bezeichnen, nicht an Erwartungen, sondern an Verhaltensmerkmalen orientiert werden.« (S.23)

Wo Dahrendorf sich zu weit in die Spekulation vorwagt, beschränkt sich Popitz nur noch auf oberflächliche Erfahrung. Er bietet an, der Rollennorm noch die Kategorie des Rollenbrauchs zuzugesellen, als »Vorwarnsystem« in der »Grenznähe sozialer Normen«. Es ist unnötig, Popitz der reinen Formalisierung zu bezichtigen, da dies expressis verbis in seinem Ansatz steckt:

»Der begriffliche Ansatz muß sich in möglichster Ökonomie auf die formalen Umrisse bestimmter Strukturen beschränken. Nur so gewinnt er eine zureichende Offenheit für die vergleichende interkulturelle und geschichtliche Analyse. Offenbleiben muß vor allem das *Rollenverhältnis*, die subjektive Beziehung zur eigenen und zur fremden sozialen Rolle.« (S.32)

Popitz lehnt es ab, das Verhältnis des Individuums zur Rolle zum Gegenstand zu machen, da dies zu Spekulationen herausfordere, die Universalität unterstellen. Sie seien geschichtsphilosophische Analogien, die sich für den interkulturellen Vergleich nicht eignen.

Der Stellenwert, den Popitz der Kategorie der Rolle für die soziologische Analyse beimißt, ist der der Beliebigkeit, der Möglichkeit und der Relativität:

»Im Rahmen *soziologischer Theorien* (im engeren Sinne) hat der Rollenbegriff keine größere und keine geringere Bedeutung als irgendwelche anderen Begriffe, die bestimmte Aussageelemente abgrenzen. Er kann dazu dienen, das Explorandum zu formulieren (...), er kann Anfangsbedingungen fixieren und er kann schließlich in die These selbst eingesetzt werden. Irgendeinen erklärenden Wert selbst hat der Rollenbegriff nicht. Seine Funktion in diesem Zusammenhang besteht darin, daß er aus einer Fülle von Phänomenen allgemeine, vergleichbare und möglichst präzise umgrenzte Kennzeichen ablöst und als Aussageelemente anbietet.« (S.39)

Die Begrenztheit des Rollenbegriffs zeige sich auch in seinem Bezug auf ein »Institutionalisierungsniveau«, wodurch viele Vergesellschaftungsphänomene nur am Rande erfaßt würden. Für die »Analyse von Klassenkonflikten« beispielsweise sei seine Verwendbarkeit gering. Popitz schlägt vor, hier mit dem Begriff des Interesses zu operieren. Die Konstruktion des Dahrendorfschen *homo sociologicus* hält er für unnötig, da sie einerseits auf Erwartungen sich stütze, andererseits aber moralisierend die Konformitätsfrage stelle, die sich aus der Konstruktion nicht zwingend ergebe. Der Nutzen der Rollentheorie sei die Möglichkeit, aus dem sozialen Verhalten überhaupt rollenrelevantes Verhalten abzusondern, um dann Konformität und Abweichung bzw. Konformitätsdruck und -grad zu bestimmen.

Da Theorie an sich für Popitz den Rang, relativ zu sein, nicht zu überschreiten braucht, ihr zudem immer eine gewisse Beliebigkeit anhaftet, kann er auch die nur relative Gültigkeit der Rollentheorie erkennen, um den Preis aber, daß sich die Beziehungen der Menschen insgesamt zur Relativität des Möglichen, Wahrscheinlichen etc. verflüchtigen. Alles erscheint beliebig; etwa wie ein Photograph vorgehend, versucht der Wissenschaftler einzelne Bereiche strukturell zu bestimmen; der Zusammenhang aber bleibt unklar.

Außer den soziologischen Theorien im engeren Sinn aber gibt es für Popitz noch solche »im weiteren Sinn«. Es sind dies Theorien, die Einsicht in »das Getriebe der Gesellschaft« zu gewinnen suchen. Für diesen theoretischen Anspruch einer »strukturellen Sozialanthropologie« scheint ihm die Rollenanalyse wiederum geeignet zu sein.

René König

König kritisiert an Dahrendorf zu Recht die Vorstellung, daß der 'eigentliche Mensch' sich jenseits von Gesellschaft verwirkliche, erst dort wahrhaftig frei sei. »Diese Freiheit ist im Grunde eine *völlig blicklose Freiheit im Abgrund des Nichts*; denn wenn der konkrete Mensch aufgehoben wird, weil das soziale Dasein nur ein Ärgernis ist, dann bleibt eben vom Menschen nichts oder bestenfalls ein Wort, was letztlich auf das gleiche herauskommt.« (König 1962, S.37) Ein Freiheitsbegriff, der nur die »unberührte Individualität« meine, sei angesiedelt in der Nähe des Nihilismus, sei eine »zu nichts verpflichtende Utopie, genau wie schon bei Marx« (a.a.O., S.39). Wirklich befreit von der Gesellschaft seien nur Verrückte. Nach diesen kritischen Bemerkungen wird mit allen Zweifeln Schluß gemacht, werden pragmatisch Lehrsätze verkündet.

Der von Dahrendorf mit Anstrengung festgehaltene Mensch jenseits aller Rollenbeziehungen wird in den Bereich der Biologie verwiesen, denn Freiheit erwerbe der Mensch nur als sozial-kulturelle Person; diese sei eo ipso durch Rollen definiert; ihre Freiheit bestehe aus der Tatsache, daß sie in einer Umwelt handele. »Freiheit des Selbst« sei immer nur in der Bestimmung durch andere da.

»Wo aber eine Person im Verhältnis zu anderen da ist, da realisiert sie sich auch immerfort in *Rollen*, so daß die Rolle also in Wahrheit keineswegs den einzelnen sich selbst entfremdet; sondern umgekehrt, erst in der Hingewiesenheit auf andere werde ich zum Selbst und damit frei.« (ebd.) »Kategorial gesprochen entfaltet sich menschliche Freiheit überhaupt erst mit der Verwandlung kultureller Vorstellungen in objektive soziale Rollen.« (a.a.O., S.40)

Bei einer solchen Bejahung der Rollenhaftigkeit des Menschen, einer Vorstellung, daß Rollen dem Menschen in keiner Weise äußerlich, sondern daß Menschen Rollen seien, ist es einsichtig, daß König die Kategorie der Rolle zum Zwecke der Systematisierung des Stoffes der Soziologie ablehnt. In Ansehung der gleichen Gesellschaft, deren Wirkungen auf die Individuen Dahrendorf zum hilflosen Protest gegen Vergesellschaftung überhaupt motivieren, meint König, es sei ja eben diese Gesellschaft ganz in Ordnung; jeder Zweifel, so schließt er tautologisch, sei eben im Zweifeln begründet: »Das Unbehagen in der Kultur« rühre her aus »einer *Unfähigkeit* oder auch einem *Unwillen zur Identifikation* mit gegebenen Werten, Normen, kulturellen Leitbildern, Rollen usw.« (S.41) Zwar sieht König richtig, daß die Rollentheorie als soziologische Erkenntnistheorie

eine Trennung von Individuum und Gesellschaft vornimmt, er verschwendet aber weiter keinen Gedanken an die Überlegung, ob vielleicht eine solche Anschauungsweise und mit ihr die Rollentheorie mit etwas mehr als mit Unfähigkeit oder Unwillen in der wirklichen Gesellschaft korrespondiere. Das Problem gerinnt zu einem Dogmenstreit, und König kann folgern, Soziologie gebe sich mit der von Dahrendorf explizierten Rollentheorie als Wissenschaft auf, denn »die durch nichts legitimierte *Angst vor der Selbstentfremdung* führt (...) zum tatsächlichen Selbstverlust« (ebd.). So reiht sich König ein in die Tradition jener bürgerlichen Apologeten, die mit den großen Worten der bürgerlichen Revolution – zu einem Zeitpunkt, da sie nicht mehr auf der Tagesordnung steht – nichts weiter als Affirmation des Status quo erreichen wollen.

»Erhält der Mensch sein Selbst erst als gesellschaftliches Wesen, so erfüllt sich die höchste Freiheit für ihn in der Zuwendung der Erkenntnis auf die gesellschaftliche Existenz, was sich dann unmittelbar wiederum in sozial geregelten Handlungen der gesellschaftlichen Selbstgestaltung kundtut.« (ebd.)

Helmuth Plessner

Falls man eine theoretische Ortsbestimmung angeben wollte, würde Plessner zwischen Dahrendorf und König anzusiedeln sein. Er konstatiert durchaus eine Zweiteilung von Mensch und Gesellschaft, ohne sie jedoch wie Dahrendorf zugunsten des Menschen zu verdammen oder wie König zugunsten der herrschenden Verhältnisse zuzudecken.

Gesellschaft ist ihm »Zusammenspiel« von Individuen unter einem von ihm unbefragt konstatierten »Normensystem«, das durch die Kategorie der Rolle »begriffen« werden soll.

»Er (der Begriff der Rolle) bezeichnet das Gelenk, mit welchem ein Individuum gesellschaftlich relevante Bewegungen ausführt. Konzentriert sich die Forschung darauf und beginnt sie an der Nahtstelle, in welcher der einzelne Mensch und das gesellschaftliche Feld einander begegnen, Person und unpersönliches Beziehungssystem sich miteinander vermischen, in der jeweiligen Rolle, die die Person gesellschaftlich zu spielen hat, so sichert sich die Forschung mit diesem Kunstgriff zweierlei. Sie überwindet, besser gesagt: sie klammert den unfruchtbaren Gegensatz zwischen dem einzelnen und seinem sozialen Wirkungsfeld aus. Und sie vermeidet Spekulationen darüber, wie das Ganze sich aus der Summe seiner Teile gebildet

haben mag. Rolle ist ein dem sozialen Verhalten entsprechender Begriff, der Weite genug hat, die ganze Fülle zwischenmenschlicher Beziehungen in sich zu fassen, und zugleich genügend Abwandlungsfähigkeit, um bruchlos von abstrakt-generellen Aussagen auf den Einzelfall hinzuführen.« (Plessner 1960, S.105f.)

Plessners zentraler Gedanke des »Doppelgängertums« des Menschen bejaht die Teilung des Individuums in ein öffentliches und ein privates.

»Dieses fundamentale Doppelgängertum braucht der einzelne, um sich in der Leistungsgesellschaft zurechtzufinden: neben einer mehr oder weniger nebelhaften Privatexistenz macht jeder, so gut er kann, eine öffentliche Figur – oder mehrere – unter dem Diktat von Freizeitgestaltung und anderen öffentlichen Betreuungen.« (a.a.O., S.108)

Plessner weiß noch nichts davon, daß diese Trennung Geschlechtszugehörigkeiten folgt, wie auch seine Beispiele im kommenden Zitat mit einer Ausnahme blindlings männlichen Personifikationen folgen, so ist ihm eben diese Teilung, diese Unversöhnlichkeit von privater und öffentlicher Existenz in ihrer Dynamik in zu bejahender Weise konstitutiv für den Menschen überhaupt.

»Immerhin, Rolle ist etwas Greifbares. Man schlüpft und wächst in sie hinein, man spielt sie gut oder schlecht. Man findet sich in ihr zurecht. Sie stellt Anforderungen spezifischer Art, wie sie der Status oder die Position mit sich bringen: Vater und Sohn, Arzt und Patient, Lehrer und Schüler, Beamter, Geistlicher, Künstler. Rolle als gesellschaftliches Funktionselement, nicht als beliebiges Verhaltenskorsett genommen (sie spielt das *Enfant terrible*, er macht den wilden Mann) steht mitsamt den von ihr ausgehenden und an sie geknüpften Erwartungen einer Leistung dem Individuum objektiv gegenüber. Daher billigt man unter dem Begriff der Rolle dem Menschen einen Abstand von seiner gesellschaftlichen Existenz zu, der etwas Tröstliches haben kann: der Mensch, der einzelne, ist nie ganz das, was er 'ist'. Als Angestellter oder Arzt, Politiker oder Kaufmann, als Ehemann oder Junggeselle, als Angehöriger seiner Generation und seines Volkes ist er doch immer 'mehr' als das, eine Möglichkeit, die sich in solchen Daseinsweisen nicht erschöpft und nicht darin aufgeht. Gerade die weite Spannung des Rollenbegriffs, die den *ascribed status* und den *achieved status* beide umfaßt, also das, was einer durch Geburt und Umstände im sozialen Feld ist, und das, was er aus sich macht, ermöglicht das Reservat eines Individuums ineffabile, einer sozialen Unberührtheit, einer Zone der Privatheit, der Intimität, der persönlichen Freiheit. Insoweit gewährt der Rollenbegriff

Achtung vor dem einzelnen als dem einzelnen und schirmt ihn gegen sein öffentliches Wesen ab. Als ein unbestreitbar anpassungsfähiges Mittel zur theoretischen Bewältigung sozialer Getriebe wird der Begriff damit zugleich zu einer moralischen Erinnerung an das persönliche Reservat des einzelnen, an seine Privatexistenz.« (a.a.O., S.107)

Mit solcher Bestimmung findet sich Plessner in jeder Beziehung auf der positiven Seite. Abgesichert gegen alle Kritik, unangefochten von irgendwelchen desillusionierenden Fakten, sitzt er von keinerlei Zweifel gestört im Gefilde der harmonischen Bejahung. Was dem einzelnen in der Gesellschaft angetan wird, ist bloß das Abverlangen von ein wenig Leistung, damit das Ganze funktioniert. Daneben existiert der Mensch selber als »Möglichkeit«. Es bleibt also die Hoffnung, daß er dann schließlich doch das ganz andere seiner sichtbaren gesellschaftlichen Existenz, seiner Reduzierung zum funktionierenden Werkzeug für außer ihm liegende Zwecke immer ist. Darüber hinaus ist die Wissenschaft, die also ordnend mit dem Rollenbegriff verfährt, von dem Dahrendorfschen Verdikt der Amoral befreit, denn mit dem Ordnen zugleich, das ja nur den gesellschaftlichen Teil des Menschen betrifft, soll sie stets moralische Erinnerung an den Gesamtmenschen sein.

Dahrendorfs Unvernunft liegt nach Plessner in seiner Wertung der beiden Teile des Menschen, darin, daß er den einen gegen den anderen Teil ausspielt. Denn für Plessner »ist der Mensch in seiner Verdoppelung zu einer erfahrbaren Rollenfigur (immer) erst er selbst. Auch alles das, worin er seine Eigentlichkeit sieht, ist nur seine Rolle, die er vor sich selber und anderen spielt.« (S.113) Durch die Abwertung der gesellschaftlichen Existenz des Menschen gerate Dahrendorf unversehens in die Nähe Heideggers; so könne nur jemand reden, der ein »gering entwickeltes soziales Verantwortungsbewußtsein« habe. Marx, der die Vorstellung habe, daß der Mensch sich als gesellschaftliches Wesen, und zwar nur als dieses, befreie, wird von Plessner unter die Idealisten verwiesen, denn der Mensch »ist ein Wesen, das sich nie einholt« (S.112).

Zwar ist Plessner zuzustimmen, wenn er gegen Dahrendorf geltend macht, daß die Ansiedlung der Freiheit in der außersozialen Privatsphäre jeder Möglichkeit gesellschaftlicher Verwirklichung entbehre. Aber der von allem wirklichen Geschehen unangefochtenen Harmonisierung der menschlichen Existenz in dieser Gesellschaft, die einzig einer Verallgemeinerung des »gesellschaftlichen Funktionsträgers« Philosoph sich verdanken kann, ist Dahrendorfs außersozialer Utopismus vorzuziehen. Dieser entbehrt zwar der

Möglichkeit gesellschaftlicher Verwirklichung, bietet dafür aber den Vorteil, ursprünglich von der gesellschaftlichen Wirklichkeit ausgegangen zu sein und damit Kritik am Bestehenden immerhin nicht gänzlich auszuschließen.

Arnold Gehlen

Von Gehlen, der die stützende Kraft der Institutionen im »technischen Zeitalter« auf der einen Seite und die »innerweltliche Askese« auf der anderen vertritt, war zu erwarten, daß die Rollentheorie (denn auch Rolle läßt sich ja durchaus als Stütze interpretieren) seine Zustimmung finden würde. Sein Einverständnis dokumentiert sich so, daß er der Darstellung des durch Dahrendorf übermittelten Rollenkonzepts in seiner Rezension (Gehlen 1960) nur sechzehn problemlos neutrale Beschreibungszeilen zu widmen braucht. Sein Problem beginnt dort, wo Gesellschaft negativ ins Bild rückt, und diese Negativität einen Anspruch an die Soziologie geltend macht. Dahrendorf schreibt:

»Soll die Soziologie nicht zum Instrument der Unfreiheit und Unmenschlichkeit werden, so ist mehr vom Soziologen verlangt. Das Bewußtsein des ganzen Menschen und seines Anspruches auf Freiheit muß als Hintergrund jeden Satz, den er spricht oder schreibt, bestimmen; die Gesellschaft muß ihm stets nicht nur als Tatsache, sondern als Ärgernis gegenwärtig sein; das moralische Ungenügen seiner Disziplin muß als leidenschaftlicher Unterklang sein Tun an jedem Punkt begleiten.« (Dahrendorf 1964, S.74)

Hier sieht Gehlen das Webersche Verdikt der Werturteilslosigkeit⁸, noch dazu durch einen »falsch angegebenen Gegenstand« für die Soziologie in Gefahr. Denn das »Individuum (ist) als lebendes (freies) niemals Gegenstand irgendeiner Sachwissenschaft, sondern nur der Kunst« (Gehlen 1960, S.369). Zudem seien sowohl »freie, autonome Individuen« wie auch »der 'entfremdete' Mensch« politische und nicht soziologische Begriffe, und ein Zusammendenken sowohl des »moralischen Individuums« als auch des »physischen Individuums« mit seinem »Status« sei nur von einem religiösen Standpunkt, der Anerkennung einer gottgewollten Ordnung, möglich. So erscheint ihm die Forderung, »einen Beitrag zur Befreiung des Menschen von äußeren Zwecken zu leisten, also Herrn Schmidt

⁸ Man muß übrigens Max Weber zugutehalten, daß er den Werturteilslosigkeitsstandpunkt vertrat angesichts der restaurativen und reaktionären Tendenzen in der Soziologie.

als selbstverantwortlichen, freien einzelnen zu erhalten« (Dahrendorf 1964, S.65), »rundweg als die Forderung der Politisierung dieser Wissenschaft« (Gehlen 1960, S.370).

Vieles ist schon zur geforderten Trennung von Wissenschaft und Politik geschrieben worden, gleichwohl soll noch kurz erwähnt werden, wie sie sich für Gehlen darstellt. Als selbstverständlich erachtet er, daß der Sozialwissenschaftler der »Regierung, Gesetzgebung oder Verwaltung« Material zur Verfügung stellt. Nur wenn er »strengste neutrale Objektivität« bewahrt, wird es brauchbar sein, daher darf er niemals »propagandistisch« und »agitatorisch« verfahren, sich gar für »die politische Idee des freien einzelnen werbend« einsetzen; und dies auch dann nicht, wenn zufällig eine Regierung (falls es eine solche gibt) dieses Ziel verfolgt. (In diesem Kontext kommentiert er zum Ost-West-Konflikt).

»Vom Wissenschaftler muß verlangt werden, daß er in einer gegebenen Gesellschaft lebt, ihre Ordnungen und politischen Grundsätze billigt und gerade nicht für sie agitiert. Denn er hat sich nicht vor dem Politiker auszuweisen, und gerade genau hierin liegt die Gewährung des Art. 5.3 des Grundgesetzes: Forschung und Lehre sind frei.« (Gehlen 1960, S.370)

»Im Lichte des Ost-West-Konfliktes kann das alte Problem der Willensfreiheit in politischer Färbung auftreten, es lautet dann so: 'Ist der Mensch ein in seinem Verhalten vorgeprägtes, daher berechnendes und kontrollierbares Wesen? Oder ist er ein je einmaliges, zur Autonomie und Freiheit fähiges Wesen?' (Dahrendorf 1964, S.65) Dies ist keine wissenschaftliche Fragestellung, der homo sociologicus im Sinne der ersten Alternative ist ein verkleideter homo politicus orientalis.« (Gehlen 1960, S.371)

Ergibt sich die genannte Fragestellung bei Dahrendorf aus der für ihn beklagenswerten Tatsache, daß die Soziologie überhaupt zur Wissenschaft geworden sei, was Moral ausschließe, belehrt ihn Gehlen dahingehend, daß solche Fragen gar nicht in unsere Gesellschaft gehören, vielmehr bestenfalls, wenn auch nicht-wissenschaftlich, sondern politisch, im Rahmen der Systemauseinandersetzung auf »das andere System« anwendbar sind. Dahrendorfs Versuch der Verarbeitung seiner Kritiker muß im Falle Gehlen völlig mißlingen, da Dahrendorf sich moralisierend gegen Vergesellschaftung überhaupt richtet, während Gehlen ihm, unter dem Mantel der unpolitischen Wissenschaft, die bei aller Unschärfe mitgemeinte Stellungnahme gegen die Gesellschaft, in der er lebt, nicht verzeiht. So reden sie aneinander vorbei, der eine, weil er als Vertreter der »reinen

Wissenschaft« dem Soziologen den Nichteingriff ins System abverlangen will, der andere, weil er mit Recht sein »aufklärerisches Moralisieren« für derart politisch gefährlich nicht hält. Es scheint dann am Ende die Position, die man bezieht, eine Frage des Geschmacks zu sein.

»Angesichts des schrecklichen Bildes einer Welt hypostasierter *hominis sociologici*«, antwortet Dahrendorf, »ziehe ich den Anachronismus aufklärerischen Moralisierens auch dann vor, wenn die Autorität Max Webers die distanzierte Position von Gehlen und Schelsky zu rechtfertigen scheint. Es hat vielleicht wenig Sinn, über solche dogmatischen Aussagen zu streiten; aber auch der Satz ließe sich verteidigen: daß das Moralisieren seit eh und je der Stachel war, der die Theorie vorantrieb, besonders in der Soziologie.« (Dahrendorf 1964, S.86)

Hans Paul Bahrdt

Aus seiner Kongreßerfahrung, daß sich Soziologen untereinander verständigen können, auch wenn sie ganz verschiedene Menschenbilder haben (z.B. marxistische, christliche, biologische, psychoanalytische etc. – »Stalinisten« seien allerdings eine Ausnahme), stimmt Bahrdt der Dahrendorfschen Konstruktion des *homo sociologicus* zu, da sie die Ausbildung eines Modellmenschen sei, der gleichsam über den je verschiedenen Menschenbildern stehe. Durch diesen Kunstgriff werde der Mensch eine rationalisierbare und kalkulierbare Größe. Da »er sich stets nach den Regeln, die der Wissenschaftler erforschen kann, verhält«, könne man »also Verhaltensmuster entwerfen, die durch das Gesetz von Ursache und Wirkung zusammengehalten werden. Mit anderen Worten: Der *homo sociologicus* eignet sich als Aufbau-Element großer Sozialmechanismen, die eine unübersehbare Zahl von Individuen umfassen.« (Bahrdt 1961, S.7) Die auf den ersten Blick bestechende, rein formale Sichtweise der Rollentheorie ist mit solchen Begriffen wie »Verhaltensschemata«, »Gebilde«, »Aufbau-Element großer Sozialmechanismen« deutlich angegeben. Das Unbehagen, das einen sofort befallen muß, reflektiert das Unbehagen an anderen abweisenden Erklärungsmustern, die einem tagtäglich begegnen. Die an ganz oberflächlichen Kausalzusammenhängen verharrende Analyse mag an folgendem Beispiel, das das Moment des Richtigen und zugleich Unzureichenden herausstellen kann, verdeutlicht werden: Man sieht fahrende und parkende Autos. Wie kommen die parkenden Autos in

Bewegung? Man muß einen Schlüssel drehen oder auf einen Knopf drücken. Jetzt ist bekannt, wie der Prozeß in Gang gesetzt wird; warum es funktioniert, weiß man dann zwar immer noch nicht, aber offenbar ist dies auch nicht wichtig, denn die Kontrolle über das Instrument ist jetzt gegeben. So wird auch bei Erklärungen, die an der Oberfläche der Beziehungen vermittelt der Rollenkategorie verfahren, wirkliche Einsicht in das Getriebe der Gesellschaft nicht vermittelt. Verdienen einerseits die Reparaturwerkstätten daran, daß die Autofahrer bei der geringsten Störung hilflos und ohne Einsicht dastehen, gibt es andererseits auch und nicht zuletzt wirtschaftliche Interessen, denen daran gelegen sein muß, daß die Einsicht in das gesamtgesellschaftliche Geschehen nicht so weit getrieben wird, daß die Mehrheit der einzelnen darangehen könnte, bei etwa auftretenden Krisen die Störung erfolgreich zum allgemeinen Nutzen zu beheben.

Bahrnt möchte das Dahrendorfsche Rollenkonzept noch erweitern um das Moment der Eigenleistung und damit der dynamischen Innovation. Er bringt das Beispiel des Privatdozenten, der abstrakt mit der Rollenerwartung konfrontiert sei, eine dezente Krawatte zu tragen, ohne genauere Information darüber, wie eine solche auszu-sehen habe.

»Es könnte nämlich sein, daß er bei dem Akt der Rollenkonkretisierung, bei dem er ja doch die recht dürftige Rollenanweisung vervollständigen, auffüllen müßte, ganz unbewußt ein neues Moment ins Spiel gebracht hat, vielleicht ein neues Pünktchen-Muster, das zwar keineswegs auffallend ist – sonst hätte er es nicht gewählt –, aber das doch gerade erst in diesem Jahr auf den Markt gekommen ist. Indem er es wählt, führt er es ein und trägt dazu bei, daß sein Kollege, der ebenfalls ängstlich um Dezenz bemüht ist, das nächste Mal nicht eines der bisher vorherrschenden Streifenmuster wählt. Das würde aber bedeuten: auch das konformistische Verhalten, das nur die Intention hat, den angetragenen Rollenerwartungen zu entsprechen, kann – weil es gelegentlich für den Bedarf der aktuellen Situation die Rolle erst vervollständigen muß – nicht umhin, durch konkrete Veranschaulichung neue Elemente in das soziale Verhalten anderer Menschen hineinzubringen. Ein Verhaltensmuster wird gewissermaßen durch ein neues Pünktchenornament bereichert.« (a.a.O., S.11)

Es geht vielleicht zu weit, ein Beispiel der Anwendung der Rollen-kategorie für die ganze Theorie zu interpretieren. Dennoch sei der Hinweis gestattet, daß es wohl nicht ganz zufällig ist, daß das von

Bahrdt konstatierte Moment der dynamischen Innovation sich nicht nur allein in der Konsumsphäre realisiert, sondern daß darüber hinaus die Freiheit der Entscheidung zur Absatzsteigerung verhilft. Subjekt dieses geschilderten Vorgangs ist in Wirklichkeit nur zum Schein der einzelne; in Wahrheit ist der Träger der »Innovation« die Krawattenfirma, der das Individuum mit ein wenig Verzögerung Folge leistet. – Popitz lehnt die Rollentheorie für die konkrete empirische Anwendung ab, will sie aber als soziologische Theorie in großem Rahmen beibehalten wissen. Vielleicht waren es solche Beispiele, wie das oben gegebene, die ihn zu dieser Entscheidung bewogen. – Das Unbehagen an der je konkreten Anwendung der Rollenkatgorie, die Vorstellung, daß hier doch offensichtlich entscheidende Erklärungszusammenhänge vergessen, andere überbewertet sind, wird später noch Gegenstand der Analyse sein.

Bahrdt baut die Vorstellung der Eigenleistung – wie später auch Dreitzel – als Differenzierungsmoment für die konkreten Rollenerwartungen aus.

»Der Eigenbetrag, den das Individuum in der Absicht, den Erwartungen zu entsprechen, zu leisten hat, besitzt jeweils verschiedenen Umfang und verschiedene Qualität.« (S.13) »Je nach Lage muß es einen größeren oder geringeren Eigenbetrag leisten, um die vorgeformte Rolle überhaupt übernehmen zu können.« (S.15)

Diesem Eigenbetrag entsprächen einmal die Phantasie, dann die »Gabe der Transposition« und schließlich »Einübungen«. Für die Sphäre der Einübungen gibt es, so konstatiert er, Verhaltensvorschriften, die in ihrer Gesamtheit nicht erfüllbar sind. Dieses Problem der unerfüllbaren Normen wurde im übrigen insbesondere von Erving Goffman, dem viele deutsche Rollentheoretiker ein Stück Legitimation aus scharfsinnig formulierten konkreten Beispielen verdanken, unter anderem folgendermaßen beschrieben:

»Zum Beispiel gibt es in einem gewichtigen Sinn nur ein vollständig ungeniertes und akzeptables männliches Wesen in Amerika: ein junger, verheirateter, weißer, städtischer, nordstaatlicher, heterosexueller, protestantischer Vater mit Collegebildung, vollbeschäftigt, von gutem Aussehen, normal in Gewicht und Größe und mit Erfolgen im Sport. Jeder amerikanische Mann tendiert dahin, aus dieser Perspektive auf die Welt zu sehen (...) Jeder Mann, der in irgendeinem dieser Punkte versagt, neigt dazu, sich – wenigstens augenblicksweise – für unwert, unvollkommen und inferior zu halten.« (Goffman 1967; S.158)

Die von Goffman weder an diesem noch an irgendeinem anderen

seiner vielen Beispiele vorgenommene analytische Suche nach der Ursache, Stellung und Funktion seiner beschriebenen Phänomene wird auch von seinen Rezipienten nicht geleistet.⁹

Bahrdr verengt dieses, auch von Goffman angesprochene Phänomen der Nichterfüllbarkeit von Normen auf den Bereich der Akkordleistungen im Betrieb, Leistungen, bei denen die Anwendung der Rollenkatgorie besonders problematisch ist. Die Folgen aus der Mogelei bei der nur vorgeblichen Erfüllung von Akkordvorschriften beschreibt er mit Kategorien, die ihren Ursprung aus der existentialistischen Tradition nicht verleugnen können. Es ist die Rede vom »Bewußtsein von der Absurdität seines alltäglichen Lebens« und vom »Zwiespalt«. Er schlußfolgert:

»Auf jeden Fall trägt eine solche Existenz nicht gerade dazu bei, sich als voll integriertes Mitglied des Betriebes und der Gesellschaft zu fühlen. Und mir scheint, daß hier eine Ursache dafür zu suchen ist, daß so viele Arbeiter ein nach wie vor dichotomisches Bild der Gesamtgesellschaft haben, daß sie trotz vieler sozialer Fortschritte, trotz der Überwindung der ökonomischen Proletarität, trotz der Übernahme bürgerlicher Konsumgewohnheiten zum mindesten in ihrer Mentalität bisher nicht Kleinbürger der nivellierten Mittelsandsgesellschaft sind.« (Bahrdr 1961, S.14)

Dies heißt konkret gesprochen: würde man die Verhaltens- und Leistungserwartungen auf ein erfüllbares Maß zurückschrauben, so würde das längst anachronistische Arbeiterbewußtsein verschwinden, eine vollständige Integration wäre möglich. Da dies eine bloße Behauptung ist, sei eine Gegenthese erlaubt: Gerade die Unmöglichkeit, sämtliche Leistungsanforderungen im Betrieb, wie auch die Normen in der Gesellschaft vollständig zu erfüllen, schaffen ein fortwährendes Gefühl von persönlicher Inferiorität, dessen Wirkung es ist, die Menschen in die Gesellschaft zu integrieren. Der Protest, der der Gesellschaft gebührt, verlagert sich in die private Unzulänglichkeit des einzelnen, und so läßt sich teilweise verhindern, daß die Arbeiter ein angemessenes Bewußtsein ihrer Lage, ein Klassenbewußtsein entwickeln.

Abschließend bezweifelt Bahrdr die seiner Ansicht nach von Dahrendorf angegebene Leistung der Rollentheorie, die Soziologie zu einer autonomen Wissenschaft zu machen. Nach wie vor scheinen ihm »Grenzkämpfe zwischen den Disziplinen (Philosophie und Psychologie)« notwendig. Es scheint dies eine Frage, der angesichts der

9 Auch die Arbeit von Jean Pierre Junker (1971) führt hier nicht viel weiter.

zunehmenden Zusammenarbeit dieser Disziplinen unter dem Oberbegriff Sozialwissenschaften kaum weiter nachgegangen zu werden braucht.

Es sei an die Hypothese erinnert, daß die Rollentheorie ohne die Annahme einer prinzipiellen Trennung von Individuum und Gesellschaft nicht auskommen kann. Die obigen Ausführungen zeigen wohl deutlich genug, ohne daß es noch einer ausführlichen Explikation bedarf, daß Bahrdt diese Trennung von Dahrendorf ohne weitere Diskussion übernimmt.

Friedrich H. Tenbruck

Von »rechts« (René König) wie von »links« (Erich Hahn) bezieht sich der wesentliche Einwand gegen die Rollentheorie der bisher verbalisierten Kritik auf den Gegensatz von Individuum und Gesellschaft. Hahn schreibt:

»Dahrendorf erklärt die spezifische Existenz des Menschen als Rollenspieler nicht aus den spezifischen sozialökonomischen Verhältnissen der kapitalistischen Gesellschaft, sondern verabsolutiert sie zu einem Konflikt zwischen Individuum und Gesellschaft schlechthin. Auf diese Weise verkehrt sich seine Kritik in Befestigung des Gegebenen. Dem einzelnen Menschen in der kapitalistischen Klassengesellschaft stellt sich durch den neutralen, unhistorischen Rollenbegriff sein spezifisches kapitalistisches Dasein als allgemeines Verhältnis zwischen Mensch und Gesellschaft dar. Die Kritik richtet sich auf die Gesellschaft überhaupt, statt auf deren spezifische, historisch gewordene und zu überwindende Form.« (Hahn 1969, S.390f.)

Auch Tenbruck beginnt seine Darstellung und Kritik der Dahrendorfschen Rollentheorie mit dem Vorwurf, daß hier Zusammengehöriges auf der Gedankenebene dichotomisch getrennt werde.

»Man gewinnt bisweilen den Eindruck, als ob die Gesellschaft aus einer Art von Monaden bestünde, zwischen denen eine Harmonie durch von außen kommende Rollenanweisungen hergestellt wird, über denen sie in ihrer Zelle brüten, um insgesamt und einzeln aus dieser Isolierung nur hervorzubrechen, wenn es Übertretungen zu ahnden oder Sonderleistungen zu beklatschen gilt. Die Rolle wird dabei als etwas für den einzelnen Substantielles isoliert anstatt als ein lebendiges Wechselverhältnis eingeführt, das sich in der Aktualität des gesellschaftlichen Handelns erweist und erneuert. Indem man nicht das tatsächliche Verhältnis zwischen aneinander orientierten

Rollenträgern, sondern das in einem abstrakten Stellenplan an seiner Rolle orientierte Individuum zum Ausgangspunkt wählt, geraten Individuum und Rolle unmerklich auseinander, bis sie sich endlich wie fremd gegenüberstehen.« (Tenbruck 1961, S.3)

In der Folge versucht Tenbruck durch den Vergleich der US-amerikanischen Rollentheorie mit der Dahrendorfschen Rezeption die Unhaltbarkeit einer Position aufzuzeigen, die auf dem Gegensatz von Rolle und Individuum aufbaut. So etwa, wenn er meint, grundlegend für das Dahrendorfsche »Mißverständnis« sei seine Überbewertung der negativen Sanktionen, während die amerikanische Soziologie längst die größere Effektivität der positiven Sanktionen für die Soziokontrolle erkannt habe.

Man mag darüber streiten, ob z.B. »to withdraw approval« (a.a.O., S.5) nicht vielleicht doch eine negative Sanktion ist; Tenbruck geht es an dieser Stelle darum, vermittelt US-amerikanischer Erfahrung den Dahrendorfschen Versuch als irrig darzustellen, Sanktionen nach einer Rangordnung zu klassifizieren, deren Skala sich von juristisch fixierten Sanktionen bis hin zu solchen erstreckt, die ihre Kraft aus der gewohnheitsmäßigen Erwartung ziehen. Ziel sollte sein, bestimmte Handlungsentscheidungen entsprechend der Sanktionsskala vorhersehen zu können. Tenbruck beabsichtigt nicht, mit seiner Kritik infragezustellen, ob von Rollenverhalten überhaupt die Rede sein könne oder ob man es klassifizieren solle, sondern es geht ihm allenfalls um eine Veränderung der Klassifikationskategorien, womit allerdings die seiner Auffassung nach von Dahrendorf irrtümlich behauptete Trennung von Individuum und Gesellschaft keineswegs aufgehoben wäre. Auch seine übrigen begrifflichen Zurechtweisungen führen hier nicht weiter. So wirft er Dahrendorf vor – und hier weiß er sich mit König einig –, bei den Erwartungen die Momente der Internalisierung von Rollen, des Einverständnisses und der Gesinnungskonformität untergewichtet zu haben. Man könnte Tenbruck vorhalten, nicht geprüft, nicht einmal angedeutet zu haben, welchen Stellenwert in einer bestimmten Gesellschaft »Einverständnis« und »Gesinnung« haben, woher sie kommen können (man denke hier z.B. an den Faschismus); Dahrendorf könnte aus seiner Theorie immanent zu Recht behaupten, daß der Mensch in diesen Fällen vollends entfremdet sei, sein Menschsein endgültig im bloßen Rollenträgersein vernichtet sei. Wenn, so sagt Tenbruck salomonisch-tautologisch, »der Sozialisierungsprozeß zu einem bloßen Lernen von Rollenfertigkeiten und die Rolle zum bloßen Anspruch der Gesellschaft« absinkt, und dies die gesellschaftliche

Wirklichkeit erklären soll, dann »scheint uns« die »Entfremdung von Mensch und Gesellschaft« »ein Produkt dieser Einseitigkeit« (S.8). Auch seine Behauptung, Dahrendorf beschränke sich aufgrund seiner Koppelung von Rolle mit Erwartung und Sanktion lediglich auf äußere Handlungen, und so könne er Erwartungen hinsichtlich des Engagements und der Emotion, die beispielsweise bei einer für die Theorie so zentralen Rolle wie der des Vaters vorherrschend seien, nicht erklären, leuchtet nicht ein. Ohne hier näher darauf eingehen zu wollen, kann man wohl davon ausgehen, daß gerade solche »Rollen« wie Mann, Frau, Vater oder Mutter in ein dichtes Netz von Verhaltensvorschriften eingesponnen sind, deren Fundament allerdings so frühzeitig in der Kindheit gelegt wird, daß juristisch fixierte oder anders sichtbare Sanktionen später nur einen kleinen Teil des Systems von Sanktionen ausmachen. Der Schluß, der daraus zu ziehen wäre, hieße, schon in der Kindheit mit der Analyse zu beginnen.

Tenbruck kommt überhaupt nur aus dem Schneider der Dichotomie von Rolle versus Individuum, weil er den Zwangscharakter der Sozialisierung des einzelnen als Anpassungsvorgang an eine bestimmte Gesellschaft nicht für wesentlich erachtet. So kann er alle internalisierten Rollenvorschriften als Identifikation beschreiben, denen daraufhin das Moment der Spontaneität innewohnt. Durch diesen Trick, der auf alle inhaltlichen Momente verzichtet, ist er kurz vor der Tür der Freiheit der Individuen in jedweder Gesellschaft.

»Dabei ist es nur ganz unwesentlich, daß der hier kurz als Identifikation bezeichnete Komplex von Dispositionen ursprünglich vor allem in einem Prozeß (Sozialisierung) erworben wird, bei dem Belohnung und Strafe überaus wichtig sind, und zu seiner fort-dauernden Wirksamkeit des Funktionierens der sozialen Ordnung einschließlich der Sanktionen bedarf (...) Die Rollenhaftigkeit des menschlichen Handelns ist also prinzipiell vereinbar mit der individuellen Spontaneität des Handelns, ja setzt sie voraus.« (S.14)

Das Problem der Fremdheit der Rollenerwartungen erledigt sich für Tenbruck dadurch vollends, daß er in jeder Gesellschaft einen Kern von Erwartungen, den alle teilen, konstatieren kann. Leider empfindet er es nicht als seine Aufgabe, anzugeben, woher diese Erwartungen kommen, welchen Inhalts sie sind und wem sie nützen.

So liegt die Unvereinbarkeit der beiden Positionen darin, daß Dahrendorf kurzerhand alle Geschichte wegstreicht, den unvergesellschafteten Menschen hypostasiert und alle konkreten Formen

der Verstümmelung des einzelnen in dieser Gesellschaft der Vergesellschaftung selbst anlastet, während Tenbruck unbekümmert eine bestimmte Stufe der Vergesellschaftung als vernünftig in sich akzeptiert, die bis dahin ausgebildeten Formen des Einverständnisses der Mitglieder voraussetzt und erst von diesem Einverständniskern her kategorial ordnend auf die menschlichen Beziehungen blickt. Deutlich wird seine Bejahung dieser gesellschaftlichen Entwicklungsstufe, wenn er »Abweichung« bloß konstatierend mit der Manipulation der Bedürfnisse nach dem Besitz bestimmter Waren koppelt.

»Indem sie (die moderne Gesellschaft) den Wunsch nach solchem Besitz auf vielfältige Weise ständig erregt und zwecks Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen Ordnung auch erregen muß, indem sie die Erreichbarkeit dieses Besitzes betont, ohne doch die sicheren Mittel zu diesem Ziel zu gewähren, indem sie die rangmäßige Einordnung der Menschen wesentlich an dieser Skala ablesen läßt, indem die Form des Erwerbs gegenüber der Tatsache des Besitzes in den Hintergrund tritt, schafft sie eine Potenz der Abweichung von anderen Normen, die doch bloß eine Konformität mit den erwähnten Normen ist.« (S.17)

Die Individuen finden sich im Grunde im Einverständnis mit der Gesellschaft; ein Beweis liegt nach Tenbruck darin, daß die »vitalsten« Interessen der Gesellschaft überhaupt nicht vermittels negativer Sanktionen durchgesetzt werden müssen. Konkret meint er damit »Heiraten«, »deutsch sprechen«, statt »chinesisch« oder »arabisch«, und »jene Mischung aus rationeller Lebenseinstellung und Konsumanspruch, die dem wirtschaftlichen Getriebe als Basis dient« (S.19). (Ich verzichte an dieser Stelle auf einen Kommentar zu den allerdings herausfordernden Beispielen.) Es sei nur kurz angemerkt, daß eine Gesellschaft, so sehr sie eine Zwangsanstalt im Dahrendorfschen Sinne sein möge, sich selbstverständlich nicht gegen alle Interessen der in ihr lebenden Individuen richten kann (dies wird nicht einmal vom Faschismus behauptet werden können), und das dürfte auch selbst in der Konzeption Dahrendorfs nicht gemeint sein.

Da Tenbruck für die Soziologie auf die Erkenntnis der gesellschaftlichen Verhältnisse verzichten will, sich statt dessen ausdrücklich mit einer geordneten Wiedergabe des Sichtbaren begnügt, beschränkt er sich am Schluß auf eine Rollendefinition, die der Dahrendorfs zum Verwechseln ähnelt. Sein Vorwurf an diesen reduziert sich dann auf den Punkt, daß Dahrendorf versuchte, mit der Rollen-kategorie Gesamtgesellschaftliches auszumachen, während es sich

in Wirklichkeit doch nur um eine Konstruktion handele, »mit der sich (...) das Verhalten der Menschen als soziale Wesen berechnen läßt, ohne daß sie Anspruch darauf machen darf, dieses Verhalten in seiner Realität zu erfassen« (S.29).

Das Problem verlagert sich also wieder auf die aus den USA kommenden Techniken der Sozialkontrolle und dies offenbar auf eine Weise, daß der Graben nicht mehr zwischen Rolle und Mensch, sondern zwischen den Techniken der Verhaltensregulierung und der Erkenntnis der gesellschaftlichen Realität verläuft.

Nur wer Tenbruck schon als Kulturkritiker kennt, wird am Ende nicht erstaunt sein, wenn er lesen muß, daß der Autor Ansicht und Beurteilung der Gesellschaft mit Dahrendorf teilt.

»Die moderne Gesellschaft schafft durch ihre komplexe Struktur und hochgradige Organisation das Problem der Entfremdung, und es gibt eine Anzahl von Rollen, die sich für sich betrachtet dem Dahrendorfschen Schema annähern. Dieses Gefühl der Entfremdung ist so weit verbreitet, daß die *angry young men* es von den Dächern pfeifen und bereits die Gebrauchsliteratur von ihm lebt. Gewiß stellt sich der Soziologie hier eine bedeutende Aufgabe. Wieso kommt es zu dieser Spaltung von Mensch und Rolle? Worin besteht sie des Genaueren? Wie hat sie sich geschichtlich entwickelt? Aber diesen Fragen kommt man doch nun nicht dadurch bei, daß man die Entfremdung zu einem Bestandteil der Rolle als solcher macht und schlechthin der Gesellschaft und der Soziologie zur Last legt. Offenbar handelt es sich doch um ein Phänomen einer bestimmten Gesellschaft.« (S.37)

Seine Kritik an Dahrendorf verdichtet sich also am Ende zu dem richtigen Einwand, daß dieser etwas Besonderes unzulässig verallgemeinere, bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse wesensmäßig jeder Gesellschaft zuschreibe. Diese Vorwurf muß allerdings zum großen Teil an Tenbruck zurückgegeben werden. Denn solche Worte wie »modern«, »komplexe Struktur« und »hochgradige Organisation« reichen als inhaltliche Bestimmung für unsere Gesellschaft nicht nur nicht aus, sondern verallgemeinern darüber hinaus das spezifische Problem der Entfremdung oder Rollenhaftigkeit in »unserer« Gesellschaft auf eine Weise, wie sie sonst schon aus der Theorie der Industriegesellschaft bekannt ist.¹⁰ Nicht viel anderes ist Dahrendorf vorzuwerfen.

10 Dieser Aspekt wird später in den Abschnitten III, 7-9, ausführlicher abgehandelt.

Judith Janoska-Bendl

Janoska-Bendl bezeichnet wie Dahrendorf, unter Berufung auf Nadel, Linton, Gross und Sartre, »das Unbehagen des wirklichen vergesellschafteten Individuums des 20. Jahrhunderts« als eines, das auf Entfremdung beruht. »Das Verhältnis ist zwar verallgemeinert und für mich verbindlich gemacht, aber der verallgemeinerte andere ist eben doch nur der verallgemeinerte andere – alle die anderen (...) 'die Hölle, das sind die anderen«. Der andere ist im besten Fall so gut wie ich und hält mir in seiner Verallgemeinerung mein entfremdetes Selbst vor.« (Janoska-Bendl 1962, S.465) Für den Soziologen formuliert sie aus diesem Tatbestand zwei mögliche Aufgabebereiche: er könne entweder auf der »Objektebene« verbleiben, das heißt, konkrete Beschreibungen von Rollenkonflikten geben oder das Verhältnis von Rollenverhalten zum sozialen Wandel untersuchen, oder aber er könne »auf erkenntnistheoretische und moralphilosophische Weise« »die Tatsache der Rollenhaftigkeit selbst zum Problem machen« (a.a.O., S.466). Im letzteren Fall werde der Soziologe mit dem Problem der Freiheit konfrontiert sein. Der liberale Freiheitsbegriff, wie er 1791 in der Erklärung der Menschenrechte definiert wurde, scheint ihr konstitutiv für die Kategorie der Rolle. »Von der Bestimmung der Freiheit des – oder aller – anderen scheint uns nur ein Schritt erforderlich zur Bestimmung der Rolle des einen durch die Erwartungen des verallgemeinerten anderen bzw. der Bezugsgruppen.« (ebd.) Sie wirft Dahrendorf vor, in der Bestimmung dessen, was ihm Freiheit des Menschen ist, nicht begrifflich genau verfahren zu sein. Die Diskussion um den Freiheitsbegriff läßt nach ihrer Ansicht drei mögliche Bedeutungen zu: Freiheit als Abwesenheit von Zwang, als Wahlfreiheit und als Selbstbestimmung (Einsicht in die Notwendigkeit). Dahrendorf, so glaubt die Autorin zu Recht, ist wohl mit den beiden ersten Freiheitsvorstellungen zu identifizieren, die man als liberal bezeichnen könnte. Die Notwendigkeit der Spaltung des Menschen in einen freien und einen rollenspielenden ergibt sich, so weist Janoska-Bendl schlüssig nach, aus dem liberalen Freiheitsbegriff, aus seiner Implikation von Willkür, die nur an der Willkür des anderen ihre Grenze findet.

»Nach der radikalen Bedeutung des indeterministischen Freiheitsbegriffs heißt das, daß der Mensch nur insofern frei ist, als er nicht durch Rollen determiniert, insofern er von der Rolle frei ist. Da er aber als ganzer Mensch frei sein will – nicht nur als eisenbahnspielender Teil z.B. –, gerät er mit der Rolle, die zumindest einen

Teil von ihm beansprucht, in unheilbaren Widerspruch. Die Ausschließlichkeit von Freiheit und Notwendigkeit gestattet nur einen Ausweg: den Menschen in – mindestens – zwei Bereiche zu spalten, von denen der eine frei, der andere (rollen-)determiniert ist.« (S.469)

Aus einer falschen Kantinterpretation heraus müsse Dahrendorf beim liberalen Freiheitsbegriff mit der genannten Konsequenz verharren, könne er nicht den »fruchtbaren« Freiheitsbegriff von »Hegel, Marx, Freud« anwenden, der ihm dazu verhelfen würde, den genannten Antagonismus zu überwinden. Dieser

»Freiheitsbegriff würde im Hinblick auf die Rollenanalyse bedeuten, daß der Mensch dann frei sein kann, wenn er seine Determination durch Rollenerwartungen als solche zum Bewußtsein bringt, akzeptiert und seiner ganzen Persönlichkeit einverleibt. Auf Grund dieser Einsicht ist er als reifes soziales Ich imstande, auf die Rolle zurückzuwirken, seine Determination selbst zu determinieren und dadurch – dialektisch – aufzuheben.« (ebd.)

Analyse und Beweis von Janoska-Bendl sind ausgezeichnet. Wie nun aber, wenn die Gesellschaft, von der Dahrendorf handelt, selber sich dem gleichen Freiheitsbegriff verpflichtet hat, den er für seine Bestimmung des Menschen anwendet? Wenn es eine Gesellschaft ist, in der scharfe Konkurrenz herrscht, in der jeder auf Kosten des anderen besteht, in der seine Freiheit darin besteht, daß er einen Teil seiner selbst, nämlich seine Arbeitskraft, verkaufen muß und die Produktionsverhältnisse ein Beziehungsnetz geschaffen haben, in dem die »Einverleibung der Rollenerwartungen« keineswegs zur Freiheit im »Gattungswesen« führt und wenn schließlich die Identifikation mit dem Allgemeinen nicht gelingen kann, weil das Allgemeine nicht vorherrscht? Dahrendorf beansprucht ja für sich nicht mehr, als ein Liberaler zu sein. (Dahrendorf 1964, S.90) Um aber durch Anwendung des Marxschen Freiheitsbegriffs die Trennung von Individuum und Gesellschaft nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch zu überwinden, müßte er auf eine Weise politisch werden, die selbst seine Kritiker von rechts ihm nicht unterstellen, und die wohl auch Janoska-Bendl nicht meint. Denn sie empfiehlt schließlich, den angebotenen »fruchtbaren« Freiheitsbegriff mit großer Vorsicht zu verwenden, da er leicht zur »totalen Perversion« (Janoska-Bendl, a.a.O., S.473) führe, Menschen zur »Freiheit« »gezwungen« würden. (S.468)

Hans Peter Dreitzel

Auf ähnliche Weise wie Helmuth Plessner (auf den er sich auch ausdrücklich beruft) kommt Dreitzel an der antagonistischen Trennung von Individuum und Gesellschaft vorbei, ohne dabei die Rollenkategorie aufgeben zu müssen. Es gelingt dies dadurch, daß er dem Rollenspiel das Pathos verleiht, das der Vergesellschaftung der Menschen überhaupt zukommt. Der Mensch in Gesellschaft ist der rollenspielende Mensch, sagt Dahrendorf und verweist damit auf die Entfremdung des Menschen in der Gesellschaft. Dreitzel könnte genauso formuliert haben, doch würde dieselbe Formulierung bei ihm das Gegenteil bedeuten, nämlich die Aufhebung der Entfremdung. Da er aber ausgeht von dem Leiden, das den Individuen durch Gesellschaft vermittelt wird, muß er nicht, wie etwa König, den herrschenden Verhältnissen ganz und gar zustimmen, um die Rollenhaftigkeit des Menschen als gesellschaftliche Verwirklichung bejahen zu können. Da die Entfremdung also nicht das Rollenspiel selber meint, können die gesellschaftlichen Zwänge in der Verhinderung einer optimalen Verwirklichung der Rollen angesiedelt werden. Und dies bezeichnet dann das »Leiden der Gesellschaft«.

»Das private Selbst des Menschen existiert nur als Gegensatz zu seinen öffentlichen Rollen. In der Hypostasierung dieser Privatexistenz zur 'Persönlichkeit' an sich wäre das Rollenspiel als solches schon Entfremdung. Aber gerade in seinen Rollen hat sich der Mensch: auf dem Umweg über die Anforderungen, die die Rolle an ihn stellt, kommt der Mensch zu sich selbst, kann er erst sich auch als privater verstehen. Insofern ist Selbstentfremdung die Entfremdung von den Rollenidentitäten und nicht umgekehrt die Entfremdung von einer Identifikation mit sich selbst. Gerade wenn dem Rollenspieler die Rollen zu entgleiten drohen und er auf sich selbst zurückverwiesen wird, stellen sich die beschriebenen Störungen ein; ohne einen 'funktionierenden' Rollenhaushalt, von dem sie sich abhebt und den sie beherrscht, ist die Ich-Identität eine bloße Schimäre, die der Existenz keinen Halt verleihen kann.« (Dreitzel, 1968, S.395)

Daß der Begriff der Entfremdung von Dreitzel für die »Entfremdung von den Rollenidentitäten« benutzt wird, ist folgenreich. Hier wird ein Vorgang im Individuum zusammengezogen, der für das Verhältnis der Menschen zu ihrem Tun, ihrer Arbeit formuliert wurde. Unter dem Diktat des Kapitals arbeiten die im doppelten Sinne freien Menschen – als freie Verfüger über ihre Arbeitskraft (im Gegensatz etwa zum Sklaven oder Fronarbeiter) und frei von

Produktionsmitteln – zusammen. Daß diese Zusammenarbeit ihnen selbst äußerlich ist und zufällig, daß das Produkt dieser gemeinsamen Arbeit für sie nicht notwendig Bedeutung hat, sondern wesentlich das Kapital bereichert, daß die Entfaltung ihrer schöpferischen Kräfte sie nicht »verwirklicht«, sondern »entwirklicht«, indem sie genauso bedürftig daraus hervorgehen, wie sie begonnen haben, macht ihre Entfremdung aus. Entfremdung meint also ein von Menschen hergestelltes Verhältnis, in dem etwas den Menschen Eigenes ihnen gegenübertritt als fremde Macht. Diese Dimension der Entfremdung verschwindet bei Dreitzel. Denn zunächst wird mit der Untersuchung der gesellschaftlich vermittelten Störungen in den gegebenen »Rollenhaushalten« der Individuen der Versuch unternommen, die zugemuteten »Rollen« binnengesellschaftlich störungsfrei zu machen. Immerhin gesteht Dreitzel zu, daß Verhaltensstörungen verursachende Konflikte so angelegt sein können, daß ihre Behebung gesamtgesellschaftliche Veränderungen zur Folge haben müßte. Da er aber die gesellschaftliche Relevanz der Störungen und damit die Einschätzung der Gesamtgesellschaft ablesen will am Leidensdruck der in ihr lebenden Individuen, hat er die Möglichkeit, ein Gesellschaftssystem schon für befriedigbar zu halten, das, wie das unsere, zeitweilig seine zentralen Konflikte und Krisen in andere, vornehmlich »unterentwickelte« Länder exportiert. So kann er zu dem Versuch der »Fundierung aller menschlichen Verhältnisse in ökonomischen Verhältnissen« problematisierend feststellen:

»Herrschaft kann Ausbeutung bedeuten, Arbeit kann Warencharakter annehmen – aber es muß nicht so sein. Anderes ließe sich nur behaupten aus der Perspektive des historischen Materialismus, für den dann freilich auch die spätkapitalistische Gesellschaft notwendig eine Klassengesellschaft auf der Grundlage der Ausbeutung durch die Besitzer der Produktionsmittel ist. Eben das aber ist zumindest fraglich.« (op. cit., S.6)

Abgesehen davon, daß auf der Grundlage des »historischen Materialismus« der Warencharakter der Arbeitskraft (nicht der Arbeit) nicht ein Wesensmerkmal der Arbeitskraft selber ist, sondern ein dem Kapitalismus geschuldetes Verhältnis, ließe sich die Infragestellung des Ausbeutungstatbestandes allenfalls aus einer Sicht erklären, die bestimmte, mit den Ausbeutungsverhältnissen gekoppelte Erscheinungsweisen – wie Hunger und Massenelend der Arbeiter – für eine solche Wesensbestimmung von Ausbeutung hält, daß sie immer und überall gleich und sichtbar sein müßten. So genügen denn diese Erscheinungen in anderen Ländern (wie Indien, Lateinamerika)

nicht mehr, um im gesamtkapitalistischen Maßstab Ausbeutung zu diagnostizieren, wenn der Augenschein besagt, daß Teile der bundesrepublikanischen Arbeiterschaft in relativem Wohlstand leben. – Ausbeutung von Menschen aber meint zunächst auch allgemein die Instrumentalisierung von Menschen durch andere Menschen, die sich dadurch bereichern. Sie ist in ihrem spezifischen kapitalistischen Ausdruck gebunden an die Trennung der Produzenten von den Produktionsmitteln. Daß dies für die »spätkapitalistische Gesellschaft« ebenso zutrifft, wie für die »frühkapitalistische«, würde wohl auch Dreitzel kaum in Abrede stellen.

Eine dritte Konsequenz, die sich aus der Bestimmung der Entfremdung als Entfremdung des Individuums von seiner Rolle ergibt, einer Sichtweise, die gesellschaftliche Konflikte an Verhaltensstörungen ablesen will, ist eine Umorientierung der Gesellschaftswissenschaft Soziologie zu einer Wissenschaft von Individuen. Dreitzel nennt das eine Erweiterung der Grenzen der Soziologie über die Disziplinschranken hinweg. Es müsse die Analyse »stets zum tatsächlichen Leidensdruck der Individuen in Beziehung gesetzt werden, wenn sie nicht Gefahr laufen (will), in sozialutopistische Konstruktionen zu verfallen« (op. cit., S.31). Die Erweiterung der Disziplin Soziologie geschieht also durch Einbeziehung der Psychologie.

Dreitzel führt den Leser zur Akzeptierung dieser Entscheidung über einen durchaus nachgehbaren Weg. Es ist dies eine umfangreiche Kritik zahlreicher – insbesondere US-amerikanischer – rollentheoretischer Texte mit dem Ergebnis, daß alle bisherigen Versuche, die Gesellschaft vermittels rollenanalytischer Schemata zu erfassen, in einer Sackgasse gelandet seien. So sei z.B. bei der strukturell-funktionalen Theorie sozialer Wandel nurmehr als Störfaktor dingfest zu machen; Parsons insbesondere reduziert, wie Dreitzel nachweist, Interessenkonflikte auf »Konflikte zwischen individuellen Motivationen und sozialen Normen, zwischen Persönlichkeitssystem und sozialem System« (op. cit., S.74); problematisiert werden die rollentheoretischen Versuche, die sich den Modellen von Funktionalität und Dysfunktionalität einordnen, da sie verabsäumen, Normen als Ausdruck bestehender Herrschaftsverhältnisse zu betrachten. Nach der in vielen Punkten nachvollziehbaren Kritik der Rollentheorie drängt sich den LeserInnen des Dreitzel'schen Buches die Hoffnung auf, es müsse das Herausführen aus der von Dreitzel konstatierten Sackgasse über die Einbeziehung der Produktionsverhältnisse in die soziologische Theorie erfolgen. Doch

schreibt Dreitzel der Psychologie die Eignung zu, diese Leitfunktion zu übernehmen. Aus der richtigen Erkenntnis, daß mit der Kritik der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse allein über die in der Gesellschaft lebenden Individuen noch nicht alles ausgesagt sei, folgert Dreitzel für sich die Aufgabe, eine unabhängige Pathologie des Rollenverhaltens zu formulieren als »Kontrolle und Ergänzung« für die Untersuchung der Produktionsverhältnisse. – Diese Pathologie formuliert er dann ganz ohne Rücksicht auf die grundlegenden sozio-ökonomischen Bedingungen und deren Herrschaftsmomente, gibt dies allerdings in seinem Schlußkapitel ausdrücklich als Problem an:

»Wenn sich aber der Verdacht einstellt, daß die arbeitsfähigen Kompromisse womöglich nur bestimmte Formen der Anpassung an defiziente Institutionen sind, deren Druck sie mildern und abwehren sollen, dann stößt die Pathologie des Rollenverhaltens auf eine zweite Grenze (erste Grenze: die historische und soziale Variabilität der Typisierungsschemata, F.H.): *die ideologische Struktur der Institutionen* bleibt ihrem theoretischen Ansatz verborgen (...) Hier muß die Untersuchung der Störungen des Rollenverhaltens durch den anderen notwendigeren Teil jeder Sozialpathologie ergänzt werden – durch Ideologiekritik (...) (und Ideologiekritik soll meinen) die Rückführung der normativen (der institutionellen) Verfassung einer Gesellschaft auf deren Produktionsbedingungen und Herrschaftsverhältnisse. Da sich die gesellschaftlichen Normen weitgehend in den sozialen Rollen artikulieren, gehört es auch zu den Aufgaben der Ideologiekritik, den ideologischen Gehalt von Rollenerwartungen und Rollenmodellen zu untersuchen (...) Ideologiekritik weist immer schon über sich selbst hinaus auf die Analyse der jeweiligen Formen von Arbeit und Herrschaft und auf deren Entwicklungsgesetze selbst.« (op. cit., S.397)

Wie schon aus der Neubestimmung des Entfremdungsbegriffes ersichtlich (einer Definition, die sich aus der US-amerikanischen Psychiatrie herleitet), und wie auch ausdrücklich von Dreitzel formuliert, geschieht also die Konstruktion des rollenpathologischen Modells jenseits der Produktionsverhältnisse. Es gilt zu prüfen, welchen Effekt dieses Vorgehen für die Brauchbarkeit der Analyse der Verhaltensstörungen hat.

Nicht eine Theorie der Gesellschaft soll also den Erkenntniszusammenhang stiften, sondern die Analyse des »Interaktionsprozesses zwischen den Individuen als ein dynamischer Vorgang wechselseitiger Beeinflussung« (op. cit., S.29) soll Grundlage der

Theorie werden. So bleibt Dreitzels Vorgehen ganz dem strukturell-funktionalen Schema der Handlungs- und Verhaltenstheorien verhaftet. Wie schon Bahrdt schlägt Dreitzel vor, den bisher entwickelten Rollenmodellen die »Ich-Leistungen« und darüber hinaus »die Identifikation beim Rollenverhalten« hinzuzufügen. Die verschiedenen Rollenmuster sollen nach dem Grad der Freiheit der eigenen Gestaltung der jeweiligen Rollen unterschieden werden. Störungen im Rollenverhalten würden dann verschiedene Ursachen haben: bei großem Spielraum für die Ich-Leistungen (Gestaltungsrollen) entstehe der Konflikt als »Distanzierungsstörung« durch Einengung eben dieses Raumes; nur bei Rollen mit wenig Ich-Leistungen sei der sogenannte Normenkonflikt (auf den die bisherige Rollentheorie ihr Hauptaugenmerk richtete) als »Orientierungsstörung« zu beobachten. So ist »Rollenverhalten« als Konstituens menschlichen Seins erst einmal gesetzt; Dreitzel schlägt sogar vor, ganze Gesellschaften danach zu »unterscheiden, wie groß die Rollen-Mengen sind, mit denen sie ihre Mitglieder typischerweise konfrontieren oder, anders ausgedrückt, wie groß der typische Umfang eines individuellen *Rollenhaushalts* in ihnen ist« (op. cit., S.109). Je größer die Rollenhaushalte, desto fortgeschrittener sei die Zivilisation. Problematisiert wird erst, wo Konflikte auftreten, Störungen sichtbar werden. So reduziert sich auch sein Rollenmodell, wo es expliziert wird, auf ein reines Konfliktmodell. In einem späteren Kapitel wird der Erklärungswert einiger konkreter Anwendungsbeispiele, die von Dreitzel für die Stützung seiner theoretischen Erwägungen herangezogen werden, geprüft werden. An dieser Stelle mag es genügen, seinen Versuch eines »rollenanalytischen Schemas von Verhaltensstörungen« zu diskutieren (op. cit., S.376).

Wie oben gesagt, geht Dreitzel davon aus, daß eine Normenveränderung unterschiedliche Wirkungen auf die Individuen hat, je nachdem, ob sie gewohnheitsmäßig weitgehend ausformulierte Rollen haben, unter hohem Normendruck stehen, oder umgekehrt über einen großen Spielraum verfügen, also geringem Normendruck ausgesetzt sind. Damit wird das Problem des Rollenspiels zu einem der Ich-Leistung.

Die Überlegungen, als deren Zusammenfassung sich das Verhaltensstörungsmodell begreifen läßt, sind im einzelnen interessant und häufig aus der Erfahrung nachvollziehbar. So etwa, wenn er bei »individueller Entfremdung« »distanzloses Engagement« diagnostiziert, das politisch gewendet Anarchismus bedeuten könne, der wiederum »ideologisch überbaut« »straffe Organisation, zielorientierte Strategie

und Taktik« hervorbringe. Es beruht wohl eine solche Beurteilung auf Erfahrungen mit der 68er Studentenbewegung, die teilweise mit anarchistischen Zügen begann, um später in rigoroser Abkehr, die Organisationsfrage in den Vordergrund zu stellen. Es ist sicher auch richtig, daß es in der StudentInnenschaft einen hohen Prozentsatz von psychischen Störungen gibt. Die lineare Verbindung von der individuellen Entfremdung über den Anarchismus zur straffen Organisation scheint aber eher zufällig, denn verallgemeinerbar. Es müßte geprüft werden, welche Elemente im Anarchismus selber angelegt sind, die einerseits eine Anziehungskraft auf Personen mit einer Ich-Störung ausüben und andererseits nach ihrer Umkehrung in besonders straffe Organisiertheit drängen. Darüber hinaus müßte diese ganze Untersuchung in Beziehung gesetzt werden zu den gesamtgesellschaftlichen Vorgängen, deren Teil sie sind. Vom Individuum auszugehen, wie dies Dreitzel versucht, setzt notwendig eine Allgemeingültigkeit des Immergleichen, so als ob tatsächlich individuelle Schicksale nach inneren Gesetzen für sich ablaufen und Politisches aus sich heraus setzen.

Erving Goffman, der schon bei Dreitzels Lehrer Hans Paul Bahrdt, eine Rolle spielte, widmete dem Problem des Umgangs der Menschen mit ihren Rollen und den Folgen bei Störungen für die »Identität« des einzelnen ein ganzes Buch (Goffman, 1967). Mit einer Fülle an Materialien (Tagebüchern, Briefen, empirischen Untersuchungen) versucht er seine These zu belegen, daß soziale Abweichung Wirkung sozialer Antizipation sei, daß unbewältigbare Rollenzumutungen existieren, mit denen fertig zu werden nicht gelingen kann. Das Warum, Woher, Wozu gesellschaftlich gültiger Standards bleibt bei ihm ebenso außerhalb der Diskussion wie bei Dreitzel, wenn er, den Goffmanschen Ansatz weiterführend, versucht, das Problem des Fertigwerdens mit den Rollen als Ursache von Verhaltensstörungen auszumachen. Die in den sozialen Verhältnissen gegründeten Ursachen erscheinen ihm nurmehr als zufälliges Beiprodukt. Die Kurzatmigkeit dieses Versuchs wird vollends dann offenbar, wenn die vielen Überlegungen, welche immerhin noch die eine oder andere Verankerung in der Wirklichkeit hatten, sich zum Allgemeinheitsgrad eines Modells verdichten. Da werden als verschiedene Ursachen für die beiden dem individuellen Rollenspiel zugehörigen Störungsarten (Distanzierungs- und Orientierungsstörung) Normendruck und Normenschwäche angegeben. Als Ursache für die auf Kollektive sich beziehenden »Kontaktstörungen« werden verschiedene Möglichkeiten der »Isolierung von der Außen-

und Eigengruppe« genannt. Es wird die Verarbeitung der genannten Störungen aufgeschlüsselt nach den verschiedenen Arten und den Möglichkeiten der Abwehr, des Ausweichens und der Transponierung der Störung auf die Rollen selber. Schließlich werden die »Auswirkungen« angegeben: bei den ersten beiden Störungen geschieht eine »Schwächung der Ich-Identität«, bei den Kontaktstörungen verringern sich die Kompensationsmöglichkeiten. Es würde hier zu weit führen, alle Unterteilungen, Querverweise und dargestellten Möglichkeiten im Referatstil wiederzugeben. Das System wirkt perfekt, schlüssig, konsequent; für die verschiedenen Spielarten ist vorgesorgt. Es sieht so aus, als ob die EmpirikerInnen nur noch in konkreter Forschung ihre Befunde nach diesem Schema zu ermitteln und zu ordnen hätten – und es geht Dreitzel eindeutig um Empirie und nicht um eine »reine Theorie«. »Keine Sozialpathologie kann freilich die Deformation der Institutionen unmittelbar analysieren, es sei denn, sie würde zugunsten einer wertesezenden Sozialphilosophie auf empirisches Aufsuchen der Tatbestände verzichten.« (op., cit., S.291)¹¹ – Wie könnte nun die empirische Forschung angelegt werden? Es gäbe die Möglichkeit – und sie drängt sich nach dem Dreitzelschen Modell unmittelbar auf –, vom erfahrbaren Konfliktfall auszugehen, um dann rückwärts auf die Ursachen zu schließen. Als Beispiel für eine Störung sei der »Thematisierungszwang« betrachtet, wie er sich in Dreitzels Theorie darstellt. Er wird als Orientierungsstörung bezeichnet, die sich einer »Repression der Ich-Leistungen durch Normenschwäche« verdanke:

»(...) im Bereich der Geselligkeit ist mit den Kontaktrollen der Relevanzbereich gegeben, aber das Situationsthema (...) bleibt offen, variabel, zur freien Verfügung. Dabei kann der zwanghafte Thematisierungsdrang mancher Menschen zu ernsthaften Interaktionsstörungen führen; hier handelt es sich um den Versuch, der eigenen Unsicherheit über die Beurteilung durch andere dadurch entgegenzuwirken, daß man Situationsthemen oder sogar Relevanzbereiche etabliert, die für die Selbstdarstellung besonders günstig erscheinen. Die regelmäßig folgende Interaktionsstörung zeigt die falschen Voraussetzungen dieses Versuches; die irrige Einschätzung der Situation weist auf eine Störung des Realitätserlebnisses hin. Auf der anderen Seite bringen solche unvollständigen Situationen eine objektive Verhaltensunsicherheit mit sich (...). Zumal Ich-schwache

¹¹ Marx übrigens, der wohl unter das Verdikt »wertesezende Sozialphilosophie« fallen soll, hat so viel empirisches Material aufgearbeitet, wie kaum ein Sozialwissenschaftler nach ihm.

Menschen ertragen diese Unsicherheit schwer und tendieren daher entweder zu einer krankhaften Überkompensation – indem sie etwa mit der 'Tür ins Haus fallen', also die zur Geselligkeit gehörende Distanz aufheben und die Situation in einer Weise vervollständigen, die zerstörerisch wird –, oder aber sie neigen zu einer Ritualisierung konventioneller Verhaltensweisen (...)« (op. cit., S.183).

Erfahrbar wäre also in einer »unthematisierten« Situation das unerwartete und verpönte Thematisieren durch eine Person, die damit den Gesamtablauf in einer nicht vorgesehenen Weise stört. Sie tut dies, nach Dreitzel, aus »Angst vor Orientierungsverlust«; sie erträgt es nicht, daß keine ausformulierten Normen da sind, nach denen sie sich richten kann. Die »Interaktionspartner« werden von ihr »vergewaltigt«, »ohne, daß (sie) es im geringsten bemerkt«. In ihrem »Rollenhaushalt« kommen die »Handlungsfelder« durcheinander; ihr Ich wird weiterhin geschwächt. Da der Orientierungsverlust als Möglichkeit den stark unter Normendruck stehenden Individuen, d.h. denen, deren Rollen extrem ausformuliert sind, korrespondiert, kann man annehmen, daß es sich weitgehend um Personen aus den unteren Schichten der Gesellschaft handeln dürfte. Vielleicht ließen sich dann solche Störungen vermeiden, wenn man die Klassen, vielleicht sogar die Berufe unter sich ließe?

Wie nun aber, wenn die Situation zwar offen, Angst aber berechtigterweise vorhanden ist, deren Ursache keineswegs Orientierungsverlust, sondern alles mögliche andere ist, das mit »Thematisierung« verdrängt werden soll? Oder, wenn der Teilnehmer ohnehin nicht an Normenschwäche leidet, sondern etwas durchsetzen will, bei dem ihm – z.B. als politischem Agitator – jede Gelegenheit recht ist? Er würde zwar die geplante Geselligkeit stören, aber dies weder »unwissend«, noch dabei sein »Ich schwächen«. Oder wenn die unthematisierte Geselligkeit so unerträglich ist, daß er, wiederum keineswegs unter Normenschwäche leidend, einen Versuch macht, durch Monopolisierung des Gesprächs »den Abend zu retten«? Da aber für das vorgesehene Schema nur das formale Datum der Interaktionsstörung ausschlaggebend ist, dem konsequent weitere formale Erklärungsgründe wie Thematisierungszwang, Ritualismus, Originalitätszwang etc., sich als Verarbeitung angliedern, entziehen sich alle inhaltlichen Bestimmungen zwangsläufig der Untersuchung. Engagement, Interesse überhaupt kann nur als Interesse oder Engagement an der Rolle gefaßt werden, Interesse für eine Sache nur, soweit sie Bestandteil einer Rolle ist, daneben ist nichts. So nimmt es nicht wunder, daß es Dreitzel nicht gelingt, politischem Handeln

mit seinem Modell gerecht zu werden. Nur die beiher spielenden Momente etwa der Happenings oder der Subkulturen fügen sich dem bereitgestellten Schema.¹² Es läßt sich hier auch nicht so argumentieren, daß mit dem gewählten Untersuchungsgegenstand der Verhaltensstörungen an sich schon nur »Krankhaftes« gemeint sei, so daß sich so Ich-starke Leistungen wie etwa Sachinteresse, Eigen-tätigkeit oder politisches Handeln von vornherein dem Thema ent-zögen. Da von einem Erfahrungsbegriff ausgegangen wird, bei dem das erwartete Verhalten, das gesellschaftlich Vorformulierte konstant gesetzt werden, und die Untersuchung einer möglichen Pathologie der Gesellschaft mit ihren Normen, Werten und Erwartungen selber zwar nicht ausgeschlossen, jedoch in einen anderen Bereich verwiesen wird, muß jeder Versuch, die durch die Gesellschaft angetane Verstümmelung in irgendeinem Bereich zu überwinden, notwendig als Verhaltensstörung in das vorgeformte Schema gepreßt werden, deren letztliche Auswirkung eine weitere Schwächung der Person oder der Handlungsfelder sein soll. »Ultima ratio« beim Fehlen jeder »Identifikationsmöglichkeiten« wäre es, »sich der Gesell-schaft ein für allemal« zu entziehen, um sich noch als »gesellschaftliches Wesen« zu behaupten (op. cit., S.382f.).

Dreitzel warnt selber davor, bei der empirischen Anwendung des Modells Störungen, die nicht auf Normendruck oder Normen-schwäche beruhen, unter diese zu subsumieren oder Manifestation-ten der Rollendistanz mit Störungen zu verwechseln u.a.m. Er gibt aber nicht an, wie die Vermeidung solcher Fehler anhand seines Modells überhaupt möglich ist. Denkbar wäre allein, die von ihm als »Ideologiekritik« bezeichnete Forschung vorab durchzuführen, um überhaupt erst den Gesellschaftszusammenhang zu ermitteln, in dem sich die einzelnen Interaktionsstörungen dann sinnvoll angeben ließen. Dann allerdings ist es fraglich, ob das fertige Verhaltens-störungsmodell überhaupt noch zutreffend oder notwendig ist.

Aufmerksame LeserInnen des Dreitzelschen Buches werden fest-stellen, daß in den verstreuten Vorüberlegungen, die letztlich zu dem Modell führten, immer wieder aus den Produktionsverhältnissen erklär-bare Ursachen für die verschiedenen Verhaltensabweichungen

¹² Nach der ursprünglichen Fassung dieser Arbeit, die im Winter 1970 als Diplomarbeit an der Freien Universität Berlin vorlag, hat Dreitzel diesen Vorwurf in einem weiteren Beitrag praktisch aufgenommen. (H.P. Dreitzel: Soziale Rolle als politische Emanzipation, in: Das Argument 71, 14 Jg. 1972, Heft 1/2, S. 110ff.) Meine Antwort auf seinen Aufsatz, zunächst am gleichen Ort veröffentlicht, findet sich im Anhang dieses Buches.

angegeben werden – dies insbesondere bei der Kritik an der herrschenden Anomietheorie. Es mag daher ungerechtfertigt scheinen, ihn in der Weise zu kritisieren, wie es hier geschehen ist. Gleichwohl möchte ich daran festhalten: ein Modell, das wie das Dreitzel-sche Gesellschaft in einer Weise als Konstante akzeptiert, daß die Nichterfüllung der gesellschaftlichen Erwartungen ohne Zweifel an dem Sinn des zu Erfüllenden oder an die Möglichkeit des Vollzugs schlicht als zu klassifizierende Verhaltensstörung ausgemacht wird, verdient Kritik. Obwohl Dreitzel die Rollentheorie von der Betrachtung der Gesamtgesellschaft abzuziehen meint, um sie passender auf die Individuen allein anzuwenden, gebührt der Theorie in seiner Fassung die gleiche Kritik wie den vorhergehenden Entwürfen der anderen RollentheoretikerInnen. Aufgrund des eher phänomenologischen denn analytischen Vorgehens kann sie die Wirklichkeit nur in Teilbereichen ihres Erscheinungsbildes fassen.

Uta Gerhardt

Bei Gerhardt (1971) erfährt man, deutlicher als bei allen anderen RollentheoretikerInnen, daß Rollentheorie Erkenntnistheorie für die gesamte Soziologie ist, eine Implikation, die bereits aus dem weltanschaulichen Charakter der Theorie folgt.

Die Differenzen, der Streit zwischen den verschiedenen theoretischen Ansätzen um die »richtige Gesellschaftstheorie«, seien der Tatsache geschuldet, daß jeder der »drei Entwürfe« sich einem bestimmten Typus von Rolle zuwende und in ihm das Grundelement der Gesellschaft erkenne. Die drei Typen von Rollen, in Gerhardts Buch aufs Ausführlichste einzeln und in Wechselwirkung aufeinander dargestellt, seien: die »Status-Rolle«, die Rolle mit dem höchsten »Abstraktionsgrad«, deren wesentliches Kennzeichen die Dauer ist (als Beispiele werden etwa genannt: Geschlecht, Religion, Staatsbürgerschaft); die Positions-Rolle, eine Rolle niedrigeren »Abstraktionsgrades«, von geringer Dauer und erwerbbar, sie ist im wesentlichen bestimmt durch die Funktion und Stellung im arbeitsteiligen Zusammenhang; und die Situationsrolle, die Rolle höchster Konkretheit, sie wird bestimmt durch die Normen und Regeln der Situation (Gast, Fußgänger etc.).

Die »drei Entwürfe«, die sich eindeutig den genannten drei Rollentypen zuordnen sollen, sind die strukturell-funktionale Theorie (Status), die Theorie der sozialen Konflikte, zu deren Vertretern nach Gerhardts Ansicht etwa Karl Marx, Max Weber, Ralf Dahrendorf,

Jürgen Habermas u.a. gehören (Position) und die Theorie der »molekularen sozialen Formen«, der Interaktion (Situation).

Welchem spezifischen Rollenkomplex das bestimmte Primat zukommt, wagt Gerhardt nicht zu entscheiden, es geht ihr mehr darum, die »Debatte« noch einmal zu eröffnen.

Fest steht lediglich, daß für alle drei Theorien »Rollen ein Grundelement gesellschaftlicher Aggregate sind« (op. cit., S.291). Sicher ist es richtig: allen Theorien ist gemeinsam, daß sie von einem angebbaren Standpunkt auf die gleiche Wirklichkeit blicken; die Frage ist bloß, ob diese Wirklichkeit die Rolle ist.

Der Versuch der Einordnung aller Gesellschaftstheorie von links bis rechts in eine umfassende Rollentheorie bestimmt die Weise, in der Gerhardt mit den vorhandenen Theorien verfährt. Wissenschaftsgeschichte ist für sie ganz offenbar eine Sammlung von Baukastenelementen; ihre Aufgabe sieht sie dementsprechend darin, die Elemente vernünftig anzuordnen, da sie zusammengenommen die vollständige Theorie schon ergeben müssen. Der Standpunkt der Autorin ist daher von den Standpunkten der von ihr behandelten Theoretiker nicht zu unterscheiden. Aus diesem Grund ist es an und für sich überflüssig, an ihrem rollentheoretischen Ansatz selbst noch gesondert Kritik zu üben, da sämtliche an den verschiedenen Ansätzen geäußerten Einwände zusammengenommen auch dem Buch Uta Gerhardts gelten können.

Immerhin treten an Gerhardts Buch einige allgemeine Züge der Rollentheorie besonders plastisch hervor.

Deutlicher noch als bei anderen AutorInnen wird bei ihr, wie sehr die Rollentheorie darauf basiert, Sachverhalte, die allgemein bekannt sind, die schlicht auszusprechen ungeheuer banal klingen würde, in komplizierten rollenanalytischen Begriffen anzugeben, um von daher, einfach aufgrund der Einsichtigkeit der ursprünglichen Aussage, die Legitimation zu holen, die ganze Welt mit einem immer unentwirrbareren Netz von Rollenbegriffen zu überziehen. So wird viele Seiten lang auf wechselnden Abstraktionsebenen und mit vielen Wiederholungen darüber reflektiert, daß es in Gesellschaften, besonders in »industriellen«, in »oberen Positionen« wenige Menschen, in »unteren« dagegen viele gibt. Die Oberen haben mehr Macht, Geld, Prestige, Sanktionsgewalt usw., die Unteren weniger. Als ein Gliederungsprinzip zur Bestimmung der Rollen von Gesellschaftsmitgliedern wird – wie schon bei Dahrendorf – das Quantum der Sanktionspotenzen, über das die einzelnen verfügen, angegeben. Dieses Verfahren, das an und für sich schon wenig mehr als eine

formale Gliederung erbringen würde, ohne Einsicht in Ursache und Zusammenhang solcher Erscheinungen, wird bei Gerhardt vollends jeden Inhaltes beraubt, in bloßes Gedankenspiel um seiner selbst willen verwandelt, wenn sie es für »ein interessantes Unternehmen« hält, »festzustellen, ob diese Skala (der Sanktionspotenzen) einen Nullpunkt besitzt, d.h. ob es Rollen mit einer meßbaren Sanktionspotenz von Null gibt, und ferner, ob die Sanktionspotenz auch negative Werte annehmen kann« (op. cit., S.333). D.h., Gerhardt hält es für eine mögliche Frage nach wirklichen Vorgängen, ob es auch Menschen gibt, die weniger als überhaupt keine »Sanktionspotenz« haben, eine Frage, deren logische Umkehrung die Suche nach Menschen mit mehr als allen Sanktionspotenzen wäre.

Die Kategorie der Rolle dient der Funktion, aus der unmittelbaren Erfahrung ohne größere begriffliche Anstrengung ein Strukturprinzip der Gesellschaft aufzuweisen.

»Für wieviele Positionen eine Rolle gilt, also wie groß die Zahl der in ihrer Positionsklasse befaßten Positionen ist – dies richtet sich nach dem Rang der Position. Sind Wertschätzung und Sanktionsbefugnis groß, d.h. handelt es sich um leitende Stellungen in Gruppen und oder Organisationen, dann ist die Zahl der in der Rolle befaßten Positionen gering. Sind die Positionen dagegen am unteren Ende der Rangskala plazierte, dann gibt es eine große Anzahl Positionen, die derselben Positionsrolle zugerechnet werden. Zur Veranschaulichung sei angeführt, daß es wesentlich weniger Professoren als Studierende an Universitäten gibt, daß die Zahl der Abteilungsleiter kleiner ist als jene der Arbeiter; umgekehrt übersteigt die Zahl der Schüler jene der Lehrer, diese die Zahl der Schulrektoren, diese wiederum die Zahl der Schulräte usw. So ist – *um es als allgemeine Aussage zu formulieren* – (Hervorhebung von mir, F.H.) die Menge der in einer Positionsklasse implizierten Positionen umgekehrt proportional zum Rang der betreffenden Positionen. Je höher der Rang einer Klasse von Positionen, desto geringer ist ihre zahlenmäßige Besetzung und desto exklusiver ist die Übernahme der betreffenden Rollen.« (op. cit., S.245)

Die unmittelbare Einsichtigkeit der Beispiele verdeckt die Inhaltslosigkeit der Bestimmung. Nicht aus der Funktion wird die zahlenmäßige Besetzung eines arbeitsteiligen Zusammenhangs bestimmt, sondern die Proportion selber erscheint als gesetzter Grund, als Ursache für die Struktur der Gesellschaft. Die Absehung von der inhaltlichen Bestimmtheit einer Proportion erlaubt es zudem, einen quantitativen Zusammenhang, der inhaltlich sinnvoll ist (wie etwa

30 SchülerInnen pro Lehrer und nicht umgekehrt) nicht nur mit dem Zusammenhang von Herrschaft und Knechtschaft gleichzusetzen, die Herrschaftsseite wird außerdem dadurch unterstützt, daß sie als »vernünftig« einsehbar wird. So hat das verallgemeinerte Gesetz, das sich aus der Anschauung einer bestimmten Proportionalität ergibt, einerseits die Funktion, hierarchische Herrschaftsstrukturen plausibel zu machen; als Handlungsanweisung für weitere Zuordnungen aus der Phänomenologie des Alltags erweist es sich dagegen als untauglich. So müßte nach den vorgegebenen Kriterien der Papst etwa in seiner »Ein-Mann-Positions-Rolle« sehr viel mehr »Sanktionsbefugnis«, »Prestige«, »Macht«, »Einkommen« etc. haben als z.B. die Großunternehmer, da sie in größerer Quantität vorhanden sind. Eine Zuhilfenahme der Berufsstatistik würde das Bild vollends verwirren, da z.B. bei einem angebbaren Stand der Produktivkräfte ein quantitatives Übergewicht der Facharbeiter gegenüber den Hilfsarbeitern letzteren einen höheren Rang sichern müßte; auch müßten aussterbende Berufsklassen, so z.B. die »Seifensieder«, nach Uta Gerhardts Kriterien gegenüber den Unternehmern etwa besonders privilegiert sein.

Marx schrieb in den »Grundrissen«:

»Es scheint das Richtige zu sein mit dem Realen und Konkreten, der wirklichen Voraussetzung zu beginnen, also z.B. in der Ökonomie mit der Bevölkerung, die die Grundlage und das Subjekt des ganzen gesellschaftlichen Produktionsakts ist. Indes zeigt sich dies bei näherer Betrachtung (als) falsch (...) Finge ich also mit der Bevölkerung an, so wäre das eine chaotische Vorstellung des Ganzen und durch nähere Bestimmung würde ich analytisch immer mehr auf einfachere Begriffe kommen; von dem vorgestellten Konkreten auf immer dünnere Abstrakta, bis ich bei den einfachsten Bestimmungen angelangt wäre. (...) Die Ökonomen des 17. Jahrhunderts z.B. fangen immer mit dem lebendigen Ganzen, der Bevölkerung, der Nation, Staat, mehreren Staaten etc. an; sie enden aber immer damit, daß sie durch Analyse einige bestimmende abstrakte, allgemeine Beziehungen, wie Teilung der Arbeit, Geld, Wert etc. herausfinden. (...) Das Konkrete ist konkret, weil es die Zusammenfassung vieler Bestimmungen ist, also Einheit des Mannigfaltigen. Im Denken erscheint es daher als Prozeß der Zusammenfassung, als Resultat, nicht als Ausgangspunkt, obgleich es der wirkliche Ausgangspunkt und daher auch der Ausgangspunkt der Anschauung und Vorstellung ist. Im ersten Weg wurde die volle Vorstellung zu abstrakter Bestimmung verflüchtigt; im zweiten führen die abstrakten

Bestimmungen zur Reproduktion des Konkreten im Wege des Denkens.« (Karl Marx [1953]: Grundrisse, S.21f.)

Der »erste Weg«, ein in der Rollentheorie durchweg angewandtes Verfahren, bei dem dem klassifizierenden Verstand ein zunehmendes Chaos gegenübersteht, und bei dem er rastlos und maßlos endlose Reihen von Zusatzbestimmungen in Klassifikationsschemata aufnimmt, wird von Uta Gerhardt ebenfalls exemplarisch vorgeführt. Zugleich erweist ihr Beispiel einmal mehr den »Zutatcharakter« der Rollentheorie wie auch die Verkehrtheit der Einsicht in Gesellschaft, wenn diese Einsicht nicht vorab, also mit anderen Erkenntnishilfen, als sie die Rollentheorie bereitstellt, gegeben ist. – Es sei im folgenden einmal davon abgesehen, daß Gerhardt in ihrem Buch die Begriffe »abstrakt« und »konkret« durchweg recht subjektiv gebraucht, so daß etwa bei ihr die Kategorie »weiblich«, da sie einer Status-Rolle angehört, um mindestens zwei Stufen abstrakter ist als die Kategorie »Gast«, die einer Situations-Rolle zuzuordnen wäre. –

Mit Hilfe dreier Schaubilder wird die ordnende Begrifflichkeit, die die Sprache hergibt, für die Rollentheorie nachvollzogen. So werden etwa Glaserlehrlinge, -geselle und -meister als Rollen erster Ordnung erkannt, deren zugehörige Rolle zweiter Ordnung der Glaser wäre; als Rolle dritter Ordnung wird dann der Handwerker angegeben.

»Mit Hilfe dieses Klassifikationsschemas vermag das Individuum differentielle Zuordnungen vorzunehmen. Zugleich ist es möglich, subtile Aspekte des Rollenverhältnisses zu erfassen. So gehören etwa Glaserlehrling und Glasermeister zum gleichen logischen Abstraktionsniveau, aber zu ganz unterschiedlichen Gruppen. In einem Großbetrieb nämlich haben Tischler- und Glaserlehrling und Tischler- und Glasermeister jeweils ähnlichere Rollenerwartungen zu erfüllen als Glaserlehrling und Glasermeister. Anders dagegen in einem kleinen Handwerksbetrieb, wo die Rollendifferenzierung gering ist und der Lehrling teilweise dieselben Arbeiten ausführt wie der Geselle und der Meister. (Wie ungetrübt diese Aussagen von den wirklichen Verhältnissen in der Lehrlingsausbildung und -tätigkeit sind, soll hier nicht weiter zur Debatte stehen. F.H.). Solche diffizilen Aspekte des Rollenverhältnisses, die im Einzelfall empirisch zu untersuchen sind, können mit Hilfe der Aufgliederung des Positions-Rollen-Bereiches nach Abstraktionsebenen erfaßt werden. Die Zahl der Ebenen ist dabei *beliebig* (Hervorhebung von mir, F.H.).« (Gerhardt, op. cit., S.246ff.)

Abgesehen davon, daß in dem Klassifikationsschema historische Dimensionen, deren Notwendigkeit beim Handwerk insbesondere

ins Auge fällt, nicht eingeordnet werden können, suggeriert die Aufteilung – gerade wegen ihrer Zuordnung zur Rolle – eine gesellschaftliche Stabilität und Einfachheit, die alle wirklichen Bewegungen außer acht lassen muß. Die Tatsache etwa, daß die Kategorie »Handwerker« der Oberbegriff zum Bäcker, letzterer der zum Lehrling ist, und dies das Ordnungsschema der Gesellschaft adäquat wiedergeben soll, läßt weder die Industrialisierung ehemaliger Handwerksberufe (wie z.B. Drucker, aber auch Bäcker) ins Blickfeld geraten, noch kann etwa die Tatsache eingeordnet werden, daß im Handwerk sehr viel mehr Lehrlinge ausgebildet werden, als dort jemals tätig sein können. Die geringe Chance, z.B. jemals Bäcker zu werden, wenn man Bäckerlehrling ist, dürfte das »Rollenverhalten« dieser Personen weit mehr auszeichnen als die eher zufällige Berufsbezogenheit des Lehrverhältnisses, die von Angebot und Nachfrage, Vorbildung, Gegend, Einkommen und Soziallage der Eltern etc. bestimmt ist.

Derartige Rollenschemata geben nicht nur nicht mehr Einsicht in Zusammenhänge als eine ohne Anstrengung der Begriffe vorgehende Alltagssprache; durch ihre oberflächliche Exaktheit schläfern sie zudem wirkliche Entzifferungsbemühungen ein. Die Kraft wird statt dessen in die schlechte Unendlichkeit der Klassifikation gelenkt, denn keine logische Grenze etwa gebietet, beim Oberbegriff »Handwerker« innezuhalten und nicht immer weiter zu ordnen über den »Menschen« bis hin zum »Lebewesen«; ganz abgesehen von der »Beliebigkeit«, die Kategorien nach unten uferlos wachsen zu lassen.

Deutlicher auch als bei anderen RollentheoretikerInnen wird bei Uta Gerhardt das Primat des Bewußtseins vor dem materiellen Sein. So ist es zwar ihre Intention, »Soziologie im kritischen Verständnis zu betreiben«, »das Bewußtsein von sozialen Sachverhalten her(zu)stellen, um ihre rationale Kontrolle und gewollte Änderung sinnvoll zu unterstützen« (op. cit., S.343); faktisch aber handelt das Buch entweder direkt von Bewußtsein über Bewußtsein, oder indirekt, wenn nämlich materielle Sachverhalte zwar genannt werden, sich bei näherem Hinsehen aber ebenfalls in Bewußtseinsprozesse auflösen. So wird bei ihr in großer Ausführlichkeit die deutsche (wobei bereits das Wort »deutsch« wiederum eine bestimmte Geistestradi-tion meinen soll (op. cit., S.64.) und amerikanische »Denktradition« nachgezeichnet. Geistesverwandtschaften bewußter und »unbewußter« Art – letzteres etwa im Falle Dahrendorf bei der Übernahme Simmelscher Kategorien – werden aufgespürt. Beim Versuch,

»soziale Beziehungen«, »Arbeitsteilung«, »Austausch« und »Herrschaft« zu bestimmen, werden weder Arbeit noch Reichtum, noch privates Eigentum zur Erklärung benötigt, sondern ausschließlich Denkvorgänge.

»Antizipation und Reziprozität drücken den Sachverhalt aus, daß *kollektive Deutungsschemata* für die Regulierung und Bewertung der Leistungen jedes Elementes im arbeitsteiligen Ganzen vorhanden sind.

Deutungsschemata liegen der Definition der Rolle zugrunde. Die Stilisierung einzelner Verhaltensregeln zu Bestandteilen von Regelsystemen, die Veränderung und das Weglassen im Zuge der typisierenden Abstraktion sind Vorgänge, die die Herstellung relativ invarianter Bilder vom typischen Handeln eines Funktionsträgers prägen. Ohne sie wäre das Zusammenwirken der arbeitsteiligen Subsysteme oder Funktionseinheiten unmöglich, könnte ein Wissen über erwartbare Forderungen und Leistungen sich nicht etablieren, wäre es undenkbar, daß die einzelnen Gesellschaftsmitglieder zu ihrer Subsistenz der Leistung von anderen bedürfen und mit dieser Leistung als einer Selbstverständlichkeit rechnen können. Um es noch einmal zu wiederholen: – Ohne Typisierungsprozesse wäre gesellschaftliche Arbeitsteilung unmöglich, ohne die Institutionalisierung von Rollen als kollektiven Deutungsschemata für Handeln in Positionen können gesellschaftliche Austauschprozesse nicht stattfinden.« (op. cit., S.164f.)

»Die Funktion der Typisierung für die gesellschaftliche Ordnung ist mithin zweifach. Zum einen ist Typisierung die Voraussetzung der Arbeitsteilung (...) Zum anderen bildet sie die Bedingung gesellschaftlicher Herrschaft.« (op. cit., S.166)

Das Problem, das hier mittels der Deutung gelöst werden soll, ist das der Entstehung der privaten arbeitsteiligen Produktion. Da Arbeitsteilung überhaupt voraussetzt, daß alle Teile der Gesamtarbeit auf gesellschaftlichem Maßstab vollzogen werden, erhebt sich die Frage nach dem regelnden Prinzip dieses Vorgangs. Gerhardt unterstellt so etwas wie einen Plan, entworfen nach der Summe der Gedanken der Einzelproduzenten. So löst sich dem harmonisierenden Denken, das reale Widersprüche nicht ertragen kann, nach dem Schema, »daß nicht sein kann, was nicht sein darf«, auch der grundlegende Widerspruch der warenproduzierenden Gesellschaften im Bewußtsein. Wo privat und gesellschaftlich zugleich produziert wird, der gesellschaftliche Charakter der Produktion sich allerdings erst hinter dem Rücken der privat Produzierenden, von ihnen nicht

durchschaubar und nicht kontrollierbar, gewaltsam auf dem Markt durchsetzt, leidet dies die idealisierende Vernunft nicht. Nicht die Wirklichkeit wird von ihr für eine vernünftige Veränderung durchschaut, sondern ihre Perzeption wird so zugerichtet, daß sie dem widerspruchsfeindlichen Gedanken gehorcht. So rational und mathematisch gliederbar die Gesellschaft als Ganzes scheint, müssen auch die Marktgesetze sich der gedachten Harmonie des vorwegeilenden Bewußtseins fügen.

»Die Theorie der Rolle als einer sozialen Form geht davon aus, daß die Prinzipien der *Deutung* des Handlungsraumes durch die Handelnden konstitutiv sowohl für das Verhalten des einzelnen wie für die Entstehung gesellschaftlicher Gebilde sind.« (op. cit., S.341)

Dieser Denkansatz, der der gesamten Rollentheorie zugrunde liegt, wird selten in dieser zusammenfassenden Eindeutigkeit formuliert. Geschichte, Bewegungsgesetze und Formen der Vergesellschaftung der Individuen sollen ihren Ort haben im Bewußtsein, in Deutung und Interpretation. Nicht die Handlungen der Menschen bestimmen ihr Denken, umgekehrt soll alles, was die Menschen tun, wie sie sich verhalten, Resultat sein des antizipierenden Denkens. Eine solche idealistische Denkfigur löst eine Menge unbequemer und schwieriger Fragen. So muß es in der Theorie nicht darum gehen, den »wirklichen Schein«, der das Bewußtsein bestimmt, zu durchdringen, um ein dem tatsächlichen Handeln der Menschen adäquates Bewußtsein voranzutreiben. Da die Wirklichkeit sich als unmittelbarer Ausfluß des Denkens darstellt, kann sie selbst weder widersprüchlich sein noch in sich vorwärtstreibende Kräfte haben, noch selbst »Scheincharakter« tragen. Alle wirklichen Bewegungen spielen sich im Bewußtsein ab. Veränderungen und Verbesserungen reduzieren sich auf die Ausdehnung des Spielraums der individuellen Rollen, bestenfalls auf eine quantitative Umverteilung der Teilhabe an schon vorhandenen gesellschaftlichen Werten wie Einkommen, Besitz, Prestige, Sanktionspotenz und Macht im Rahmen der Denkmöglichkeiten der vorgegebenen Rollen.

III. Leistungsaspekte der Rollentheorie

1. *Entlastung als Motivation*

Tenbruck meint, daß »die Soziologie dem Gefühl der Entfremdung ihrerseits Vorschub« leiste, »weil sie durch die Objektivierung der Rollen dem Rollenträger die unmittelbare Identifikation mit der Rolle in der reflexiven Spiegelung erschwert« (Tenbruck 1961, S.37). Es scheint aber auch umgekehrt ein die Rollentheorie selbst motivierender Leistungsaspekt darin zu liegen, daß sie sowohl die SoziologInnen wie auch die einzelnen, soweit sie die Verbegrifflichung erreicht, von der drückenden Last der unzumutbaren Widersprüche in Richtung auf eine scheinbare Lösung befreit.

Auch wenn man – wie mehr oder weniger alle der hier angeführten RollentheoretikerInnen – der Ansicht ist, daß diese Gesellschaft im Grunde nicht verändert werden muß oder ihre grundsätzliche Veränderung unmöglich ist, wird man doch das vielfache Leid, das man in ihr sieht oder selber erfährt, kaum ignorieren können; der moralische Protest, der daraus resultiert, eignet wiederum den meisten RollentheoretikerInnen – mit den geschilderten konservativen Ausnahmen. Zu einem Zeitpunkt, da die Vergesellschaftung der Menschen so weit fortgeschritten ist, die Kommunikationsmöglichkeiten weit entwickelt sind, fällt die gleichwohl vorfindliche Isolierung der Individuen besonders ins Auge. Die einzelnen scheinen in einem Verhalten gefangen, das man als das Verhalten von RollenspielerInnen bezeichnen könnte. Diese Bezeichnung und die so bestimmte Wahrnehmung des Verhaltens verhelfen dazu, die Spannung der fehlenden Affektivität und Spontaneität in den möglichen Kontaktarten, die die Gesellschaft bereithält, auszuhalten. Weiß man, daß X in seiner/ihrer Rolle als Y sich so und nicht anders (menschlicher) verhält, so enthebt dies von der Qual, entweder MoralistIn zu werden oder aber weiter über die Ursachen des Verhaltens von Menschen zueinander nachzugrübeln.

Ein Parkwächter jagt mit Drohungen ein Kind von einem öffentlichen Rasen; er beschimpft die Mutter, daß sie nicht selber das Betreten des Rasens verhinderte; aber er tut dies alles nicht, weil er ein schlechter Mensch ist, ein Misanthrop oder aber weil er die Mutter oder Kinder überhaupt nicht leiden kann, sondern in seiner Rolle als Parkwächter. Diese Erklärung befriedigt und beruhigt; man

braucht weder am »Bild des Menschen« zu zweifeln, noch darüber nachzugrübeln, wozu Rasenhüten nützt, welchen Stellenwert es hat, wer und warum er dazu abgestellt wird. Die mit der Rollendefinition gegebene Rollenerwartung und -zumutung enthebt des weiteren Denkens und löst scheinbar den Widerspruch zwischen dem Gewollten und dem Möglichen, zwischen Anspruch und Realität. Dies war ein vergleichsweise harmloses Beispiel, bei dem die Tragweite des Vorgangs, etwa sichtbare Risse und Sprünge im Gebäude, die zum Abriß und Wiederaufbau unmittelbar nötigen, heimlich mit Kunststoff zuzukleistern, um also eine zumutbare Fassade wiederherzustellen, sich nicht direkt aufdrängt. Brisanter wird es bei Beispielen aus der Sphäre der Politik. Dreitzel liefert ein solches Beispiel der rollentheoretischen Verarbeitung von Politischem. Dabei gelingt es ihm, Unerträgliches durch die mit der Anwendung der Rollentheorie gegebene Verschiebung auf eine andere Ebene erträglich und aushaltbar zu machen. Wo der Skandal der Gesellschaft literarisch am Einzelfall stellvertretend für das Ganze dokumentiert wurde, reduziert er das »pars pro toto« zum »pars«, d.h. er verlegt den dargestellten Widerspruch ins Individuum, dessen rollenanalytisch erklärbare »Verhaltensstörungen« auf die ursprünglich gemeinte Gesellschaft nicht mal mehr einen Schatten werfen. – Es handelt sich um eine Parabel von Günther Anders (Anders, 1967, S.7-9; bei Dreitzel, 1968, S.387f.), die er als Beleg für seine Theorie zitiert. Dort wird bei der Schilderung eines Gerichtsprozesses die Trennung der politischen Funktionsträger in Menschen und Funktionen ihrer Ämter angeprangert als ein politisches Mittel, um trotz aller möglichen begangenen Verbrechen, bei einer scheinbaren und nach außen verkündeten Veränderung des Systems, die Macht zu behalten. Gemeint sind die Strafprozesse gegen hohe nationalsozialistische Funktionäre, die für die Judenvernichtung verantwortlich waren, und in denen, wie bekannt, diese Nazis nicht nur straffrei ausgingen, sondern auch sichtbar wurde, daß sie schon wieder oder noch immer hohe Beamtenposten innehatten, und sich die Justiz selber als willfähiges Werkzeug einer solchen Methode, sich der Verantwortung zu entziehen, erwies. – Dreitzel konstruiert aus diesem Politikum eine individuelle Verhaltensstörung des Angeklagten aufgrund des Verlustes von Rollendistanz mit der möglichen Folge der Spaltung des Individuums.

»Wenn die Isolierung der Verhaltensbereiche« (er nimmt damit Bezug auf die Aussagen des Nazibeamten, der alle Anklagen dadurch als unzutreffend beiseiteschob, daß sie ihn nur »in seiner

Eigenschaft als Vizeregierungspräsident« des inzwischen »zusammengebrochenen Regimes« betreffen, auf die er also »in seiner heutigen Eigenschaft als Oberpräsidialgouverneur« nicht nur nicht antworten könne, sondern für die er auch nicht zuständig sei), wenn also die Isolierung der Verhaltensbereiche »eine gewisse Perfektion erreicht hat, wird der Rollenhaushalt des Individuums wie durch Zentrifugalkräfte zerrissen und ein distanziertes, selbstverantwortliches Rollenspiel auf der Grundlage der integrierenden Ich-Identität wird zu einem Kraftakt, dem auch moralisch sensiblere Menschen als der 'Beamte G.' nicht gewachsen sind.« (Dreitzel, 1968, S.389)

Wie ich referierte, warnte Dreitzel den empirischen Forscher davor, bei der Anwendung seines Modells etwa Verhaltensstörungen unter Normendruck oder -schwäche abzuhandeln, die dort nicht hingehören. Ich habe bezweifelt, daß das nach dem vorgegebenen Schema noch möglich wäre. Dreitzels eigener Versuch scheint dem Zweifel recht zu geben.

Die Kritik an der Interpretation dieses Beispiels wurde nur unter dem Entlastungsaspekt abgehandelt, weil Dreitzel selber in seinem Buch vielfach auf die Gefahr, bloß Methoden zur Anpassung des Menschen an vielleicht »defiziente Institutionen« zu entwickeln, hinweist. Daher soll ihm hier nicht unterstellt werden, daß er durch die Verschiebung der Politik in die Psychologie bewußt Herrschaft verschleiern will. Da es sich aber in dieser Arbeit ohnehin nicht um die Ver- oder Aburteilung einzelner Autoren handeln soll, sondern um die diversen Leistungsmöglichkeiten der Rollentheorie, wäre für den dem Leistungsaspekt der Verschleierung gewidmeten Abschnitt die eben aufgewiesene Möglichkeit eines rollentheoretischen Verfahrens im Auge zu behalten, Momente von Herrschaft und Macht auf eine andere Ebene derart zu verschieben, daß sie in ihrer spezifischen Qualität unerkennbar werden.

Es kann nach den gegebenen Beispielen immerhin davon ausgegangen werden, daß das Bild des Rollenspielers eines Momentes von Wirklichkeit in unserer Gesellschaft nicht entbehrt und daß ein Rückgriff auf diese Metapher in der Soziologie den doppelten Nutzen hat: einmal vorläufige Entlastung zu bieten¹³ für das Leben in Zusammenhängen, die den Menschen andernfalls in die Verzweiflung oder

13 Auf den Leistungsaspekt der Rolle, auch Halt zu gewähren, wies u.a. Dahrendorf hin: »Soziale Rollen sind ein Zwang, der auf den einzelnen ausgeübt wird – mag dieser als eine Fessel seiner privaten Wünsche oder als ein Halt, der ihm Sicherheit gibt, erlebt werden.« (R. Dahrendorf: *Homo...*, a.a.O., S.28.) Claessens widmet dem Effekt der Kompensation einige Überlegungen (D. Claessens, *Rolle und Macht*, a.a.O., S.28).

in den Aufstand bringen würden, und zum zweiten erlaubt die Erkenntnis der Rollenhaftigkeit des anderen (und zwar wesentlich des anderen und nicht seiner selbst), sich mit den weitgehend funktionalen Äußerungen der Mitmenschen zufriedenzugeben, und zwar ohne Reflexion über den Sinn der jeweiligen Funktion. Entlastet wird also von Emotionen, die das Gleichgewicht stören, von beunruhigenden Bedürfnissen und von dauernder Reflexion.

2. Zum Erklärungswert der Rollenkatgorie – Konkrete Beispiele der Anwendung

Ich habe angedeutet, daß die Bezeichnung des Verhaltens der Menschen mit dem Begriff der Rollenhaftigkeit zwar eines Moments des Richtigen nicht entbehrt, daß aber die Erklärung, die mit einer solchen Kategorisierung notwendig mitgemeint ist, scheinhaft und vordergründig ist, daß sie die wirklichen Ursachen für ein Verhalten, das solcherart wahrgenommen werden kann, nicht nur nicht angibt, sondern sich selbst darüber hinaus vor einem erkennenden Zugang absichert. Am einleuchtendsten wird eine solche Behauptung, wenn einige weitere Beispiele, die von den RollentheoretikerInnen selbst als Anwendungsmöglichkeit ihrer Kategorien angegeben werden, unter diesem Aspekt untersucht werden.

Tenbruck hat schon darauf hingewiesen, daß der Versuch, etwa die Tätigkeit des Straßenkehrers als Rolle desselben, Straßen zu kehren, zu bezeichnen, an Erkenntnis nichts bringt. Aber nicht alle Beispiele sind in dieser Weise absurd und so leicht abzutun.

Erstes Beispiel

Dahrendorf etwa gibt ein Exempel für die Leistung des Rollenbegriffs bei der Einsicht »in die Gesetzlichkeit sozialen Wandels« (Dahrendorf 1964, S.59): Die Rolle der Assistenten an den Hochschulen sei durch Ausbildungs- und Forschungsaufgaben bestimmt, tatsächlich aber nähmen sie Lehr- und Verwaltungsaufgaben wahr. Die Nichtübereinstimmung von tatsächlichem Verhalten und angegebener Rolle verrate einen Konflikt. Es sei anzunehmen, daß ein Wandel in der Rollendefinition zugunsten des Faktischen bevorstände, womit zugleich die Richtung der Entwicklung angegeben sei. – Hier ist der Rollenbegriff eine Zutat, die im nachhinein einem schon bekannten Prozeß angehängt wird, um angeblich nicht nur das Phänomen zu erklären, sondern darüber hinaus prognostische Einsicht zu gewinnen. – Was geschieht tatsächlich? Es besteht ein

Bedürfnis nach mehr Assistenten, die erstens Lehraufgaben übernehmen sollen (sie sind billiger und ohnehin für die durch die veränderte Marktlage gesetzten Zwecke ausreichend) und die zweitens zu Verwaltungsaufgaben benutzt werden. Man muß prüfen, welche gesellschaftliche Entwicklung, welche Veränderungen dem zugrundeliegen. Der aufgrund der Verwissenschaftlichung des Produktionsprozesses rasch wachsende Bedarf an besser ausgebildeten ArbeiterInnen in der Mikroelektronik vor allem verlangt nach ständig steigenden StudentInnenzahlen für die Nachfrage nach LehrerInnen wie auch für die unmittelbare Produktion selbst. Die tatsächliche statistisch überprüfbare Zunahme an StudentInnen erfordert eine schnelle Vergrößerung des Lehrkörpers, die durch die traditionellen Wege der langwierigen Habilitationen und deren Ausleseprinzipien nicht gewährleistet werden kann. Zugleich bedingt die Vergrößerung der Universität eine Neugliederung, gefolgt von einer komplexen Verwaltung, die die Beteiligung der wissenschaftlich Arbeitenden notwendig macht. Die Annäherung der Universität an einen effektiven Produktionsbetrieb verlangt darüber hinaus SpezialistInnen der Verwaltungstechnik an der Spitze. Ob die Rolle des Assistenten dann so oder so definiert ist, ist dabei absolut nebensächlich. Hat sich der neue Tätigkeitsbereich dem gesellschaftsmächtigen Bedürfnis vollends angepaßt, versteht es sich von selbst, daß die Veränderung sich auch auf die Namensgebung erstreckt. Um die Richtung der Entwicklung anzugeben, empfiehlt es sich also, nach dem gesellschaftlichen Bedarf und der entsprechenden Politik zu fragen.¹⁴

Zweites Beispiel

Es soll ein weiterer Beleg für das Auftreten eines angeblichen Rollenkonflikts (Dahrendorf, a.a.O., S.79) geprüft werden: Dieser liege dann vor, wenn Arbeiter sozial aufsteigen, z.B. studieren. Die Erwartungen der Eltern kollidieren mit den Erwartungen der erworbenen Position. Der statistische Befund lautet: der Rollenträger

¹⁴ Wie sehr diese Veränderung des Hochschullehrkörpers – von einer kurzen Zeit einer Stärkung und Erweiterung des Mittelbaus und partizipativen Modellen der Verwaltung – sich geändert hat zurück in Richtung Ordinariatenuniversität bis hin zu Modellen der Abkoppelung von Forschung und Eliteausbildung und einem mittleren Lehrbetrieb für die Masse der StudentInnen, ließ sich in den seit Vorführung dieses Beispiels vergangenen 20 Jahren zeigen. Nirgends wäre man dabei mit der Anmessung der Rollenkatgorie den Bewegungen auf die Spur gekommen.

gehört den Erwartungen der neuen Position. Studierende Arbeiterkinder wählten konserverativ, statt das »radikale Wahlverhalten« ihrer Eltern beizubehalten; in den Korporationen seien überrepräsentativ viele von ihnen. Nicht die Realitätsnähe dieses Befundes soll geprüft werden, sondern seine rollenanalytische Erklärung; diese sagt: die Sanktionen der neuen Ranggenossen sind härter als die der Eltern. »Daher wendet sich der einzelne in diesem Fall gegen seine Eltern. Die Prognose würde lauten, daß das Arbeiterkind, das sozial aufsteigt, im Verlaufe dieses Aufstiegs seine Ursprünge vielfach verleugnen und verraten wird.« (op. cit., S.79.) Der Umweg über das Herausfinden der Sanktionen und über den Rollenbegriff wäre erspart geblieben, hätte Dahrendorf einen Klassen- und Interessenbegriff zugrunde gelegt. In der »sozial höheren Position« ist vermutlich höherer Lebensstandard gekoppelt mit weniger Arbeit, so daß das Festhalten an ihr dem neuen Klassenstandpunkt den neuen Interessenstandpunkt beigibt. Es kann der hier verwandte Begriff der Sanktionen kaum anderes besagen, als daß die Klasse, zu der die Arbeitereltern gehören, nicht besonders mächtig ist, während die neue Klasse mächtiger ist; nur ist der Begriff »Sanktion« so unscharf, daß Dahrendorf meinen kann, das »aufgestiegene Arbeiterkind« wähle z.B. konservativ, weil es die Sanktionen seiner Ranggenossen fürchte, während in Wirklichkeit das neue eigene Interesse, bedingt durch die neue soziale Lage, bei der Unterstützung einer Status-quo-Partei ausfindig zu machen wäre. – Dieses Beispiel soll nach Dahrendorf zudem zeigen, daß wissenschaftliche Annahmen »im Widerspruch zu moralischen Postulaten (hier Elternliebe) stehen und dennoch wissenschaftlich fruchtbar sein können« (op. cit., S.80). Es wäre aufschlußreicher (»fruchtbarer«) gewesen, wissenschaftlich den Zusammenhang zwischen Moral und Klassenlage, anerkannten Normen und Produktionsverhältnissen zu untersuchen, statt Elternliebe mit Wahlverhalten zu korrelieren. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, das angegebene Beispiel erschöpfend kritisch zu interpretieren. Ein Hinweis sei aber noch gestattet zu der Aussage, daß sozial aufgestiegene Arbeiterkinder ihren Ursprung verleugnen und verraten würden. In dieser Weise kann eigentlich nur jemand reden, der von vorneherein zu einer privilegierten Klasse gehört. Es unterstellt nämlich eine solche Redeweise, daß Arbeiter qua Geburt zur Arbeiterklasse gehören, daß diese Klassenzugehörigkeit also etwas bestimmten Menschen Natürliches ist. Nicht so bei den Privilegierten: da sich die herrschende Klasse logisch im Einklang mit den bestehenden Verhältnissen befindet, hat sie scheinbar überhaupt

keinen Klassenstandpunkt, sondern ist bloß konservativ. Eine Aneignung dieses herrschenden Standpunkts durch den Wechsel der Klasse gerinnt so für Dahrendorf zum Verrat an den Ursprüngen, während in Wirklichkeit, will man schon moralisch argumentieren, allenfalls das inadäquate Beibehalten des proletarischen Standpunkts Verrat an der neuen eigenen Klasse wäre.¹⁵

Drittes Beispiel

Der Konflikt zwischen Arbeiter und Unternehmer besteht nach Dahrendorf (op. cit., S.61) nicht zwischen ihnen als Menschen (da können sie »gute Freunde« sein), sondern zwischen Trägern von Positionen, »Spieler(n) von Rollen«. Es liegt auf der Hand, daß der Widerspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital nicht durch persönliche Animositäten hervorgerufen wurde. Ein Verhältnis aber, das die gesamte Lebensweise aller Beteiligten derart total erfaßt, daß überhaupt kein Bereich, auch kein »privater«, unbetroffen bleibt, auf die Ebene des Rollenspiels zu heben, um daneben Freundschaft walten zu lassen, geht selbst Popitz zu weit. Er schlägt vor, bei der »Analyse von Klassenkonflikten« »den (in der Soziologie) ehrwürdigen Begriff des Interesses« zu verwenden.

Viertes Beispiel

Bei Dreitzel liegt »Anomie«, die z.B. auf relativer »Normlosigkeit in bestimmten Bereichen einer auf Rollendifferenzierung angelegten Sozialstruktur« (Dreitzel 1968, S.352) beruhe, dann vor, wenn der Kontakt von einer Gruppe zur anderen so gering sei, daß die »Verhaltensnormen gegenüber den anderen« fehlen und »Mißverständnisse über die Erwartungen des Partners« entstehen. Ein Beispiel sieht er etwa im »(...) Verhältnis von Wirtinnen zu ihren Studenten: daß jemand vernünftig arbeiten kann, auch wenn er morgens lange schläft, ist beispielsweise eine Tatsache, die Wirtinnen nur deshalb schwer einleuchtet, weil sie die Eigentümlichkeiten wissenschaftlicher Arbeit nicht kennen« (op. cit., S.353). – Angesichts des Kapitals,

¹⁵ Wirklich interessant sind in solchen Fällen Studien zur Arbeiterkultur und ihrer Kraft bzw. ihrer Zerstörung. Der Untergang der staatssozialistischen Länder hat eine Reihe solcher Forschungen angeregt mit dem vorläufigen Resultat, daß dieser erste »Arbeiterstaat« (die DDR) durch seine spezifische Politik der Verwandlung der Arbeiterkinder in Intelleigenz und Staatsbeamte im Grunde die Arbeiterkultur und damit die eigenen Wurzeln zerstört habe (vgl. dazu exemplarisch Alheid 1992).

das die Springerpresse z.B. bei Studentenunruhen aus der sicher richtig konstatierten Tatsache, daß viele Wirtinnen sich über langschlafende StudentInnen ärgern, zu schlagen vermag, täte man sicher gut daran, sich nicht mit einer Erklärung, die mit solchen Begriffen wie »Kommunikationsproblem« und »Uninformiertheit« arbeitet, zufriedenzugeben. Die verändernde praktische Aufklärung wäre dann nämlich ein agitatorischer Feldzug mit dem Ziel, »den Charakter wissenschaftlichen Arbeitens« zu vermitteln. Es ließe sich durchaus denken, daß er zum Scheitern verurteilt wäre, da unter der Hand einige sehr wichtige Wurzeln für diese Einstellung der Wirtinnen wie für das Verhalten der Studenten vergessen wurde. – Schon oberflächlich betrachtet, ist die Bestimmung der wissenschaftlich arbeitenden Studenten sehr ungenau; nur wenige von ihnen, gemessen an der Gesamtzahl, haben das Vergnügen, morgens lange schlafen zu dürfen – man denke etwa nur an das Heer der MedizinstudentInnen, die, ganz wie Büroangestellte, morgens früh in ihren Übungen, Praktiken und Vorlesungen zu sein haben. – Die Reaktion der Wirtinnen wiederum hängt wesentlich von ihrer sozialen Lage ab. Gehören sie zur Klasse derer, denen im Interesse der Mehrwertproduktion eine Arbeitsdisziplin entweder täglich aufgezungen oder aber, falls dies der Vergangenheit angehört, internalisiert worden ist¹⁶, die sich nach Fabrik- und Bürostunden oder nach Ladenöffnungszeiten bemißt, mögen sie empört reagieren. (Übrigens desgleichen die Mütter und Väter der StudentInnen, und dies selbst dann, wenn sie früher selber studierten; ihre Berufstätigkeit muß wohl ihre Informiertheit rückgängig gemacht haben.) Man kann annehmen, daß die Empörung sicherlich weniger aus »der Unkenntnis der Eigentümlichkeit wissenschaftlicher Arbeit« erwächst, sondern eher aus Neid dem gegenüber, was ihnen nicht erlaubt ist, verbunden mit dem, falls sie der Klasse der Lohnabhängigen angehören, nicht ganz unberechtigten Mißtrauen, daß es die Mehrarbeit ihrer Klasse ist, die ein solches Hinwegsehen über die übliche Arbeitsdisziplin erlaubt. Und so ist es auch dieses letztere Moment, das eines Funkens Wirklichkeit nicht entbehrt, auf dem die Presse am wirkungsvollsten aufbauen kann (»Sie faulzen auf Kosten des Steuerzahlers«). Schließlich sei noch angemerkt, daß es »der Charakter wissenschaftlicher Arbeit« im Grunde in keinem Fach nahelegt,

16 Zu diesem Vorgang lese man u.a.: Max Weber: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Tübingen 1934, Bd. 1, S.17-206.

nachts zu arbeiten und tags zu schlafen. Umgekehrt sind auch hier für die meisten Menschen die Morgenstunden am produktivsten, so daß wir zudem annehmen können, daß es weitere Dimensionen der Lebensweise von StudentInnen sind, die für langes Schlafen verantwortlich zu machen sind.

Fünftes Beispiel

Verbreitet ist die Formel von der »Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf«, die auch Dreitzel ein weiteres Mal zum Ausdruck bringt (op. cit., S.109). Sie verlagert ein Problem, das sich einer übermäßigen Arbeitsbelastung mit höchst unterschiedlichen Anforderungen verdankt und also auch so ausgedrückt gehörte, in den harmloseren Bereich des Rollenspiels, so als ob es die konkurrierenden Erwartungen seien, denen gleichzeitig oder hintereinander zu gehorchen einen sehr universalen Schauspieler erfordern würde. Folge wäre dann etwa Spaltung der Persönlichkeit statt physischer Zusammenbruch. Zudem könnte man aus der Betrachtung dieser Überlastung als Rollenkonflikt ganz beliebig auf die Idee kommen, entweder die eine oder die andere Rolle als Aufforderung fallenzulassen. Die Betrachtung der Daseinsweisen als Rollen läßt keine Möglichkeit mehr offen für die Analyse sowohl einerseits des gesellschaftlichen Bedarfs (an Arbeitskräften) als auch andererseits der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Verwirklichung als gesellschaftliche Wesen. Indem sich der verändernde Impuls beim unleugbaren Sichtbarwerden von Unterdrückung als einzige Möglichkeit offenhält, eine neue akzeptablere Rollendefinition für die Frauen zu liefern, verbündet er sich noch einmal mit den gesellschaftlichen Mächten, die widerwillig, aber notwendig Untragbares durch kleine Verschiebungen tragbarer machen.

Sechstes Beispiel

Dreitzel kennt noch einen anderen, ähnlich gelagerten Rollenkonflikt der Frauen: Durch die »Konfrontation mit ambivalenten, oft widersprüchlichen Interpretationen der kulturellen Überlieferung (...) gehen die im Laufe des Sozialisierungsprozesses gewonnenen sichereren Verhaltensorientierungen verloren: bisher selbstverständliche und unbefragte Internalisierungen werden ins Bewußtsein gehoben und geben keine Kriterien für die Wahl zwischen unterschiedlichen Rollenmodellen mehr an die Hand. Ein Beispiel solch ambivalenter, tendenziell anomischer Rollen wäre das Dilemma der

Frauen in unserer Gesellschaft: sie schwanken zwischen Emanzipation und Unterdrückung, zwischen Beruf und Familie, zwischen Kindern und Karriere, entsprechend den vielfältigen Rollenmodellen und den widerstreitenden Interpretationen ihrer 'eigentlichen' Bestimmung (...)« (op. cit., S.357).

Wieder wird in die Sphäre der individuellen Psychologie geschoben, was woanders seine Ursachen hat. Zwar muß man konzedieren, daß sich gesellschaftlich bedingte Konflikte an den Individuen in »Verhaltensstörungen« bzw. in psychischen Erkrankungen manifestieren können; durch die vorschnelle Psychologisierung werden aber die Möglichkeiten der Erforschung der Ursachen so eingeschränkt, daß sie auch nurmehr in sozialpsychologischen Prozessen angelegt zu sein scheinen – hier z.B. in einem »Übermaß an Rollenangeboten« und folglich einer »Entscheidungsfreiheit, der die Beteiligten nicht gewachsen sind«. Zudem wird ein Erscheinungsmoment einer bestimmten Schicht verallgemeinert. Da immer noch die Mehrzahl der Bevölkerung der arbeitenden Klasse angehört, dürfte mit dem Terminus »die Frauen in unserer Gesellschaft« etwas großzügig umgegangen sein. Wenn überhaupt jemand auf diese Weise schwankt, könnten es allenfalls Angehörige des Mittelstands oder Studentinnen sein. Für die Mehrzahl der weiblichen Bevölkerung dürfte das Wort »Karriere« vollinhaltlich ein Fremdwort sein, der »Beruf« sich je nach ökonomischer Lage als notwendige Quelle des Nebenverdienstes zusätzlich zu dem des Mannes ergeben, »Emanzipation« noch lange nicht auf der Tagesordnung stehen. Diese Einschränkung ließe aber immer noch zu, daß für die wenigen Frauen, die mit den genannten Kategorien beschrieben werden können, durch die Rollenanalyse ein sinnvoller Erklärungszusammenhang gestiftet würde. Es bleibt aber auch dieser Versuch, wie alle, die mit dem Rollenbegriff arbeiten, in der Verdoppelung dessen, was ohnehin ist, in der bloß phänomenologischen Beschreibung stecken. Denn woher die »widerstreitenden Interpretationen« der »eigentlichen Bestimmung« der Frau kommen, welchen Dienst sie in welchem gesellschaftlichen Kontext leisten, warum z.B. zum heutigen Zeitpunkt die Frage, ob Beruf oder Familie, besonders in den Vordergrund tritt, wird mit dem Rollenmodell nicht einmal annäherungsweise beantwortet; selbst die Nennung des Sozialisationsprozesses und der kulturellen Überlieferungen trägt dazu wenig bei.

Siebtes Beispiel

Auch Uta Gerhardt beschäftigt sich mit dem »Rollenkonflikt der Frau« als einem Konflikt, der zwischen Status und Position sich abspiele. Als Beweis wird u.a. eine Untersuchung referiert, in der offenbar Belege angehäuft werden dafür, daß Collegestudentinnen sich »dümmer geben als sie sind« (absichtlich Klausuren verpfuschen etc.), um dem »Weiblichkeitsbild« zu entsprechen, ihren »boyfriends« zu gefallen. (Gerhardt 1971, S.299)

Das voyeurhafte Interesse, das die RollentheoretikerInnen auszeichnet, wird um so mehr befriedigt, je absurder und skurriler die Beispiele sind, die sie ihren Sammlungen hinzufügen können. So dienen die Ausschnitte aus der Wirklichkeit, die sie betrachten, ihr nicht dazu, diese Wirklichkeit und die Gesetze, die sie regulieren, zu begreifen, sondern sie werden Belegstücke für ihre Theorien. Da die Theorie einerseits bloße Wiedergabe der Phänomene, andererseits das Phänomenologische durch Abstraktion vom konkreten Leben allen sinnlichen Inhaltes beraubt ist, wird etwa die Lektüre von wirtschaftsstatistischen Jahrbüchern eine lustvolle Betätigung verglichen mit der Dürre und Fruchtlosigkeit, in die die formalisierte Rollenreflexion die LeserInnen führt. – So verschwindet etwa aus der Darstellung des »Konflikts« der genannten Studentinnen die Geschichte der Gesellschaft der USA, die Formbestimmtheit einer Wirtschaft, die einerseits so viel Reichtum brachte, daß ein großer Teil der weißen Jugendlichen zwar studieren kann, die aber andererseits eine Arbeitsmarktsituation schuf, die eine verschärfte Konkurrenz und Arbeitslosigkeit auch unter den CollegeabsolventInnen bedeutet, so daß der genannte Konflikt nicht nur die historisch ableitbare Ideologie von der »wahren Bedeutung der Weiblichkeit« sichtbar macht, sondern zugleich das Insistieren etwa auf den zugestandenen Weiblichkeitsattributen eine realistische »Berufs«erwartung widerspiegelt, da offenbar die Sicherung der bloßen Existenz als Ehefrau eher wahrscheinlich ist, denn als Berufstätige. Bei Uta Gerhardt findet sich von solchen Entzifferungsbemühungen nichts. Statt dessen versucht sie den Blick dafür zu schärfen, daß es sich im genannten Fall nicht etwa um einen bloßen Status-Konflikt handele, sondern um einen zwischen »Positions- und Status-Rolle«. Mit dieser formalen Kategorisierung, mit der Ablösung von der historischen Bestimmtheit, ist zugleich die Einsicht in die Veränderbarkeit unmöglich gemacht. Mit der anschließenden Bestimmung, daß der bekannte Konflikt zwischen Familie und Beruf dagegen ein reiner Positions-

Rollen-Konflikt sei, wird sogar noch die zuvor immerhin ablesbare Beziehung zwischen dem erstgenannten und dem zweiten Konflikt der Frauen ausgelöscht.

Achtes Beispiel

Der Legitimationsdruck, unter dem die Soziologie von Anfang an stand, belastet auch die Rollentheorie und führt hier, wegen der unmittelbaren Anschaulichkeit, die diese Theorie ihr Dasein verdankt, zu so absonderlichen Ergebnissen, daß ihre Entzifferung am adäquatesten wohl bildlich erfolgen sollte. – Man läßt ehrwürdige, altbekannte und in langen historischen Zeiträumen hochgewachsene Bäume von einem derartig dichten Gewirr parasitärer Schlingpflanzen überwuchern, daß schließlich vom ursprünglichen Baum nichts mehr erkennbar ist. Dann kann man darangehen, die im nachhinein zugefügten Schlingpflanzen (die von außen übergestülpte Theorie selber) bis in jede Verästelung, in jedes Blatt genauestens zu rubrizieren, zu zählen und zu messen. Der ursprüngliche Inhalt wird – um im Bild zu bleiben – zunehmend erstickt, der Erkenntnis entzogen. Seine Funktion ist es lediglich, Stütze für die Schlingpflanzentheorie zu sein; von ihm selber kommen bestenfalls die formalsten Bestimmungen wie Größe und Umfang ins Blickfeld, da sie ja die Größe des Feldes ausmachen, auf dem die neuen Pflanzen gedeihen. Die Tatsache, daß in der Wirklichkeit schon genügend solcher Schlingpflanzennetze die wesentlichen Vorgänge überdecken, schließt dieses Verfahren nicht aus, sondern dient als fernere Legitimation, die Wirklichkeit reproduzierend zu verfahren, so daß am Ende niemals sichtbar wird, ob die Rollenbestimmungen ihr Dasein der Phänomenologie des Alltags oder dem Ansatz der Theorie verdanken. Für die Analyse der Wirklichkeit, für ihre wissenschaftliche Durchdringung ist dies gleichgültig, das Wesen der Erscheinungen kommt in keinem der beiden Fälle zum Vorschein.

Exemplarisch wird von Uta Gerhardt auf die angegebene Weise u.a. über das Recht rollentheoretisch reflektiert.

»In vielen Fällen ist es dem Individuum überhaupt verwehrt, eine Auseinandersetzung eigenmächtig auszulösen. Schlichtungsinstanzen und Gerichte haben die Aufgabe, die Wahrung zahlreicher individueller Rechte zu sichern, und das Individuum hat die Pflicht, zur Sanktionierung seiner Handlungspartner sich der Hilfe der Justiz zu bedienen.

Die hier stattfindende Delegation des Sanktionspotentials entmachtet den einzelnen erheblich. Er ist nicht in der Lage, seine Kontrollbefugnis über das Verhalten Dritter ohne Anrufung höherer Instanzen voll wahrzunehmen. Andererseits sichert diese Delegation der Sanktionsrechte eine gewisse Stabilität der Gesellschaft. Jedenfalls stellt die Delegation von Sanktionspotenz von Situations- auf Positions- sowie von Rollen geringen auf solche höheren Ranges ein Prinzip der sozialen Ordnung dar, das längst nicht in allen Auswirkungen untersucht ist. Die Theorie der Rolle als sozialer Form läßt dieses Prinzip erkennen und ermöglicht einige Aussagen über seine Erscheinungsweisen.« (op. cit., S.339)

Der Vorgang, der aus diesem Beispiel andeutungsweise herauslesbar ist, ist wohl der in der Rechtsgeschichte wie in der Rechtsphilosophie altbekannte des Übergangs vom Faustrecht zum kodifizierten Recht. Der »Erkenntniswert«, den die Rollentheorie diesem hinlänglich gewußten Phänomen hinzufügt, ist umgekehrt proportional der Anstrengung, die es kostet, das So-Seiende, die Rechtsdelegation nach Arten und Unterarten je individuell gemäß den Sanktionspotenzen aufzuschlüsseln. Ursprung, Entstehung und Funktion in der Gesellschaft, Zusammenhang mit der Arbeitsteilung (die durch höhere und niedrigere Rollen wohl kaum treffend und ausreichend angegeben ist), historischer Standort und Veränderbarkeit, deren Analyse bei der bloßen Nennung des Phänomens noch nicht ausgeschlossen, verschwinden durch den Zugriff der Rollentheorie als möglicher Untersuchungsgegenstand. Vor allem entzieht sich eine Analyse des Rechts als ideologische Macht gänzlich dem rollenbegrifflich trainierten Blick.

Es wurde schon angeführt, daß sich die Wirklichkeit unserer Gesellschaft auf den ersten Blick so darstellt, als ob die Rollentheorie ein adäquater Ausdruck derselben sei. In der Diskussion einiger Beispiele der Anwendung der Rollenkatgorie auf konkrete Phänomene wurde festgestellt, daß die Hinzuziehung des Rollensyndroms entweder unnötig oder verharmlosend, die wirklichen Konflikte verdeckend oder abwegig, bestenfalls aber eine Verdoppelung des ohnehin Seienden war. Nirgends wurde ein überzeugender Erkenntniszusammenhang vermittelt. Zudem erlaubte es die gleichmacherische Fähigkeit des Begriffs »Rolle«, die Klassenfrage entweder zu übergehen oder aber die Soziallage der Schicht, der die AutorInnen angehören, unzulässig zu verallgemeinern.

3. *Der Aspekt der sozialen Kontrolle*

Nur beiläufig gestreift wurde bisher ein weiterer Leistungsaspekt, der an der Wiege der Handlungs- und Verhaltenslehre stand (Thomas, Mead und Znaniecki), nämlich der Versuch, die Menschen möglichst weitgehend zu kontrollieren. Thomas und Znaniecki äußern sich folgendermaßen:

»But when (...) the social evolution becomes more rapid and the crises more frequent and varied, (...) every one must be met in a more or less adequate way, for they are too various and frequent not to imperial social life unless controlled in time (...) We must be able to foresee future situations and prepare for them, and we must have in stock a large body of secure and objective knowledge capable of being applied to any situation, whether foreseen or unexpected. This means that we must have an empirical and exact social science ready for eventual application (...) If we want to reach scientific explanations, we must keep in mind that our facts must be determined in such a way as to permit of their subordination to general laws.« (Thomas and Znaniecki: *Peasant*, Vol. 1, S.2, 15, 37)¹⁷

Tenbruck schreibt:

»Nun beachte man, und das scheint immer erneut vergessen zu werden, daß die genannten vier Begriffe (Rollen, Erwartungen, soziales Handeln, Sanktionen), einschließlich der Komplementarität von Rollen und Erwartungen, beileibe noch keine soziologische Theorie sind. Zwar lösen sie vorläufig das Rätsel, wie aus individuellen Handlungen die Ordnung einer Gesellschaft werden kann, indem sie auf die vorfindbare Rollenhaftigkeit und damit auch Berechenbarkeit des Handelns von Positionsinhabern verweisen.« (Tenbruck 1961, S.10)

Im folgenden soll also die Brauchbarkeit der Rollenkategorie für die Berechenbarkeit des Handelns mit dem Nutzen der sozialen Kontrolle erörtert werden.

17 »Aber wenn (...) die soziale Evolution schneller voranschreitet und die Krisen häufiger und vielfältiger werden, (...) muß einer jeden halbwegs angemessen begegnet werden, denn sie sind zu verschieden und zu häufig, so daß sie rechtzeitig kontrolliert werden müssen, wenn sie nicht das soziale Leben beherrschen sollen (...). Wir müssen in der Lage sein, zukünftige Situationen vorherzusehen und uns auf sie vorzubereiten, und wir müssen einen großen sicheren und objektiven Wissenskörper vorrätig haben, der auf jede Situation angewandt werden kann, ob vorhergesehen oder unerwartet. Das bedeutet, daß wir einer empirischen und exakten Sozialwissenschaft bedürfen, die gegebenenfalls anwendungsbereit ist (...). Wenn wir wissenschaftliche Erklärungen erzielen wollen, müssen wir im Auge behalten, daß unsere Fakten auf eine Weise bestimmt sein müssen, daß sie ihre Unterordnung unter allgemeine Gesetze erlauben.« (Übersetzung von F.H.)

Es liegt auf der Hand, daß die Betriebs- und Organisationssoziologie für diesen Zweck die auffälligsten Beispiele liefern wird, was nicht ausschließen soll, daß diese Dimension auch den anderen Anwendungen der Rollenkatgorie anhaftet. Exemplarisch werden der »Intrarollenkonflikt des Werkmeisters« von Kurt Holm¹⁸ und das Buch »Die soziologische Rollenanalyse als betriebsorganisatorisches und berufspädagogisches Instrument« von Heinz Gronau diskutiert.

Kurt Holm

Holms Arbeit stellt offenbar einen Versuch dar, das in der Geschichte der kapitalistischen Industrialisierung und der Arbeiterbewegung bekannte Phänomen der Arbeiteraristokratie, die Möglichkeit der Bestechlichkeit von Arbeiterfunktionären, als Intra-Rollenkonflikt des Werkmeisters stellvertretend darzustellen. Der Werkmeister also, der seiner ökonomischen Stellung nach ein Arbeiter ist und innerhalb der Arbeiterschaft als besonders Qualifizierter zum best-bezahlten Teil gehört, kann zugleich vom Unternehmer benutzt werden, um Kontroll- und Aufsichtsfunktionen für diesen zu übernehmen. Da dieser Arbeiter aufgrund seiner Funktion und Qualifikation bei konjunkturellen Schwankungen weniger leicht kündbar ist, besteht in der Tat die Möglichkeit, daß er seine Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse zum Teil vergißt, zum Teil also die Interessen des Unternehmers vertritt. Diese Interessenskollision nennt Holm den Intra-Rollenkonflikt, wodurch zunächst einmal schon die ökonomische Stellung des Meisters, nämlich Lohnarbeiter und nicht Unternehmer zu sein, als unerheblich aus dem Blickfeld gerät. Nach Holm ist er Vermittler zwischen Unternehmer und Arbeiterschaft; Rollenerwartungen werden von zwei Seiten an ihn herangetragen. Es muß geprüft werden, was unter dieser Abbildung aus den anderen ökonomischen Bestimmungen wird.

Für Holm herrschen im Betrieb zwei Wertesysteme: das »ökonomische Prinzip der Gewinnmaximierung« auf seiten des Unternehmers und das »humane Prinzip der Zufriedenheit im Betrieb« auf seiten der Arbeiter. Der Betriebsleiter hat die Möglichkeit, positiv zu sanktionieren mit materieller Belohnung, Beifall oder Prestigerhöhung, negativ mit Mißfallen bis zur Entlassung. Die Arbeiter

18 Ich habe die Arbeit von Holm nicht selber eingesehen, sondern beziehe mich auf den Abdruck der von ihm autorisierten Kurzfassung in: Claessens, Rolle und Macht, a.a.O., S.78-89.

haben nur die Möglichkeit, das Prestige des Meisters zu beeinträchtigen durch Rufmord oder Sabotage. Wenn also beiden Seiten bei unterschiedlichen Wertmustern auch noch Sanktionen zur Verfügung stehen, sei die Tatsache eines Konflikts immer gegeben, eine Lösung wäre nur dadurch erreichbar, daß die Erwartungen beider »Aktionspartner« in Übereinstimmung gebracht würden. Die Arbeiter müßten entweder dazu erzogen werden, in den Kategorien »des ökonomischen Prinzips« zu denken (man beachte, daß das Wort ökonomisch hier synonym für kapitalistische Rationalität gebraucht wird), oder es müßte die Betriebsleitung dazu »erzogen werden«, in den Kategorien des »humanen Prinzips« zu denken.

Beide Lösungsversuche haben im übrigen reale Tradition. Die letzteren gehören in die Vorstellungen vieler Sozialutopisten wie beispielsweise Owen, die ersteren haben ihren fest verankerten Platz und gewinnen zunehmend an Bedeutung in der Forschung, welche sich die Erhöhung der »Leistungsbereitschaft« der Arbeiter durch äußere, nicht vom Arbeitsprozeß selber gewährleistete Mechanismen, zum Ziel gesetzt hat; sie sind Ausdruck einer Problemstellung, die der Automatisierung der Produktion geschuldet ist, welche Verantwortung, Disziplin, Arbeitseinsatz etc., die die Maschine dem Arbeiter vorgab, als individuelle Tugenden der einzelnen Produzenten voraussetzen muß. Der Managementforscher Peter F. Drucker beispielsweise schreibt dazu:

»Was wir jedoch brauchen, ist ein Ersatz für den von außen kommenden Antrieb in Gestalt der Furcht durch einen von innen kommenden Leistungsantrieb des einzelnen. Hierfür kann nicht die Zufriedenheit, sondern einzig und allein die Verantwortlichkeit in Frage kommen (...) Verantwortungsbewußtsein läßt sich nicht für Geld kaufen. Selbstverständlich sind finanzielles Entgelt und Leistungsprämien wichtig, doch wirken sie weitgehend negativ (...) Das läßt sich deutlich bei der Untersuchung des Zusammenhangs von Leistungsprämien und Mehrarbeit erkennen. Sie wirkt dann leistungssteigernd, wenn die Bereitschaft zur besseren Leistung bereits vorhanden ist; in allen anderen Fällen bleibt sie wirkungslos, ja wirkt sie sich sogar schädlich aus (...) Es kommt gar nicht darauf an, ob der arbeitende Mensch die Verantwortung will oder nicht. Der Betrieb muß sie einfach von ihm verlangen. Er braucht die Leistung; und nun, da er sie nicht mehr auf Grund von Furcht erhält, wird er sie nur dadurch erhalten, daß er den Arbeiter zur Übernahme von Verantwortung ermutigt, anregt und notfalls drängt.« (Drucker, 1956, S.364f.)

Um unternehmerisch denken zu lernen, braucht der Arbeiter auch Informationen. »Die Frage heißt nicht: Wieviel will der Arbeiter wissen? Sie heißt: Wieviel muß das Unternehmen im eigenen Interesse ihm sagen?« »Richtige Platzierung, hohe Leistungsnormen und ausreichende Information sind die Vorbedingungen für die Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung. Aber sie sind nicht die Bereitschaft als solche. Der Arbeiter wird Verantwortung für Höchstleistungen nur dann übernehmen, wenn er unternehmerisch denkt, das heißt das Unternehmen mit den Augen des Managers sieht, der durch seine Leistung für den Erfolg und den Bestand des Unternehmens verantwortlich ist.« (op. cit., S.368f.)

Die besten Möglichkeiten für die Aneignung unternehmerischen Denkens von seiten der Arbeiter sind »Aufgaben, die nicht Aufgaben des Unternehmens, sondern der Betriebsgemeinschaft sind. Ihrer muß sich jemand annehmen. Aber sie haben oftmals nur ganz lockere Beziehungen zum Unternehmen und nur sehr am Rande Einfluß auf seine Ergebnisse. Sie brauchen daher nicht vom Management wahrgenommen zu werden. Hierzu gehören etwa Blutspendeaktionen oder die Weihnachtsfeier, Pläne für den Schichtwechsel und die Unfallverhütung, die Kantine oder die innerbetrieblichen Publikationen. Jede dieser Aufgaben für sich genommen scheint keine große Bedeutung zu haben, aber alle zusammen stellen sie doch einen großen Bereich für verantwortliche Betätigung dar. Für die Belegschaft sind diese Aufgaben wichtig, wenn auch nur deshalb, weil sie ihr gesellschaftliches Leben unmittelbar berühren (...) Diese Dinge vom Management tun zu lassen, statt sie der Verantwortung der Belegschaft zu überlassen, würde das Unternehmen der besten Möglichkeiten berauben, seine Leute mit unternehmerischem Denken vertraut zu machen. Das Management hat genügend zu tun, ohne daß es zu seinen eigentlichen Aufgaben noch zusätzliche Aufgaben übernimmt. Die gute Durchführung dieser Aufgaben durch die Betriebsgemeinschaft erfordert Zeit und genügend Leute. Übernimmt sie das Management selbst, statt den Leuten den Anreiz und die Möglichkeit zu geben, es besser zu machen, schafft es unweigerlich zusätzliche Möglichkeiten der Kritik und Unzufriedenheit. Hat eine Betriebsleitung jemals etwas anderes als Beschwerden über ihre Kantinenführung geerntet?« (op. cit., S.373)

Daß diese Verantwortungsübernahme die Funktion hat, den Arbeitern den Schein von Leitungstätigkeit zu vermitteln, um tatsächliche Leistungssteigerung zu erzielen, wird auch von Drucker sogleich deutlich ausgesprochen: »Eines sei klargestellt: ich bin

überzeugt, daß die Belegschaft an der Unternehmensleitung als solcher nicht teilhaben kann. Sie hat keine Verantwortlichkeit – und daher auch keine Befugnisse. Ich möchte auch nicht die Zahl der vorhandenen Sozialeinrichtungen vermehrt sehen, bin vielmehr der Meinung, daß wir in den meisten Betrieben mit weniger auskommen könnten. Nichts liegt mir ferner, als mehr Personal für diese Zwecke, dauernde Betriebsversammlungen oder irgendwelche anderen Symptome organisatorischer Wassersucht zu befürworten. Was ich befürworte ist nur, daß diejenigen Dinge, die aus irgendeinem Grunde erwünscht sind, vernünftig gemacht werden – mit weniger Personal und von der Betriebsgemeinschaft selbst.« (op. cit., S.373)

Holm, der als Rollentheoretiker die »Sozialpartner« gleich behandeln muß und nicht so unvermittelt für einen von beiden Parteien ergreifen kann, lehnt die genannten Konfliktlösungen, entweder die Arbeiterschaft oder die Betriebsleitung dahingehend zu erziehen, daß sie ihre »Prinzipien« zugunsten der anderen Partei aufgeben, als unrealisierbar ab. Statt dessen sucht er den Kompromiß, der unter Beibehaltung des Konflikts gleichwohl das Funktionieren des Betriebs gewährleistet. So tut er in der Tat auch wenig mehr als das Informationsmaterial zu beschaffen, dessen das Management bedarf, um das Betriebsganze möglichst störungsfrei zu halten.

Wo auf das allgemeine und kollektive Interesse verzichtet wird, wo sich Wissenschaft auf die Seite des Funktionierens »des ökonomischen Prinzips« schlägt und damit Gewinnmaximierung für wenige meint und in diesem Sinn die »Persönlichkeitsstrukturen« der Personen aufzeichnet, die als »Vermittler« zwischen den Interessen der Gewinnmaximierung und jenen dienen, die den zu maximierenden Gewinn produzieren sollen, handelt Wissenschaft keineswegs »wertfrei«, sondern parteilich. Sie liefert Informationsmaterial an jene, die wissen wollen, welche Anforderungen sie an ihre Funktionäre und »Vermittler« stellen müssen, um den Widerstand aus der Arbeiterklasse so klein wie möglich zu halten. Im folgenden werden dann auch bei Holm die möglichen »Tricks« beschrieben, deren sich der Werkmeister zum Durchhalten des Konflikts bedienen kann und – schwerwiegender noch – welche »internalisierten Werte« er jeweils besitzen muß, um sich auf die eine oder andere Seite (oder abwechselnd auf beide) der widerstreitenden Klassen zu schlagen. Klassenstandpunkt heißt in der Sprache dieser Theorie: »Wertorientierungsmuster« in einem »Bedürfnis-Dispositionssystem«.

Heinz Gronau

Wurzbacher schreibt in seiner Einführung zu Gronau: Die »kritische Überprüfung sozialen Rollenverhaltens, seines Mittel- und Funktionscharakters gegenüber den übergeordneten Wert- und Zielvorstellungen ist im kommerziell gesteuerten und kontrollierten industriellen Betrieb eine existentielle Grundforderung (...) In dem von ihm (Gronau) entwickelten Begriff der Funktionalität und mit der von ihm angewendeten Funktionalitätsanalyse gewinnt er aus seinen konkreten, betriebssoziologischen Produktivitätsprüfungen Instrumente von allgemeiner theoretischer und methodischer Relevanz (...) Eine solche Funktionalitätsprüfung ist im hochrationalisierten Kooperationszusammenhang des Betriebes besonders naheliegend und einleuchtend, sie geht jedoch auch in weniger rational und zweckhaft gesteuerten sozialen Wirkungszusammenhängen vor sich. Im allgegenwärtigen Vorgang der sozialen Kontrolle findet sie ihren deutlichsten Ausdruck.« (Gerhard Wurzbacher, in Gronau 1965, S.VI)

»Rollen- und Funktionalitätsanalyse helfen die Distanz zwischen Erkennen und Handeln verringern. So erweisen sie sich als hilfreiche Beiträge und Fortschritte zu einer operativen Soziologie.« (Ders. op. cit., S.VIII)

In eben dem Sinn faßt auch Gronau seine Arbeit auf als einen Versuch, »eine soziologische Rollenanalyse auszuarbeiten, die als praktisches Instrument angewendet werden kann, um soziale Diskrepanzen in Betrieben und gegebenenfalls auch in anderen Sozialgebilden zu erkennen und Möglichkeiten zu ihrer Bewältigung zu finden« (Gronau 1965, S.1).

Hier wird endgültig Abschied genommen von Problemen wie dem des Leidens der Menschen oder der Freiheit und Entfremdung des Individuums oder der Wirkung von Gesellschaft auf die einzelnen. Die sozialen Beziehungen, deren Reduzierung auf versachlichte Tauschbeziehungen einst Ausgangspunkt von Überlegungen zum Warencharakter der menschlichen Beziehungen war, werden bei Gronau schon von vorneherein so abgehandelt, als sei es ihre Natur-eigenschaft, funktional zu sein.

»Ein Mensch besitzt also eine Position und wirkt darin, das nennen wir dann eine 'Rolle'. Menschen besetzen ein Gefüge und wirken darin, das ist dann eine 'Gruppe'. Zwischen Positionen in einem Gefüge liegen Bahnen, zwischen Rollen in einer Gruppe bestehen 'soziale Beziehungen«. Es gilt also folgendes Schema:

<i>»Strukturaspekt</i>	<i>Funktionsaspekt</i>
Gefüge	Rolle
Bahn	Soziale Beziehung.« (op. cit., S.14)

Es gehe nicht mehr um »Rollentheorie«, wie der Autor erklärt, sondern um »Rollenanalyse«, das heiße, »praktische Analyse einzelner Rollen«. Was in der Rollentheorie prinzipiell schon angelegt ist, nämlich die Unterstellung einer Art faktischer Gleichheit unter den Menschen, die gegeben ist durch ihre Subsumtion unter das Vereinheitlichungsmoment Rollenträger, kommt in Gronaus Untersuchung und Theorie vollends zu seiner Wirkung. Menschen werden als »Rollenträger« nur noch unter dem Aspekt der maximalen Funktionalität des »Gefuges«, in dem sie sich befinden, betrachtet. »Rolle« streift als Kategorie alle beiher spielenden Momente von Spiel, Theater, Maske und Kunst ab – sie erweisen sich in der konkreten Anwendung plötzlich als bloße Zutat – und gerinnt zur reinen Leistungskategorie. Daß gleichwohl nicht Ausdrücke wie Arbeit, Aufgabe oder auch Leistung verwandt werden, mag an der gegenaufklrerischen »berufspädagogischen« Wirkung der Kategorie »Rolle« liegen, die immer noch die schicksalhafte, nicht auflösbare, von niemanden konkret verantwortlich gegebene Verknüpfung mit der Person meint, eine Verhaftung, gegen die sich aufzulehnen einem freiwilligen Abschied aus der Gesellschaft gleichkommen würde. Gegen bestimmte Arbeitsbedingungen könnte man sich auflehnen, aber die Rolle, das ist man selber als gesellschaftliches Wesen, ist der Platz in der Gesellschaft, dessen Alternative »kein Platz« heißt.

Aber nicht nur die Kategorie der Rolle, sondern auch der Begriff »wertfreie Wissenschaft« kommt in einer von ihren ursprünglichen Vertretern sicherlich nicht gemeinten Weise zu sich. »Wertfrei« heißt für Gronau nicht, daß man überhaupt keinen Standpunkt (was sowieso unmöglich wäre) einnimmt, auch nicht, daß man den allgemeinen Standpunkt bezieht, sondern daß der Beurteilungsstandpunkt angegeben werden muß. Es ist dies im Falle einer Betriebsuntersuchung der Standpunkt der Betriebsleitung verbunden mit deren »Wertvorstellungen«, denn es geht ja auch um die Durchsetzung des »Betriebsziels«, das man getrost mit »Gewinnmaximierung« angeben kann – Gronau nennt es einmal »den höchsten Gewinn erzielen« (op. cit., S.22), ein andermal »für maximale Produktion sorgen« (op. cit., S.57). Freilich bleibt eine solche Standpunktbernahme auch nicht ohne Wirkung auf das Schicksal der einzelnen Kategorien. So verwandeln sich z.B. unterderhand die sonst so neutral

beschriebenen »Positionen« (Standort in einem Gefüge) in »Standorte«, welche auf ihren »Mußbahnen« (»Verbindungslinien zweier Positionen in einem Gefüge«) »die exekutiven Maßnahmen ihrer Positionsinhaber« enthalten (op. cit., S.11f.). Die Frage, welche Klasse wohl die Exekutive ausübt, erinnert an die von Claessens aufgeworfene Frage, welche Klasse eigentlich überhaupt über nennenswerte Rollen verfüge? (Vgl. D. Claessens, 1968, S.148ff.; ferner: 1969, S.274f.) Allerdings insistiert Gronau nicht durchweg auf der Wertfreiheit seiner Forschung, was mit der Einbeziehung der »Wertvorstellungen« der Betriebsleitung schon implizit angedeutet wurde. Es scheint ihm eine einfache Integrationsfunktion seiner Untersuchung eben dadurch vermieden, daß Wertfreiheit bis zu einem bestimmten Punkt durchgehalten wird und erst mit dem Beziehen des Standpunkts Wertung vollzogen wird, die sich aber wegen ihrer ausdrücklichen Nennung auf die Untersuchung nicht weiter unzulässig wertend auswirke.

»Dahrendorf lehnt eine strukturell funktionale Analyse ab, weil er sie bisher mit der einseitigen analytischen Vertretung einer Integrationstheorie der Gesellschaft verquickt gefunden hat. Das muß nicht so sein. Wurzbacher schlägt vor, sich jeweils bei der Feststellung der Funktionalität nach den Werten des untersuchten Gesellschaftsreiches zu richten. Danach können bei einer betriebssoziologischen Untersuchung die Werte und Ziele des Betriebes zugrunde gelegt werden.« (Gronau 1965, S.34)

»Der strukturelle und der funktionelle Aspekt ermöglichen wertfreie Untersuchungen und sind daher als Basis für eine Reihe von Funktionalitätsaspekten unter verschiedenen Beurteilungsstandpunkten verwendbar. Der Funktionalitätsaspekt, der eine präzise Definition des Beurteilungsstandpunktes erfordert, bringt eine Wertorientierung in die Untersuchung. Werden dann Dysfunktionen festgestellt und deren Bewältigungsmöglichkeiten erschlossen, so ergibt sich daraus eine sozialpädagogische Komponente der Untersuchung (...)« (op. cit., S.35)

Nun wäre an und für sich gegen eine Analyse unter den verschiedenen möglichen Standpunkten wenig einzuwenden; problematisch wird erst die Konsequenz, die Gronau aus den Vorüberlegungen zur Standpunkt-Methode zieht – nämlich nach einer explizierten vereinsseitigen, also besonderen Sicht, Allgemeines in sozialpädagogischer Absicht aussagen zu wollen. Es wird auf diese Weise dann unterderhand doch der besondere Standpunkt, bei Gronau der der

Betriebsleitung, verbindlich für das Allgemeine, die Gesamtgesellschaft. Ich möchte zeigen, wie das in seiner Arbeit geschieht.

Ziel einer rollenanalytischen, soziologischen Untersuchung wäre also die Aufdeckung von Dysfunktionalitäten als Hilfe für die Betriebsleitung zur besseren Durchführung der »sozialen Steuerung«, der »sozialen Kontrolle«. Der Auftraggeber würde vermutlich die Industrie sein¹⁹. Am konkreten Fall eines Betriebskonflikts, den Gronau von den Psychologen Lewin/Bavelas übernommen hat, soll das Vorgehen der Rollenanalyse geprüft werden.

Im folgenden wird die Fallgeschichte trotz ihrer Länge wörtlich von Gronau übernommen, da sie voller so vielsagender Nuancen steckt, daß bei der Kritik die Bekanntheit der Geschichte vorausgesetzt werden muß, um nicht dem Verdacht der Überinterpretation Raum zu geben.

»Es handelt sich um einen vermutlich amerikanischen Konfektionsbetrieb etwa im Jahre 1940. Sein Chef Alanby beschäftigt die Direktrice Sulinda, fünf Vorarbeiterinnen und 170 Arbeiterinnen, die je an einer Maschine arbeiten, sowie den Mechaniker Paulson, der die Aufgabe hat, die 170 Maschinen bei aufgetretenen Fehlern zu reparieren.

Täglich fallen etwa 15 bis 20 Maschinen aus. Der Mechaniker würde es zeitlich knapp schaffen, die Maschinen nacheinander zu reparieren. Die Arbeiterinnen sind es gewöhnt, mit ihrem Reparaturwunsch direkt zum Mechaniker zu gehen, der ihn dann auch gleich erfüllt. Einige Male täglich passiert es jedoch, daß zwei Arbeiterinnen gleichzeitig beim Mechaniker mit Reparaturwünschen erscheinen.

Da der Mechaniker jedoch immer nur eine Maschine zur Zeit reparieren kann, muß er notgedrungen eine der Arbeiterinnen auf später vertrösten. Die Entscheidung, welche Arbeiterin dies sein soll, fällt dem Mechaniker recht schwer. Wonach soll er sich hierbei richten? Da er fürchtet, die Arbeiterinnen reden schlecht von ihm oder halten nichts von ihm, wird er wohl meistens die Arbeiterinnen zuerst bedienen, deren Meinungen im Kreise der Arbeiterinnen tonangebend sind (informelle Führerinnen).

19 Gronau gibt selbst als Beispiele für Versuche, die seiner Arbeit ähneln, Veröffentlichungen an, bei denen man ohnehin nicht mehr so leicht auf die Idee kommen könnte, es handele sich um »wertfreie Wissenschaft«; nämlich John H. Hommes: Merit Rating, Zeitschrift Rationalisierung: Westinghouse, in: »Ausbildung von Führungskräften in der amerikanischen Wirtschaft« und VGF: Beurteilungsbogen zur Feststellung von Eigenschaften und Fähigkeiten von Angestellten der VGF (Vereinigte Glanzstofffabriken). (Gronau, op. cit., S.130, Fußnote 37)

Ist nun eine der vertrösteten Arbeiterinnen besonders aktiv, so geht sie zur Direktrice und versucht durch diese, die Reparatur ihrer Maschine beim Mechaniker durchzusetzen. Die Arbeiterin gibt der Direktrice keineswegs den ihr ja bekannten wahren Grund an, daß der Mechaniker schon mit der Reparatur der anderen – gleichzeitig gemeldeten – Maschine beschäftigt ist. Die Direktrice ist also nicht darüber informiert, daß der Mechaniker eben begonnen hat, die Maschine der ersten Arbeiterin zu reparieren. Sie hört nur die Klage der zweiten Arbeiterin und sieht den Mechaniker beschäftigt. Sie will ihre Arbeiterin vor einem Verdienstausfall durch die stehende Maschine bewahren und sieht praktisch keine Möglichkeit dazu. Der Mechaniker ist ja schon an einer Maschine tätig. Daher meint die Direktrice: 'Paulson ist kein guter Mechaniker. Oft weiß er nicht, was an einer Maschine nicht in Ordnung ist und pflegt ewig an ihr herumzupfuschen'.

Dieses Vorurteil hindert die Direktrice vermutlich daran, mit dem Mechaniker sachlich zu verhandeln, denn dadurch würde sie den Grund seiner 'Weigerung' schnell einsehen.

Dieser chronische Konflikt wird dadurch akut, daß eine Arbeiterin sich bei der Direktrice beschwert, der Mechaniker wolle ihre Maschine nicht reparieren. Die Direktrice geht zum Mechaniker und sagt, er müsse es tun. Die Arbeiterin hätte ihr berichtet, daß er die Reparatur ablehne. Der Mechaniker wird ärgerlich und erklärt, derartiges habe er nicht geäußert. Er geht zu der Arbeiterin und stellt sie zur Rede. Die Arbeiterin erwidert ihm, so etwas hätte sie nicht gesagt, die Direktrice lüge. Daraufhin gehen der Mechaniker und die Arbeiterin zur Direktrice und versuchen, ihr zu beweisen, daß sie dem Mechaniker gegenüber gelogen habe. Da nimmt die Direktrice ihren Mantel und geht zum Chef, um zu kündigen. Der Chef läßt den Mechaniker kommen, hört ihn an und ruft den Psychologen zu Hilfe.» (op. cit., S.54f.)

Der Standpunkt der Gewinnmaximierung bewahrt Gronau davor, das eigentliche Problem im Stücklohn der Arbeiterin zu sehen und sich für dessen Aufhebung einzusetzen (er plädiert ja für eine eingreifende »operative« Soziologie) oder aber wenigstens einen zweiten Mechaniker anzufordern.²⁰

20 Interessanterweise wurde im übrigen in der weiteren Entwicklung der Produktivkräfte und entsprechender Veränderung von Management und Arbeitsteilung ein völlig anderer Weg gegangen, als der in der Rollenanalyse nahegelegte. Im Toyotismus etwa werden auftretende Konflikte keineswegs durch genauere Festlegung von »Rollen« und entsprechende Funktionsteilung bearbeitet, sondern es werden systematisch Zeiten für Mitarbeitergespräche vorgesehen.

Bevor ich den Gronauschen »Lösungsvorschlag« für den Betriebskonflikt prüfe, rufe ich in Erinnerung, wie eine andere Wissenschaft, die ebenfalls mit einer »Standpunktlogik« arbeitet, nämlich die von Marx, diesen offenbar vor hundert Jahren in ähnlicher Weise virulenten Konflikt darstellte. Marx schrieb:

»Betrachten wir nun etwas näher die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Stücklohns. Die Qualität der Arbeit ist hier durch das Werk selbst kontrolliert, das die durchschnittliche Güte besitzen muß, soll der Stückpreis voll bezahlt werden. Der Stücklohn wird nach dieser Seite hin zu fruchtbarster Quelle von Lohnabzügen und kapitalistischer Prellerei. (Es erhellt, warum Gronau und Unternehmer nicht für Abschaffung des Stücklohns sind. F.H.) Er bietet den Kapitalisten ein ganz bestimmtes Maß für die Intensität der Arbeit. Nur Arbeitszeit, die sich in einem vorher bestimmten und erfahrungsgemäß festgesetzten Warenquantum verkörpert, gilt als gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit und wird als solche bezahlt (...) Bei neuen Moden, *Reparaturen* (hervorgehoben von mir, F.H.) usw. entsteht Streit zwischen Anwender und Arbeiter, ob ein bestimmtes Arbeitsstück = eine Stunde usw., bis auch hier die Erfahrung entscheidet.« (Marx, Das Kapital, a.a.O., S.576)

»Da Qualität und Intensität der Arbeit hier durch die Form des Arbeitslohns selbst kontrolliert werden, macht sie einen großen Teil der Arbeitsaufsicht überflüssig. Sie bildet daher sowohl die Grundlage der früher geschilderten modernen Hausarbeit als eines hierarchisch gegliederten Systems der Exploitation und Unterdrückung. Das letztere besitzt zwei Grundformen. Der Stücklohn erleichtert einerseits das Zwischenschieben von Parasiten zwischen Kapitalist und Lohnarbeiter, Unterverpachtung der Arbeit (...) Der Gewinn der Zwischenpersonen fließt ausschließlich aus der Differenz zwischen dem Arbeitspreis, den der Kapitalist zahlt, und dem Teil dieses Preises, den sie dem Arbeiter wirklich zukommen lassen. Dies System heißt in England charakteristischerweise das 'Sweating-System' (...) Andererseits erlaubt der Stücklohn dem Kapitalisten mit dem Hauptarbeiter – in der Manufaktur mit dem Chef einer Gruppe, in den Minen mit dem Ausbrecher der Kohle usw., in der Fabrik mit dem eigentlichen Maschinenarbeiter – einen Kontrakt für

Fehlerprophylaxe, wechselseitige Information und Qualifikation – all solche Dimensionen, die charakteristisch sind für Anforderungen und Organisation neuer Arbeitsprozesse, lassen sich in Rollenbegriffen kaum wiedergeben. Insofern scheint zumindest hier Realentwicklung Begriffsentwicklung überholt zu haben.

soviel per Stück zu schließen, zu einem Preis, wofür der Hauptarbeiter selbst die Anwerbung und Zahlung seiner Hilfsarbeiter übernimmt. Die Exploitation der Arbeiter durch das Kapital verwirklicht sich hier vermittelt der Exploitation des Arbeiters durch den Arbeiter. (Es sei hier noch einmal an den zwar nicht auf Stücklohn beruhenden, doch nicht ganz unähnlichen Fall des Intra-Rollenkonflikts des Werkmeisters erinnert. F.H.) Den Stücklohn gegeben, ist es natürlich das persönliche Interesse des Arbeiters, seine Arbeitskraft möglichst intensiv anzuspannen (bei Gronau sagt die Arbeiterin: »Sorgen Sie dafür, daß ich maximal arbeiten kann.« F.H.), was dem Kapitalisten eine Erhöhung des Normalgrads der Intensität erleichtert. Es ist ebenso das persönliche Interesse des Arbeiters, den Arbeitstag zu verlängern, weil damit sein Tages- oder Wochenlohn steigt.« (Ders., op. cit., S.577f.)

»Aber der größere Spielraum, den der Stücklohn der Individualität bietet, strebt einerseits dahin, die Individualität und damit Freiheitsgefühl, Selbständigkeit und Selbstkontrolle der Arbeiter zu entwickeln, andererseits ihre Konkurrenz unter- und gegeneinander.« (H. Gregoir: *Les Typographes devant le Tribunal Correctionnel de Bruxelles*, Bruxelles 1865, p. 9; zit. nach Marx, op. cit., S.579f.) (Es erinnert an die Konkurrenz zwischen der Arbeiterin 1 und 2 in Gronaus Beispiel. F.H.) »Wie häufig haben wir gesehen, daß man in gewissen Werkstätten weit mehr Arbeiter einstellte, als zur Arbeit wirklich benötigt wurden? Oft nimmt man Arbeiter an in Erwartung einer noch ungewissen, manchmal sogar nur eingebildeten Arbeit: da man in Stücklohn zahlt, sagt man sich, daß man nichts riskiert, da alle verlorene Zeit zu Lasten der Unbeschäftigten geht.« (Marx, op. cit. S.580) (Dieser Tatbestand spielt auch in Gronaus Lösungsversuch eine positive Rolle. F.H.)

»Aus der bisherigen Darstellung ergibt sich, daß der Stücklohn die der kapitalistischen Produktionsweise entsprechendste Form des Arbeitslohns ist (...) In der Sturm und Drangperiode der großen Industrie, (...) dient er als Hebel zur Verlängerung der Arbeitszeit und Herabsetzung des Arbeitslohns.« (Ders., op. cit., S.581)

»In den dem Fabrikgesetz (Festlegung der Länge des Arbeitstags, F.H.) unterworfenen Werkstätten wird Stücklohn allgemeine Regel, weil das Kapital dort den Arbeitstag nur noch intensiv ausweiten kann (...) Dieser Wechsel des Stücklohns (Herabsetzung des Lohns bei Erhöhung der produzierten Stücke, F.H.), soweit rein nominell, ruft beständige Kämpfe zwischen Kapitalist und Arbeiter hervor.« (Ders., op. cit., S.381f.)

Die Einsetzung des Stücklohns ist also ein Mittel, um bei gesetzlich festgelegter Arbeitszeit zum Zwecke der Gewinnmaximierung die Intensität der Arbeit, ohne weitere Kontrolle, unter Anstachelung und Indienstnahme der Konkurrenz unter den Arbeitern selbst, zu erhöhen. Der beständige Konflikt sowohl unter den Arbeitern als auch zwischen Arbeitern und Aufsehern, wie zwischen Arbeitern und Unternehmern, ist, da er im Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital verankert ist, unvermeidlich; er wird nur in der Sphäre des Stücklohns besonders deutlich sichtbar. Dies festzustellen, ist aber nicht Aufgabe der Rollenanalyse. Vom Standpunkt der Betriebsleitung aus angewandt, leistet sie ganz anderes. Mit dem Ziel der Funktionalitätsprüfung stellt sie fest, daß nicht einmal größtmöglicher Gewinn erzielt wird, wenn nicht auch der Mechaniker den Betriebsleitungsstandpunkt einnimmt und, also ausgestattet, als erstes die für die Produktion wichtigste Maschine repariert. Es sei daran erinnert, daß das Risiko allein die Arbeiterin trägt und nicht der Kapitalist, wenn der Produktionsablauf nicht so geplant ist, daß alle Maschinen und alle Arbeiter gleich wichtig und also »vollbeschäftigt« sind. Möglichem Vordrängeln von »unwichtigen« Arbeiterinnen kann man mit Hilfe der aus der Rollenanalyse ermittelten Kriterien so zuvor kommen, daß der Betrieb vernünftig durchorganisiert wird. Der Reparaturgang wird kompetenzmäßig so formalisiert und rationalisiert, daß angreifbare persönliche Entscheidungen fortfallen, womit der doppelte Nutzen der Unangreifbarkeit (Eindämmung der Konflikte auf »unwichtigere« Personen) wie auch der besseren Erreichung des Betriebsziels erbracht wäre.

Mittels des Dreiersystems: Rollenzumutung (die etwa Dienstanweisung meint), Rollenentsprechung und Rollenselbstdeutung, werden die Dysfunktionalitäten ausgemacht. Das System ist perfekt logisch; allerdings muß man z.B. in Kauf nehmen, daß die Rollenzumutung der Arbeiterin an die Direktrice nicht etwa heißt: »Sorgen Sie dafür, daß ich genügend Lohn bekomme«, sondern: »Sorgen Sie dafür, daß ich maximal arbeiten kann.« (Gronau, op. cit., S.57) (Es wurde bei Marx gezeigt, daß dieses Drängen nach mehr Arbeit bis zur äußersten Anspannung durch die Art der Bezahlung von Stücklohn in Wirklichkeit natürlich ein Versuch ist, mehr Lohn zu bekommen.) Vom Standpunkt aber, von dem aus hier logifiziert wird, ist diese selbstverleugnende Kräfteanspannung durchaus adäquat. Die Lösung des Konflikts liegt nach der Rollenprüfung klar auf der Hand. Der Instanzenweg muß formalisiert werden. Die Arbeiterin darf nicht selbst zum Mechaniker laufen und damit die Möglichkeit

haben, »einen Druck auf die Direktrice und den Mechaniker auszuüben, was dann leicht dazu ausartet, daß sie Unfrieden zwischen beiden stiftet, sie gegeneinander aufhetzt« (op. cit., S.58). Der Mechaniker muß der Direktrice direkt unterstellt werden; sie erteilt dann die Reparaturaufträge gemäß der Wichtigkeit für die Produktion.

»Man könnte auch sagen, die Rollenanalyse versachlicht die Situation, indem sie die Aggression beiseite schiebt, auf die sachliche Situation zurückführt und diese analysiert. Die Analyse oder die Analysensystematik ist das Hilfsmittel, das den Beteiligten an die Hand gegeben wird, mit dem sie dann die Situation bewältigen können.« (op. cit., S.63)

Beim Klassenkonflikt, der also vermittels der Rollenanalyse auf der »sachlichen Ebene« der Organisationstechnik sistiert wurde, damit die »Beteiligten« die Situation bewältigen können, wäre dann noch eine Kleinigkeit zu lösen, der eigentliche Konflikt nämlich. Die Arbeiterin, deren Maschine nicht so produktionswichtig ist, ist mit ihrer »Selbstdeutung« »Ich will maximal arbeiten, damit ich maximal verdiene« dysfunktional; wird ihrer Selbstdeutung nicht entsprochen, so ist das aber – nach dem Prinzip der Negation der Negation oder minus und minus ergibt plus – »eine funktionale Wirkung der Rolle«.

»Während aber der Mechaniker und die Direktrice mit einer funktionalen Gestaltung ihrer Rolle einverstanden sind und ihre Konflikte gelöst werden, ist dies offenbar bei der Arbeiterin nicht ohne weiteres der Fall. Der Grund dafür ist in einer Wertediskrepanz zu suchen: Der angezogene Beurteilungsstandpunkt des Betriebes und der Beurteilungsstandpunkt der Arbeiterin decken sich nicht unbedingt.« (op. cit., S.60)

Nachdem die gewissenhafte Standpunktübernahme der Betriebsleitung durch Gronau gezeigt wurde, prüfe ich, wie er sich den Standpunkt der Arbeiterin aneignet.

»Um diese Wertediskrepanz aufzulösen, sind zwei Wege möglich: Entweder gibt die Arbeiterin ihre Werte auf und ordnet sich denen des Betriebs unter, oder der Betrieb akzeptiert die Werte der Arbeiterin unter mindestens teilweisem Verzicht auf seine Werte.« (op. cit., S.61) Die Psychologen lösten das Problem auf dem ersten Wege unter Zuhilfenahme der »äußeren Situation (Krieg)« (soll vielleicht heißen: große Not bei weiblichen Arbeitskräften). »Heutzutage (soll zum Zeitpunkt des besprochenen Buches sicher heißen: Arbeitskräftemangel, F.H.) wird aber wohl der zweite Weg meistens eingeschlagen:

Der Betrieb gesteht der Arbeiterin den vollen Lohnausgleich für das Warten auf die Reparatur zu, wenn er es kostenmäßig ermöglichen kann. Sachlich gesehen ist die Ursache der Wertediskrepanz eine Lohntarif-Unklarheit.«

Jetzt wird sichtbar, wie Gronau vom Beurteilungsstandpunkt der Arbeiterin her durch völlige Ausformulierung der Rollenerwartungen Konflikte vermeiden hilft.

»Wenn im Stücklohnsatz der Arbeiterin bereits ein Zuschlag für Wartezeiten enthalten ist, hat sie keinen Grund mehr, eigene und höhere Lohnforderungen dadurch zu stellen, daß sie die sofortige Reparatur ihrer Maschine verlangt, da sie ja den Lohnvertrag unterschrieben und damit akzeptiert hat. Es ist dann die Aufgabe der Direktrice oder des Betriebsrates, die Arbeiterin auf ihre Fehleinstellung aufmerksam zu machen und sie zur Einsicht zu bewegen.« (op. cit., S.61)

Am Ende schleicht sich dann doch die Einsicht ein – wenn auch durch den Versuch, den Beurteilungsstandpunkt der Arbeiterin einzunehmen, was allerdings deutlich zugunsten des Betriebsleitungsstandpunktes mißlingt –, daß es sich überhaupt nicht um psychologische oder betriebsorganisatorische Probleme handelte, sondern schlicht um Lohnforderungen.

Nach diesem Nachweis der Leistungsmöglichkeit der Rollenanalyse für die Erhöhung des Unternehmergewinns bei gleichzeitiger Sistierung von Klassenkonflikten durch die Verschiebung von Lohnforderungen auf die mit dem Begriff der Rolle gegebenen Kategorien und Werte, möchte ich auf weitere Beispiele verzichten. Ich werde im folgenden statt dessen einige bisher noch nicht diskutierte Aspekte der Rollentheorie behandeln.

4. *Rollentheorie als Theorie des Scheins*

Cicourel, der in seinem Buch »Methode und Messung in der Soziologie« (1970) immer wieder darauf dringt, daß die empirische Forschung einer grundlegenden Theorie bedürfe, die er bisher nirgends explizit gegeben, sondern immer nur vage impliziert findet, zeigt in seiner Erörterung der Modelle sozialen Handelns und Verhaltens deutlich, daß er auch die Vorstellung des Menschen als eines Rollenspielers mit den damit verbundenen Begriffen der Erwartungen, Normen, Werte etc. nicht für eine ausreichende Erkenntnistheorie hält.

Auch Tenbruck meint, daß die Begriffe noch keine soziologische Theorie ausmachen, allerdings aber den Gegenstand der Soziologie angeben und damit die Richtung des Fragens festlegen.

Wenn nun aber Fragestellung und Gegenstand mit allegorischen Begriffen angegeben sind, die einem Zusammenhang (Theater) entlehnt sind, der als solcher in seiner Gesetzlichkeit bekannt ist, dann muß man davon ausgehen, daß dadurch für die Soziologie sowohl eine grundlegende als auch eine Erkenntnistheorie gegeben ist, die andere mögliche Theorien bestimmt. Der Sinnzusammenhang scheint gegeben.

Die Frage, ob es sich nun letztlich um eine grundlegende Theorie handele, läßt sich nur vom Standpunkt kritischer Sozialwissenschaft verneinen; für eine Soziologie, die darauf verzichtet hat, Gesetzmäßigkeiten der Wirklichkeit mit dem Ziel ihrer Veränderung zugunsten der Benachteiligung und Unterdrückten auszumachen, ist es durchaus eine grundlegende Theorie, und folglich kann ich bei der Kritik von dieser Tatsache ausgehen.

Daß die Rollenkategorie so weitgehend in der Soziologie akzeptiert und benutzt wird, zeigt – worauf Willms (1971) richtig hinweist –, daß ihr etwas in der Gesellschaft entsprechen muß, daß sie Teil des gesellschaftlichen Selbstverständnisses ist. Ich möchte die These aufstellen, daß ein Teil dieses Selbstverständnisses und also ein Aspekt der Kategorie der Rolle sich auf den Bereich des gesellschaftlichen Scheins bezieht, daß sie aus ihm Daseinsgrund und Berechtigung erfahren kann. Schein soll hier ein Doppeltes meinen: sowohl, daß etwas ganz anders aussieht als es in Wahrheit ist, als auch, daß der Schein für etwas steht, das überhaupt nicht ist. Bezogen auf die Welt des ästhetischen Scheins von Waren soll Schein besagen, daß sich die Erscheinung der Dinge, ihr äußeres Kleid von ihnen auf eine Weise entfernt hat, daß es ablösbar ist, eine Verpackung, die mit den Dingen selber nicht direkt etwas zu tun hat, die ein eigenes Leben führt: das Leben des Scheins. In solchen Fällen aber wäre mit dem ordnenden Eingreifen in die Welt der Erscheinungen nichts weiter als eine Ordnung der Oberfläche gewonnen. Daß dies Rückwirkungen hat, etwa auf die in der so geordneten Welt lebenden Individuen sowohl im Sinne ihrer Stabilisierung an der Oberfläche (Entlastung) als auch im Sinne der scheinbaren Unausweichlichkeit (soziale Steuerung), sei unbenommen. Es muß sogar gerade eine Theorie, die die Wurzeln der Gesellschaft unangetastet beibehalten will, sich in den Dienst der Perfektionierung, Entstörung und Erträglichmachung der Welt der äußeren Erscheinungen stellen.

Es sieht so aus, als ob Rollentheorie – ob sie diese Intention nun bewußt hat oder nicht – dies leisten würde.

Goffmann hat in seinem Buch »Wir alle spielen Theater« (1969) besonders auf die Dimension des Scheins hingewiesen, eine Dimension, die allerdings mit der Wahl der Theatermetaphorik im Grunde ohnehin gegeben ist. Als Darsteller, so führt er aus, habe der einzelne nicht etwa bestimmten Normen, Werten, etc. zu gehorchen, sondern es wachse ihm im Gegenteil die höchst amoralische Aufgabe zu, einen bloß überzeugenden Eindruck des Gehorchens zu vermitteln, den Eindruck des Als-ob. »Als Darsteller verkaufen wir die Moral.« (op. cit., S.230) Gerade die Verpflichtung, moralisch zu scheinen, zwingt zum Bühnenleben. Oder, wie er in »Stigma« ausführt: Normen scheinen überhaupt nur dafür gegeben zu sein, daß man, da man sie ohnehin nicht erfüllen kann, sie nicht nur umgeht, sondern auch seine ganze Energie dafür verbraucht, den Schein des Als-ob aufrechtzuerhalten, welches im Ganzen ein »schmieriges, geschwätziges Geschäft« sei. (op. cit., S.122) Die Interaktion sei ein Glücksspiel. Andeutungsweise zieht er eine Parallele zur Welt des ästhetischen Scheins der Waren (zu diesem Begriff, Haug, W.F. 1971). Unsere Selbstdarstellung sei auch eine Ware, die wir ausstellen. Gezeigt werde immer nur das Endprodukt in Verpackung, um den Produktionsgang, alle schmutzige Arbeit zu verheimlichen.

Es »hat der einzelne bei Interaktionen, in denen er anderen ein Produkt anbietet, die Neigung, nur das Endprodukt zu zeigen und die Käufer zu veranlassen, es im endgültigen, verpackten Zustand zu beurteilen. Wurde in Wirklichkeit nur geringe Mühe auf die Fertigstellung des Produkts verwandt, wird diese Tatsache verheimlicht. In anderen Fällen werden lange, mühsame Stunden einsamer Arbeit verborgen (...) Man kann noch ein viertes Indiz anführen. Wir müssen konstatieren, daß viele Darstellungen niemals hätten stattfinden können, wenn nicht Vorbereitungsaufgaben erfüllt worden wären, die physisch unsauber, halb illegal, grausam oder sonstwie entwürdigend waren; aber das findet in der Darstellung selten Ausdruck (...) (Wir neigen) dazu, alle Anzeichen 'schmutziger Arbeit' vor dem Publikum zu verbergen, gleichgültig ob wir diese Arbeit nun selbst ausführen oder sie einem anderen übertragen. Eng verwandt mit der Vorstellung von schmutziger Arbeit ist eine weitere Kluft zwischen scheinbarer und wirklicher Tätigkeit. Wenn jemand mehreren Idealen gerecht werden muß und für ihn gleichzeitig eine geglückte Selbstdarstellung wichtig ist, wird er einige dieser Ideale

nur durch den geheimen Verzicht auf andere vor der Öffentlichkeit aufrechterhalten können.« (op. cit., S.41f.)

»Eine richtig inszenierte und gespielte Szene veranlaßt das Publikum, der dargestellten Rolle ein Selbst zuzuschreiben, aber dieses zugeschriebene Selbst ist ein Produkt einer erfolgreichen Szene, und nicht ihre Ursache.« (op. cit., S.231)

Man kann also davon ausgehen, daß das, was am »Rollenhandeln« sichtbar ist, auf mehrfache Weise der Welt des Scheins angehört. Eine Theorie, die sich klassifizierend, katalogisierend und korrelierend in dieser Erscheinungswelt aufhält, wird nicht nur niemals zu den Ursachen, zur Produktion der Erscheinungen vorstoßen, sie muß auch zu falschen – wenngleich vom Standpunkt einiger weniger nützlichen – Schlußfolgerungen kommen. Sie verfährt etwa so wie jemand, der die Verpackungen von Waren in ein logisches Modell zwingt und z.B. die verschiedenen Aussehenswerte mit Bedürfnissen etc. korreliert. (Ein Vorgang, der in der Soziologie ehrwürdig und bekannt ist – man denke etwa an alle jene Untersuchungen, die mit sogenannten Status- und Prestigesymbolen sich genügsam beschäftigen.) Damit wird nicht nur der »primären« Gebrauchswertseite der Waren, den sie unter ihrer Oberfläche immer haben, kein Gedanke geschenkt; es wird zudem darüber hinweggetäuscht, daß das offenbare Überhandnehmen des äußeren Scheins im Zusammenhang mit der Realisationsnotwendigkeit der Waren zu sehen ist, einer Notwendigkeit, die im Kapitalismus zu Zeiten des Warenüberangebots, gemessen an der Kaufkraft, immer atemberaubendere Erscheinungswelten hervorbringt. Die Schlußfolgerungen, die sich aus einer so an der Oberfläche verharrenden Betrachtungsweise ergeben, sind dann etwa so wie einerseits die eines Teils der »Neuen Linken«, die allen Konsum schlicht der Welt des Scheins zusprachen (Konsumfaschismus), oder so wie die von René König, der von der anderen Seite her meinte, daß wir heute hauptsächlich konsumieren, weshalb man von der – in sein Gedankenschema ohnehin nicht passenden – Produktion kaum mehr zu reden brauche ...

»Der gesamtgesellschaftliche Horizont der fortgeschrittenen Industriegesellschaften ist ebenfalls kein bleibender Rahmen; wir sehen schon jetzt deutliche Differenzierungen, die sich nicht nur auf den Unterschied zwischen den 'westlichen' und den sozialistischen Gesellschaften beziehen (die ja den Faktor des fortschreitenden Industrialismus gemeinsam haben), sondern die Frage, ob wir nicht schon aus den fortgeschrittenen Industriegesellschaften in die postindustriellen übergetreten sind, bei denen nicht so sehr die

Produktion als vielmehr der Konsum und die Freizeit im Vordergrund stehen. Damit würde der Begriff der Arbeit, der seit der Periode des Frühsozialismus die Soziologie zentral beschäftigt hat, mehr und mehr an den Rand des Blickfeldes treten.« (König 1969, S.1288)²¹

Ein in seiner Abstraktion vom tätigen Leben zynisch klingender Satz, der allerdings richtig ahnt, daß es die Beschäftigung mit der Arbeit des Menschen war, die der Soziologie ihre aufklärerischen Impulse verlieh. Insistiert sei also auf einem Zusammenhang zwischen Arbeit und Rollenhandeln. Goffman beschreibt einen Zusammenhang zwischen dem Verhalten und Handeln der Menschen und der Welt des ästhetischen Scheins von Waren. Es läßt sich dieser Gedanke weiterverfolgen und legt die Schlußfolgerung nahe, daß die sozialen Beziehungen der Menschen, die sich in ihrem Handeln und Verhalten realisieren, den Charakter von Warenbeziehungen annehmen. Aber wem verdankt sich dies, und was reflektieren die so zugeordneten Beziehungen?

5. *Theorie und Wirklichkeit – Der Warencharakter der menschlichen Beziehungen*

Ich bin davon ausgegangen, daß der Vorstellung, es verberge sich hinter den Handlungen der Menschen noch so etwas wie der »eigentliche« Mensch, ihr Verhalten, welches als affektlos und bar jeder Spontaneität erfahren wird, habe etwas Rollen- oder Maskenhaftes, in der Erfahrungswelt etwas wirklich Geschehendes korrespondieren müsse. Goffman versuchte zu zeigen, daß den Darstellungen der einzelnen in der Interaktion etwas von einer Ausstellung von Waren anhafte. Es läßt sich darüber hinaus sagen, daß die Begegnung von Menschen eine Tendenz hat, sich dem Gegenübertreten von Waren anzugleichen. Ihre Unterhaltungen haben etwas von Verkaufsgesprächen; sie sind vielfach darauf bedacht, durch Erscheinung, Redeweise und sonstige Ausstattung einen höheren Gebrauchswert zu signalisieren, um für den Fall einer beruflichen Einstellung oder eines Aufstiegs einen höheren Tauschwert für ihre Arbeitskraft zu erhalten. Dies gilt insbesondere für alle jene »höheren« Angestellten

21 König veröffentlichte solches schon 1969. Noch 1971 konnte ich von einem gewissen Konsens ausgehen, daß man von Konsum und Freizeit allein nicht leben könne. Zwei Jahrzehnte später gehört Königs Auffassung zum herrschenden Konsens. Dieser ist allerdings komplexer geworden, versucht mit Begriffen wie »Zwei-Drittel-Gesellschaft« zumindest Konsequenzen einer Umwälzung des industriellen Produktionsmodells anzudeuten.

usw., bei denen sich der Wert ihrer Arbeitskraft nicht mehr so direkt nach den Kosten ihrer Reproduktion nach dem üblichen Lebensstandard berechnen läßt. Das heißt, daß ihre qualitative (eigentliche) Seite in der Begegnung beliebig ist, wichtig wird allein, wieviel (quantitativ) ihr Verhalten und Handeln einbringt. Diese Verkehrung läßt sich zurückverfolgen in die Anfänge der Warenproduktion und das durch sie bestimmte Verhältnis zur Arbeit. Wurde bislang produziert, weil der Gebrauchswert interessierte, wird dieser mit der Produktion für den Tausch vergleichsweise uninteressant. Wichtig ist jetzt allein, wieviel Gegenwert für das Produkt erzielbar ist, seine Qualität wird bloßes Mittel zur Erlangung des Tauschwertes. Und es ist dieser Mittelcharakter, der im Prozeß der Entfaltung des Kapitalismus, der zugleich der Prozeß der Vergesellschaftung der Menschen in großem Maßstab war, letztlich auch den einzelnen, soweit er als Träger von Arbeitskraft auftritt, selber ergreift. Die zunehmende Spezialisierung zu Teilarbeitern und die vollständige Trennung der Produzenten von den Produktionsmitteln begleiten den Prozeß der Vergesellschaftung, der Verdichtung der Kommunikationssysteme und der gesamtgesellschaftlichen Kooperation. Die Tatsache, daß die Produktionsmittel und die sie anwendende Arbeitskraft auseinandertreten, zwingt die Menschen auf den Markt. Sie erfahren sich, und dies sind von Stund an ihre sozialen Beziehungen, als Käufer und Verkäufer oder als Konkurrenten. Sie nehmen Tauschbeziehungen solcherart auf, daß der größte Teil von ihnen, die Produzenten, unter dem Aspekt ihrer Arbeitskraft, in gewisser Weise im Moment des Kaufs und Verkaufs, selber zu Tauschobjekten werden, da ja die Arbeitskraft von den Menschen, die über sie verfügen, nicht ablösbar ist. Da die Notwendigkeit von Tauschbeziehungen zudem die Sphäre der Befriedigung der unmittelbaren Lebensbedürfnisse betrifft, kann es nicht wundern, wenn diese versachlichten Beziehungen auch die übrigen, noch nicht dem Tauschgesetz unterworfenen Lebensbereiche (wie z.B. die Familie) ergreifen. Im Prozeß der zunehmenden Industrialisierung werden die noch ausgesparten Bereiche (Handwerk, Bauernschaft) vollends diesem Mechanismus einverleibt. So betonen wohl z.B. Tenbruck, Willms wie auch Claessens zu Recht, daß die ausgebildete Rollentheorie die Theorie unserer Industriegesellschaft sei. Was hier widergespiegelt wird, ist die Versachlichung oder Verdinglichung der menschlichen Seinsweise.

Gronau glaubte solchen und ähnlichen, von der Kulturkritik hervorgebrachten Betrachtungen dadurch entgegenzutreten zu können,

daß er nachwies, daß in dem von ihm untersuchten »Führungskorps« Vereinseitigung und Verstümmelung des Menschen gar nicht anzutreffen sei.

»Damit wird, wie es schon mehrfach geschehen ist, den verbreiteten Auffassungen der Kulturkritik entgegengetreten, daß die stark spezialisierte moderne Industriearbeit den Menschen nicht für 'voll' nehme, sondern ihn nur in einseitigen Funktionen beanspruche. Im Bereich des Führungskorps eines Betriebes ist dies eindeutig nicht der Fall, und zwar um so weniger, je höher die betrachtete Person im formalen Gefüge des Betriebes placiert ist.« (Gronau 1965, S.22f.)

Er übersah, daß mit der dargestellten Reduzierung wesentlich die unmittelbaren Produzenten gemeint waren, »und zwar um so mehr, je niedriger die betrachtete Person im formalen Gefüge des Betriebes placiert ist«. Obwohl also Gronaus Bemerkung als Beleg gegen die Vereinseitigung der Menschen bei der Industriearbeit innerhalb des Kapitalismus nicht tauglich ist, verdient sie Beachtung. Ich komme später noch einmal auf den Zusammenhang zwischen Rollenhandeln und Klassenposition zurück.

6. *Historischer Bedarf an Rollentheorie*

Wenn die bei den einzelnen RollentheoretikerInnen mehr oder weniger beklagte Reduzierung der einzelnen zu Rollenspielern sich einerseits einer bestimmten Art der Produktionsverhältnisse verdankt, andererseits aber von der Weise, wie die Menschen ihr Leben produzieren, in den entsprechenden Theorien so gut wie nie die Rede ist, verdichtet sich die Vermutung, daß immer nur von der Welt der Erscheinungen gesprochen wird, daß allein diese die Soziologen interessiert. Ihr Problem sind nicht Verhältnisse und Zusammenhänge, sondern das Funktionieren oder Nicht-Funktionieren einer schon gegebenen Gesellschaft. Damit stellt sich erneut die Frage, ob die Soziologie an sich eine »inhumane« Wissenschaft sei, wie Dahrendorf meint, die sich um die Freiheit und Autonomie des einzelnen nicht kümmere; oder aber, ob ihre der Rollentheorie verhafteten VertreterInnen gar nicht jede/n einzelne/n meinen, sondern bloß vom Standpunkt ihrer eigenen Gruppe und für sie sprechen, dem Bildungsbürgertum, wie Claessens meint, oder, was etwas Ähnliches besagt, dem Mittelstand, wie Willms behauptet?

Ich habe schon darauf verwiesen, daß bei mehreren AutorInnen die Vorstellung zu finden ist, daß Rollentheorie etwas mit Industriegesellschaft zu tun habe. Habermas, der im wesentlichen bloß

Bedenken gegen eine Verwendung der Rollen­kategorie als »universalhistorische« anmeldet, weil dann die »Dimension« der historischen »Entwicklung« übersprungen werde, schließt sich im großen und ganzen ihrer Anwendung auf »industrielle Gesellschaften« an, wobei er ohne weiteres Zögern die bei Plessner und anderen nachgewiesene Trennung in ein öffentliches und ein privates Ich mitmacht. Er schreibt:

»Erst in einem fortgeschrittenen Stadium der industriellen Gesellschaft ist mit dem, was Max Weber die Rationalisierung ihrer Verhältnisse genannt hat, die funktionelle Interdependenz der Institutionen so gewachsen, daß die Subjekte, ihrerseits von einer zunehmenden und beweglichen Vielfalt gesellschaftlicher Funktionen beansprucht, als Schnittpunktexistenzen sozialer Verpflichtungen gedeutet werden können. Die Vervielfältigung, die Verselbständigung und der beschleunigte Umsatz abgelöster Verhaltensmuster gibt erst den »Rollen« eine quasi dingliche Existenz gegenüber den Personen, die sich darin »entäußern« und in der zu Bewußtsein kommenden Entäußerung den Anspruch auf Innerlichkeit entfalten – wie die Geschichte des bürgerlichen Bewußtseins, zumal im 18. Jahrhundert, zeigt. Marx war überzeugt, die Verdinglichung der Verhaltensweisen auf die Ausdehnung der Tauschverhältnisse, letzten Endes auf die kapitalistische Produktionsweise zurückführen zu können. Das mag dahingestellt sein; so viel ist jedenfalls gewiß, daß die analytische Fruchtbarkeit der Rollen­kategorie nicht unabhängig von dem Entwicklungsstand der Gesellschaft ist, an deren Beziehungen sie sich zunächst einmal bewährt hat.« (Habermas 1963, S.173f.)

Claessens wie auch Willms versuchen in einem historischen Rückgriff den gesellschaftlichen Bedarf an Rollentheorie dingfest zu machen (Claessens 1968, 1969; Willms 1971). Im folgenden möchte ich einige Thesen zur Bestimmung des gesellschaftlichen Kontextes entwickeln, in dem Rollentheorie möglich wird.

Claessens sagt: »Die Rollenproblematik tritt auf, wenn die Rollenselbstverständlichkeit vorbei ist. Insofern kann sogar gefragt werden, ob es 'Rollen' früher und in traditionellen Kulturen überhaupt gegeben hat.« (Claessens 1968, S.10) Leider verfolgt er diesen Gedanken nicht weiter; beim Versuch, eine eigene Rollentypologie zu entwickeln, kommt er später gerade umgekehrt zu dem Ergebnis, daß es »echte« Rollen im Grunde nur in traditionellen Gesellschaften (»Rolle als Seins-Eingebundenheit des Menschen«) gegeben habe, wir es heute dagegen mit einem »säkularisierten Rollenbegriff«, der wenig mehr als Funktion meine, zu tun hätten und schlägt konsequent

vor, bei der Analyse der gegenwärtigen Gesellschaft auf den Rollenbegriff zu verzichten. In beiden Überlegungen steckt einiges Richtige; es spiegelt diese Inkonsequenz etwas vom Standort der Rollentheorie wider.

Claessens weist für die »echten« Rollen ein »enttäuschungs- und erwartungsfestes« Herrschaftssystem nach, das als selbstverständlich akzeptiert werde und vermittels der Vorstellung von der gottgewollten Ordnung abgesichert sei.

»Dieser – als Tendenz überall vorhandene – ‘Handlungsunterzug’ versteift die alten Gesellschaften (oder Kulturen) bis in ihr Herrschaftssystem, bis in die Erhaltung von Kasten, Ständen, ja sogar in gewisser Weise – sofern hier Herrschaft noch gläubig-selbstverständlich abgenommen wird – bis in ‘Klassen’ hinein, auch da, wo Verstand oder Vernunft genug zur Kritik fänden: oppositionelle Handlung wird dennoch nicht gefördert, sondern verhindert. Entsprechend sind ‘Rollen’ und Rollensysteme in solchen Gesellschaften hoch abgesichert. Diese – magische oder pseudomagische (und insofern ‘ideologische’) – Absicherung schlägt sich nieder in der unumstößlichen Festigkeit von Erwartungen, von Vorstellungen selbstverständlicher Rechte und Pflichten. Es sind Gesellschaften mit klarer Verfestigung von Erwartungssituationen. Das ganze gesellschaftliche System ist damit ‘enttäuschungsfest’.« (op. cit., S.46f.)

Rollenkonflikte kommen nicht vor.

Verweilt man einen Augenblick bei dem Gedanken, daß die herrschenden Ideen, wie verzerrt auch immer, etwas von der Wirklichkeit widerspiegeln müssen, so kann man die Augen nicht davor verschließen, daß Rollentheorie eben nicht dann auftaucht, wenn die Herrschaftsordnung, der Platz des/der einzelnen in ihr hochgradig verfestigt sind, sondern gerade umgekehrt immer dann – wie auch Claessens eingangs feststellte –, wenn die althergebrachte Ordnung sich – zumindest in einigen Teilen – auflöst. Es kann also die Metapher der Rolle nicht etwa das »Eingebundensein« meinen, sondern sie muß sich im Gegenteil gerade auf den Zustand der Unsicherheit beziehen. Wird der metaphorische Gehalt betrachtet, so leuchtet dies auch unmittelbar ein. Die Tatsache, daß man an einem vorgegebenen Platz in der Gesellschaft zur Welt kommt und dort auch nur unzählige Male Vorgelebtes nachzuleben hat ohne die Chance der Veränderung, führt allenfalls zu Vorstellungen, die etwas mit Schicksal oder mit Göttern zu tun haben.

Das Bild von der an unsichtbaren Fäden gezogenen Marionette drängt sich erst dann auf, wenn traditionale, gratifizierte Handlungen

und Verhaltensweisen nicht den erwarteten Erfolg bringen; wenn »Ausstaffierungen« der einzelnen, die in einer Art Eigenbewegung einen Anteil am gesellschaftlichen Reichtum sicherten, plötzlich zurückschrumpfen auf das, was sie materialiter auch sind, bloße – jetzt funktionslos gewordene – Aufmachungen. Hierher gehören Adelsprädikate, Titel, Statussymbole bis hin zu moralischen Werten. Bei diesem Prozeß des Zurücknehmens der mit dem äußeren Schein verbürgten Macht- und Besitzstellungen drängt sich die Theatermetaphorik auf. So ist das Beispiel aus der Shakespearezzeit in der Tat richtungsweisend. Dort ist es der Standpunkt des Feudaladels, von dem her sich die Welt als Bühne darstellt. Noch sind die Adligen im Besitz ihrer Feudaltitel und der damit verknüpften Besitztümer. Die Titel aber reduzieren sich zusehends zu einem Stück Papier, und statt Ruhm und Ehre zählt nur noch Geld. – Werte sind nicht mehr Werte. – Der Besitz löst sich nach undurchschaubaren Gesetzen von selber auf, da die Bodenrente zwar nominal erhalten bleibt, real aber aufgrund der Inflation wenig Kaufkraft mehr darstellt. Also nicht nur die Werte, sondern auch der Wert (Reichtum), den der Adel hatte, schwindet; die Adligen verschulden. – Besitz ist nicht mehr Besitz. – Die Macht über die Gefolgschaft ist unzeitgemäß, sie bringt nichts ein; sie weicht der Macht über die Lohnarbeiter. Das Herr-Knecht-Verhältnis, das unter solchen Tugenden wie Treue firmierte, wird abgelöst von dem neuen Verhältnis zwischen Unternehmer (Herr) und Lohnarbeiter (Knecht), einer unter den neuen Werten von Freiheit und Gleichheit erscheinenden vertraglichen Geldbeziehung. – Macht ist nicht mehr Macht. – Diese Negation in den doch augenfällig – wenigstens nominell – gleichen Bereichen, die ein Auswechseln der herrschenden Personen nach sich ziehen, ist es, die zum SchauspielerInnenvergleich des Menschen, der seine Auswechselbarkeit bedingt, inspiriert. So läßt sich die These wagen, daß von Rolle immer dann die Rede sein wird, wenn nach einer Weltanschauung verlangt wird, die gerade die Unsicherheit, Auflösung, die Veränderung verarbeiten muß. Sie wird vom Standpunkt der untergehenden bzw. ins Abseits gedrängten Klasse oder Schicht formuliert werden²²; ihre Anwendung allerdings wird sich auf die ganze Gesellschaft erstrecken. Auf den

22 Eine Ausnahme, die heute allerdings wohl nicht mehr vorkommen kann, wäre eine schon privilegierte Klasse, die ihre Macht noch vor sich hat und angesichts von Kämpfen, die sie nichts angehen, eine Art aufklärerischer Skepsis an den Tag legt; sie bezieht in diesem Falle allerdings auch einen Standpunkt außerhalb der Gesellschaft, was innerhalb dieser geschieht, gerät zum Theater (vgl. z.B. Montaigne).

Nutzen, den dies z.B. für die heutige Gesellschaft hat, wurde schon hingewiesen.

Man müßte für das Auftauchen und die Verbreitung der Rollentheorie in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts in Deutschland den Versuch machen, ähnlich vorzugehen, wie bei der Verbindung der Rollenmetaphorik mit den gesellschaftlichen Veränderungen im England des sechzehnten Jahrhunderts. Es wäre also nach den gesellschaftlichen Veränderungen und Umschichtungen zu fragen. (Einiges Material für diesen Versuch findet sich u.a. bei: Karl Martin Bolte, Friedhelm Neidhardt, Horst Holzer, 1970.) Dann wäre z.B. festzustellen, daß in der Zeit bis in die Mitte der fünfziger Jahre alle gesellschaftsmächtigen Anstrengungen in einem Maße der Produktivitätserhöhung galten, daß die Infrastruktur weitgehend vernachlässigt wurde. Zwar änderte sich im Laufe dieser Zeit die Lage des Industrieproletariats schon auf eine Weise, daß der heutige Zustand kaum als qualitative Veränderung gesehen werden kann; dies würde aber an der These nichts ändern, da sich diese Klasse weder selber als Rollenträger begreift, noch für sie die Rollenweltanschauung allererst formuliert wurde. Daß sie später in der Gesamtbetrachtung der Welt als Bühne nicht ausgeschlossen wird – wenn dies auch, wie ich nachzuweisen versuche, sehr ungenügend geschieht –, ist schon wegen ihres zahlenmäßigen Anteils an der Bevölkerung wenigstens zum Schein notwendig. Es wäre also das späte Auftauchen der Rollentheorie, angesichts der relativ früh im Prozeß der fortschreitenden Industrialisierung veränderten Lage des Proletariats, ein Beweis, daß es trotz des vielfachen Insistierens auf der Industriegesellschaft, die Veränderung und der Reflex einer anderen Schicht sind, die den Bedarf an Rollentheorie schaffen.

Die Vernachlässigung der Infrastruktur zugunsten der Produktivitätserhöhung hatte zur Folge, daß auch die üblicherweise vom Mittelstand beherrschten Sektoren der Bildungsinstitutionen, des Gesundheitswesens, der Rechtsprechung etc. unverändert geblieben waren. Die Universität, das Ausbildungssystem mit seiner ständischen Auswahl, seinen Privilegien, die Macht der ständischen Institutionen (z.B. Ärztekammer), die nahezu idyllische Freiheit der »Geistesschaffenden« blieben unangetastet. Eine Änderung begann eben in der Mitte der fünfziger Jahre. Alle Illustrierten, der *Spiegel* voran, piffen es plötzlich von den Dächern, daß z.B. Deutschland (gemeint ist die Bundesrepublik) in bezug auf das Gesundheitswesen unter den europäischen Ländern erst an zwölfter Stelle rangiere, daß die Ausbildung des – insbesondere technischen – Nachwuchses den

Anforderungen der Industrie nicht mehr entsprechen – selbst die damalige UdSSR, eine nach allgemeiner Information sonst höchst ineffektive Gesellschaft, tue mehr für ihren wissenschaftlichen Nachwuchs; es mehrte sich das Gerücht von der Bildungskatastrophe, kurz: es verankerte sich – durch die Massenmedien propagandistisch auf gesamtgesellschaftliche Ebene vorbereitet – der Eindruck, daß der gesamte »Überbaubereich« absolut ineffektiv sei. In der Folge begann eine – ebenso wie die Rollentheorie aus den USA importierte – Durchrationalisierung, Umfunktionierung also Einbeziehung des Bereichs, in dem ein Teil des Mittelstandes bislang relativ unangefochten traditionellen Vorstellungen des neunzehnten Jahrhunderts nachhing, in ein System, das wesentlich nach Maßstäben wie Effektivität, »input« und »output« mißt. Schlagworte wie Hochschulreform (gekoppelt mit dem Abbau »überalterter« Hierarchiegewohnheiten), Strafrechtsreform, Reform des Gesundheitswesens gehören seither auf die Tagesordnung. Die letzte noch nicht ganz ergriffene Sphäre wird endgültig den Verwertungsbedingungen des Kapitals unterworfen. (Man denke etwa an die bisher gültige, inzwischen abgeschaffte »Leibeigenschaft« der Assistenten im Verhältnis zu ihren Professoren, die zweifellos einer vor der entfalteten kapitalistischen Warenproduktion liegenden Epoche angehörte.) Ich möchte die These wagen, daß es solche Veränderungen sind, die die Betroffenen zur resignativen und kontemplativen Betrachtung der Welt als einer Bühne motivieren. Es ziehen diese Veränderungen auch eine Modifizierung des Verhaltens in Richtung auf reine Funktionalität nach sich – ein Moment, auf das auch Claessens hinwies (1968, S.52; 1969, S.274) –, so daß Überschüssiges, welches bisher Über- und Unterordnung leicht sichtbar machte, ersatzlos wegfällt: z.B. Formen der Devotion, subalterner Aufmerksamkeit, Höflichkeitsformeln etc. – Es ist dieser Abbau der sichtbaren Momente von persönlicher Herrschaft zugunsten der übergreifenden im Wirtschaftssystem verankerten, der die Unterstützung der kritischen StudentInnenschaft fand unter der oft illusionären Annahme, es handele sich um Herrschaftsabbau insgesamt. – Die Vermutung, es habe das Auftauchen der Rollentheorie etwas mit den genannten Veränderungen zu tun, wird auch aus dem Material selbst erhärtet: Dreitzel wählt als ein Beispiel für den »Normenverlust« – die Bildungskrise; er führt an, daß die »anderen Rollen« des Wissenschaftlers ihm keine Zeit für seine »schöpferische« Rolle ließen; er meint, daß die »Etiquette und verschiedene Sitten und Gebräuche« unterhöhlt seien; die Studenten, die die ihnen abverlangten Studienaufgaben

nicht bewältigten, waren überhaupt der Auslösefaktor für das Schreiben seines Buches; Dahrendorf schließlich zieht für seine Dokumentation des Rollenwandels die Lage der Assistenten an den Hochschulen heran.

Gleichzeitig mit der Entfaltung der Rollentheorie wird auch die Entfremdungsdiskussion neu entfacht. Sie betrifft nun alle Menschen, da es sich im geschilderten Fall um die Gleichschaltung einer ständisch privilegierten Gruppe handelte, also um die Hereinnahme einer Schicht unter die Bedingungen, der die anderen schon unterlagen. So erscheint es auch nicht als zufällig, daß zur gleichen Zeit mit der Rollendiskussion die Theorie der Industriegesellschaft auf so fruchtbaren Boden fiel.

Claessens glaubt, das von ihm richtig konstatierte »Zusammenfallen« der Entfaltung der Rollentheorie mit dem Aufkommen der Theorie der Industriegesellschaft damit erklären zu können, daß sich in beiden die Hoffnung des Bildungsbürgertums, im Sozialismus wie im Kapitalismus seine »Machtstellung« behaupten zu können, dokumentierte: »'Industriegesellschaft' und dazu passende 'Rollentheorie' lassen die Hoffnung aufkeimen, Bildungsbürgertum ungeschmälert durch die Systeme hindurchzretten zu können.« (1969, S.279)

Wie schon angedeutet, scheint es zutreffend, die Theorie der Industriegesellschaft von der subjektiven, der Urheberseite her mit der unvermittelten Einbeziehung des Bildungsbürgertums in den Verwertungsprozeß des Kapitals zusammenzubringen; gesamtgesellschaftlich, also von den herrschenden Interessen her, gehört sie zweifellos in den Bereich der Systemauseinandersetzung, wo sie die ideologische Leerstelle der aufgegebenen Totalitarismustheorie zu füllen hat.

7. Rolle als Mittelstandsideologie

Dieter Claessens

Claessens kommt in seinen beiden späteren Arbeiten zur Rollentheorie²³ ebenfalls zu dem Schluß, daß es sich um die Theorie einer Gruppe des Mittelstandes, nämlich des Bildungsbürgertums handele. Er entwickelt das Bedürfnis nach dieser Anschauung von Welt

23 Vgl. Claessens 1968, 1969; ich habe auf die Einbeziehung seines Aufsatzes: *Rolle und Verantwortung* weitgehend verzichtet, da er mir in seinen beiden späteren Arbeiten im doppelten Sinn aufgehoben zu sein scheint.

allerdings nicht unmittelbar aus den gesellschaftlichen Veränderungen, da er auch, wie oben dargestellt, für die Zeit der »Erwartungsfestigkeit«, »der abgesicherten Herrschaft« den Begriff der Rolle beibehält. Sein analytischer Weg führt über die sicher zutreffende Beobachtung, daß Rollen etwas mit Macht zu tun haben: »'Rollen' gibt es überhaupt nur in einer durch Macht strukturierten gesellschaftlichen Sphäre« (1968, S.274). Wenn man Rollen also dem Machtbereich zuordnet, ist es logisch konsequent, daß Rolle nur hat, wer auch eine Rolle spielt in der Gesellschaft. Daß für die Mehrzahl die Rollenproblematik subjektiv als solche nicht vorhanden ist – ein Problem, das in meiner Arbeit mit der Zuordnung dieser Weltanschauung zu einer in Veränderung befindlichen Schicht zu erklären versucht wurde –, ergibt sich für Claessens aus der faktischen »Rollenlosigkeit« dieser Klasse.

»Eine Rolle innezuhaben bedeutete und bedeutet immerhin, im System überhaupt anerkannt zu sein, existent zu sein. Körperlich existent ist man allerdings immer: nach der Zeugung und bis zum Vermodern. Gesellschaftlich existent ist man damit noch lange nicht. Man wird das erst, nachdem man eine 'Rolle' bekommen oder erlangt hat, d.h. auch: einen Platz, eine 'Stelle' im jeweiligen Machtssystem. Nun erst hat man auch die Chance von 'Schicksal'; nämlich die Chance individueller Entfaltung. Rollenlosigkeit ist Schicksalslosigkeit – soziologisch betrachtet (...) Die Knappheit der Mittel und deren ungleiche Verteilung ließen in der Vergangenheit und lassen in den soeben gemeinten Gebieten heute (Entwicklungsländer) das Stellen- und Rollenreservoir der Gesellschaft klein bleiben und nur langsam wachsen – wenn überhaupt. Noch die 'Arbeiterreserve-Armee' des 19. Jahrhunderts und des beginnenden 20. Jahrhunderts war ja ein Haufen rollenloser Menschen, für die das Rollenreservoir der Gesellschaft damals nicht reichte, wie heute bei krisenhafter Arbeitslosigkeit.« (op. cit., S.274f.)

Da Claessens aber die Macht mit der Knappheit der Mittel in Zusammenhang setzt, Rolle mit Teilnahme an der Gesellschaft überhaupt, glaubt er, daß bei steigender Produktivität das »Rollenreservoir« der Gesellschaft steige (mehr Reichtum = mehr Macht für alle), meint er, daß die Rollendefinition aufgegeben werden könne mit dem dadurch bedingten Wegfall des Widerspruchs von Macht und Unterwerfung.

»Zurücktreten der Knappheit der Mittel kann Macht zurücktreten lassen, denn mit dem Zurücktreten der Knappheit der Mittel entfällt der eigentliche Anlaß zur Ausübung von Macht. Damit könnte auch

‘Rolle’ – der bisherigen Definition gemäß – entfallen. Es bliebe ‘Aufgabe’ (Funktion). Im Übergang könnte ‘Rolle’ zurückgenommen werden.« (op. cit., S.275)

Die Zurücknahme von Macht etwa bei dem Feudaladel zugunsten des aufkommenden Bürgertums sieht er nicht, wie dies von mir weiter oben ausgeführt wurde, überhaupt erst als den Beginn von Rollenvorstellungen, sondern, da er ja Macht mit Rolle koppelt, als Reduzierung von Rolle. In diesem Zusammenhang erscheinen ihm auch Verträge als Prozesse der Machteinengung und also der »Rollenzurücknahme«. (Den hier als Widerspruch formulierten Zusammenhang von Vertragsmodell und Rollentheorie werde ich noch in dem Abschnitt über Willms erörtern.) Weiter vertritt Claessens die These, daß der Kapitalismus eine Vertragswelt sei und daß die seiner Ansicht nach nicht erfolgte Hineinnahme des Vertragsdenkens in die Rollentheorie nur durch eine gesellschaftliche Gruppe geleistet werden konnte, die Macht hat und diese bewahren will.

»Es wird hier nun die (Haupt-)These vertreten, daß das Vertragsmodell in reiner Form in der (deutschen) Rollentheorie deshalb nicht aufgenommen worden ist und wird, weil es aus konkreten latenten Machtbezügen herausfällt, ‘Rolle’ aber – ebenfalls latent – unabdingbar mit ‘Macht’ verbunden ist. – Es muß daher weiter gefragt werden, wo ein – latentes – Interesse daran bestehen mag, einen Rollenbegriff nicht zu entwickeln, der nur an Vertragsverhältnissen, aber nicht an Machtverhältnissen orientiert ist. – Der Soziologe könnte vermuten, daß solches Interesse in einer gesellschaftlichen Gruppe, Schicht oder Subkultur besteht, die ihren ‘Ort’ im System der Verteilung der Verhaltenslasten historisch gefunden hat und bewahren will, die also insofern ein ‘ungebrochenes’ Verhältnis zu den bestehenden Machtverhältnissen hat. – Ungebrochen erscheint nun das Verhältnis zu den bestehenden Machtverhältnissen allerdings im sogenannten ‘Bildungsbürgertum’, jener sich gegen das Besitzbürgertum des Früh-, mittleren und Spätkapitalismus absetzenden Bildungsschicht, für die als Repräsentanten der evangelische Pfarrer, der Lehrer und Gymnasialprofessor (später Studienrat), der beamtete Künstler, der Arzt (und Apotheker), der höhere Verwaltungsbeamte, der Universitätsprofessor, der Richter und der Rechtsanwalt zu nennen wären.« (1969, op. cit., S.277)

Claessens sieht richtig, daß es sich beim Bildungsbürgertum nicht so sehr um wirtschaftlich-politische Macht handelt, sondern daß seine Vertreter eher als »Repräsentanten« oder Agenten und Vermittler bestehender Machtverhältnisse zu bezeichnen sind. Ebenso

beschreibt er zutreffend die eher ständische Rolle, die diese Gruppe in der hochindustrialisierten Gesellschaft spielt. Aber die etwas einseitige Betrachtung des entwickelten Kapitalismus als Vertragswelt, die ohne Macht auskommen kann – »Im Vertrag ist das Verhältnis zur Macht gebrochen. Der Geschäftsmann 'hat kein Verhältnis zur Macht', nur zum Erfolg« (ebd.)²⁴ –, ferner die ebenso einseitig hypostasierte Verbindung von Rolle mit Macht – die vermutlich nur dann richtig ist, wenn Rolle mit Wegnahme von allerdings vorher innegehabter Macht zusammengedacht wird –, verführen Claessens dazu, verschiedene Momente, die sich nicht zuletzt der auch von ihm erkannten »Agentenfunktion« des Bildungsbürgertums verdanken, ihrem Machtstreben in die Schuhe zu schieben.

»Die gemeinte Gruppe oder Subkultur (eventuell Klasse, wenn nicht Stand) hat wegen ihrer Integration in das Gefüge alter Interessen bereits Grund genug, am Begriff der 'Rolle' ('jeder die ihm zustehende') festzuhalten. Ein weiterer Grund, ein genauso gewichtiger, ergab sich aber aus einer Art von 'Angebot', das geeignet erschien, die doch immerhin gefährdete Position dieser Gruppe (angesichts von Sozialismus und Demokratisierung) zu retten. Dies Angebot hieß 'Industriegesellschaft', d.h. es handelte sich um die Prognose, daß das kapitalistische und das sozialistische System aufeinander zutreiben würden, um sich unter dem Diktat fortentwickelter Technik zu einer neuen Gesellschaftsform relativ liberaler Planung zu vereinigen. Bald war die Industriegesellschaft 'der Soziologie liebstes Kind' (Dahrendorf).« (Claessens 1969, S.278)

Es werde durch solche Theorien nicht nur das Bildungsbürgertum gerettet, sondern das gesamte System ideologisch abgesichert. Letzterem ist vermutlich zuzustimmen, und das erstere gilt unter dem Aspekt, daß es der genannten Gruppe nur auf diese Weise gelingen konnte, sozusagen durch den Beweis ihrer Nützlichkeit, die zugestandene Machtposition zu behaupten. *

24 In *Rolle und Macht* weist Claessens selber noch explizit darauf hin, daß auch die Vertragstheorie auf die Seite der Ideologie gehöre; »Bei so verzerrter Perspektive ist es dann leicht erklärlich, daß sogar anthropologisch verfaßte Rollenkonzepte gehandhabt werden, als ob freiwilliger Ein- und Austritt in Rollen letztlich doch möglich sei, während das prinzipiell nur für einen kleinen Menschenkreis 'weiter oben' zutrifft (...) sowie für jenen Kreis 'weiter unten', für den es sowieso egal ist, welche 'Rollen' er hat, da seine Rollen ohnehin immer in der Nähe der allgemeinen Verachtung liegen. – Das Phänomen 'Macht' wird auf diese Weise durch die Rollentheorie überhaupt nicht erreicht. Entweder befindet sich alles und jedermann permanent in Macht-, d.h. Unterwerfungsverhältnissen, oder er befindet sich nie darin, weil alles – vielleicht unausgesprochen – ein angeblich frei eingehbares und frei lösbares Vertragsverhältnis ist. Beide Auffassungen aber sind pure Ideologie.« (Rolle und Macht, a.a.O., S.150f.)

»Rollentheorie wurde eine Theorie zur Erklärung des Funktionierens gesellschaftlicher (und von Persönlichkeits-)Systeme(n). Es wurde ihr unterstellt, daß sie den Machtaspekt ausgeklammert und die Machtrolle völlig übersehen habe. Diese Ausklammerung der Machtfrage kann aber gar keine andere Funktion haben als die, Macht zu verschleiern und/oder Machtpositionen zu erhalten.« (op. cit., S.278)

So kann man Claessens in vielen Punkten folgen, andere regen zum Weiterdenken an; allerdings scheint es mir bezweifelbar, daß die Rollentheorie dazu dient, die »machtorientierte Position derer, die sie vertreten, zu verschleiern«; sie wird zwar »Macht verschleiern«, und dies auch, wenn sie nicht, worauf Claessens insistiert, ausdrücklich in diesem Auftrag arbeitet, aber ihre Geburt verdankt sie eher der spürbaren Entmachtung, d.h. der Ohnmacht der sie vertretenden Gruppe.

Gleichwohl möchte ich noch einen Augenblick bei dem von Claessens angeführten Zusammenhang von Rolle und Macht verweilen, in dem Rollenlosigkeit für eine – allerdings abnehmende – Zahl der Bevölkerung behauptet wurde. Nun ist es zweifellos – wie in dem Abschnitt über soziale Kontrolle ausgeführt wurde – unter anderem eine der Machterhaltung nützliche Methode, Konflikte, die sich dem Klassenantagonismus verdanken, und damit die der Mehrwertproduktion dienenden Leistungen auf die Ebene des Rollenhandelns zu verschieben.

»Rollentheorie, die so tut, als ob Rolle gleich Funktion sei, setzt sich daher dem Verdacht aus, die machtorientierte Position derer, die sie vertreten, zu verschleiern. Will sie diesem Verdacht begegnen, so muß sie ständig kontrollieren, wieweit die Beziehung von Rolle und Funktion nicht durch die ungleiche Verteilung der Verhaltenslasten bestimmt wird.« (op. cit., S.279)

Die Rollenkategorien mit ihrer gleichmacherischen Tendenz sind für die Konflikte der Produzenten auf eine Weise unangebracht, daß sie nur der Verschleierung der wirklichen Probleme dienen können.

Betrachtet aber sei die Klasse der wirklichen Machthaber. Gronau wies schon darauf hin, daß das Führungskorps aus dem von ihm untersuchten Betrieb unter den durch den Rollenbegriff gegebenen Entfremdungserscheinungen nicht zu leiden habe. Heinz Hartmann weist in seiner sehr informativen Untersuchung zur sozialen Rolle der Unternehmerin (1968) nach, daß alle möglichen, gemeinhin für allgemein erachteten »Rollenkonflikte« für diese Gruppe der herrschenden Klasse nicht zutreffen: so nicht der Konflikt zwischen

Freizeit und Beruf und – noch schwerwiegender – nicht der zwischen Familie und Beruf (bekannt als »Doppelrolle der Frau«); nicht einmal den typischerweise durch die Geschlechterdifferenz gegebenen Konflikten (eigentliche Rolle von Mann und Frau) scheinen die Personen innerhalb der Kapitalistenklasse selber unterworfen, wiewohl es die Gesetzmäßigkeiten des Kapitals waren, die diese Konflikte so brennend werden ließen. – Wenn also einerseits die Subsumierung der im Verwertungsprozeß direkt eingespannten Klasse unter die Rollenkategorie der Verschleierung dient, andererseits die herrschende Klasse über Möglichkeiten der weitgehenden Entwicklung ihrer Persönlichkeiten verfügt, so daß Entfremdungserscheinungen hier nicht in dem Maße auftreten, verfestigt sich die Annahme, daß es eine Schicht zwischen den beiden genannten sein muß, die, mit Privilegien von scheinbarer Freiheit und Macht ausgestattet, zusehends ihre gesellschaftliche Ohnmacht zu spüren bekommt.

Bernard Willms

Nachdem zwei Ansätze gezeigt wurden, die – allerdings mit unterschiedlichen Schlußfolgerungen – die Rollentheorie als Theorie des Mittelstandes (genauer: der Bildungsbürger) auswiesen, sei kurz noch die Theorie von Willms erörtert, der auf einem dritten Weg zum gleichen Befund mit wiederum anderen Schlußfolgerungen gelangt.

Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist der Gedanke, daß »die herrschende(n) Ideen (...) ja nicht beliebige Einfälle von Philosophen, vielmehr maßgebliche Ordnungsentwürfe« (Willms, op. cit., S.42) sind. Die Kategorie der »Rolle«, als eine, die auf den Gesamthorizont der Wirklichkeitsorientierung verweise, soll über »die historische Erinnerung« reflektiert werden. Notwendig für eine solche »reflektierende« Lokalisierung und Bestimmung der Kategorie der Rolle ist ihm ein historischer Exkurs in die Epoche, in der das gesellschaftliche Selbstverständnis jene bestimmte historische Gestalt angenommen hat, als deren Nachfolgekategorie die »Rolle« herauszukristallisieren wäre. Diese Gestalt, deren Bestimmung als Vorläuferin schon verweisen soll auf das, was nach ihr kommt, scheint ihm im Vertragsdenken des sich konsolidierenden Bürgertums gegeben. Ausführlich stellt er dar, daß das Vertragsdenken basiert auf der Vorstellung des freien »auf sich selbst bezogenen« Subjekts, auf dem Bürger.

»Die Theorie des abstrakten – nur auf sich selbst bezogenen – bürgerlichen Subjekts kennzeichnet dessen heroische Durchsetzungsphase;

diese Abstraktheit hat historisch sehr konkret funktioniert. Indem das bürgerliche Subjekt sich nur auf sich selbst bezog und diesen abstrakten Freiheitsbegriff zum Legitimierungsgrund aller Wirklichkeit machte, wendete es sich konkret gegen die Vermittlung aus der Herkunftswelt und negierte jede bloß traditionale Legitimität. Die konkrete Figur dieser Theorie ist der bürgerliche Kapitalist, der etwa im siebzehnten Jahrhundert das alte England zu einer Markt- und Konkurrenzgesellschaft umschuf, die in ihrer abstrakten Unerbittlichkeit die feudalen Überreste in der Gestalt des Königs gnadenlos liquidierte.« (op. cit., S.46) Der Vorstellung vom »abstrakten Subjekt« korrespondiere der Materialismus als Naturbewältigung. »Das dem bürgerlichen Subjekt gegenüberstehende, das andere, das Fremde, die Natur, wird zum Material, aus dem etwas gemacht werden muß ... Das bürgerliche Subjekt begibt sich mit welthistorischem Elan ins Selbstgemachte, seine Haltung ist Ausbeutung, es führt die industrielle Revolution und den eskalierenden technischen Fortschritt herauf.« (op. cit., S.46f.) Das Vertragsmodell also als zentrale Kategorie des bürgerlichen Denkens sei »grundsätzlich eine Figur der Freiheit, die sich selbst bindet und deren Dimension außer der Verpflichtung auch die der Kündbarkeit war« (op. cit., S.47). »Von jetzt an sind wirkliche Beziehungen zwischen Menschen nicht mehr naturwüchsig oder gottgewollt, sondern sind gemacht, sind Resultate, vernünftige Resultate kalkulierender, autonomer, poetischer Subjekte, die sich vertragen müssen und wollen: sind Verträge.« (op. cit., S.48) Durch die Definition seiner selbst aus sich selbst (anstelle des vorhergehenden Kosmosdenkens) könne das Bürgertum Zukunft und Welt erobern. »Zunächst war die Praxis des bürgerlichen Subjekts konkret: 'Weltherrschaft in Kapitalismus und Imperialismus'.« (op. cit., S.48)²⁵

Es ist auffällig, wie hegelianisch Willms bei allem Bezug auf die konkreten gesellschaftlichen Verhältnisse denkt. Nicht durch den Kapitalismus entwickelte sich nach seiner Theorie die Vorstellung vom freien und autonomen Subjekt, nicht die Rohstoffquellen der anderen Länder und der für die Realisation der produzierten Waren notwendige Weltmarkt brachten Imperialismus, Kolonialismus und Weltobererertum hervor, sondern umgekehrt zwang die Macht der Idee zu diesem konkreten Verhalten:

²⁵ Ich erinnere an dieser Stelle daran, daß Janoska-Bendl die Rollentheorie auf den liberalen Freiheitsbegriff gründete; eine Vorstellung, die ähnlich wie bei Willms zwar in der Theorie Zusammengehöriges richtig verknüpft, jedoch durch den Glauben an die vorrangige Macht der Idee wesentliche Elemente übersehen muß.

»(...) das bürgerliche Subjekt wurde zum Herrn der Welt, weil es definierte, wer Subjekt war; und solange es ihm gelang, Entgegenstehendes – unzivilisierte Völker – zum Objekt zu definieren und sie so legitimerweise auszubeuten, blieb es der Herr der Welt. Die globale Praxis des allgemeinen theoretischen Anspruchs des Bürgers war Imperialismus und Kolonialismus.« (op. cit., S.70)

In diesem Zusammenhang ist zu verstehen, daß Willms nicht den Weg geht, gesellschaftliche Veränderungen aufzuspüren und die ihnen gemäßen Ideen zu benennen, sondern daß er umgekehrt die Ideenwelt in ihrer Abfolge als Regentin der Wirklichkeit begreift. Sein Verdienst ist es gleichwohl, nicht in bloßer Metatheorie steckenzubleiben, sondern die wirklichen Verhältnisse, auf die sich die Ideen beziehen, mitanzugeben.

»Mit dem Zerfall der Kategorie des Vertrages kündigt sich jedenfalls auch der Zerfall der bürgerlichen Welt an.« (op. cit., S.48)

»Faßte die frühbürgerliche Theorie die Sozialbeziehungen des Subjekts als 'Verträge' auf, so interpretiert die spätbürgerliche Wissenschaft von der Gesellschaft die Sozialbeziehungen als System von Rollen.« (op. cit., S.53f.) Aber »'die industrielle Gesellschaft' ist mit der 'Hypothek der Probleme' der bürgerlichen Gesellschaft belastet, und indem sich diese Probleme in dem Problem der Rolle spiegeln, ist das Konzept der Rolle mit den Problemen des Vertrages belastet oder – neutraler ausgedrückt – wenigstens befaßt« (op. cit., S.60).

Willms rechnet Claessens das Verdienst zu, erstmals das Rollenkonzept mit dem Vertragsmodell zusammengebracht zu haben. Bei der analytischen Bestimmung und konkreten Verknüpfung des Vertragsmodells mit dem aufkommenden Bürgertum kann er Übereinstimmung mit seinen eigenen Ausführungen feststellen; er wundert sich aber, daß Claessens nun zugleich mit dem Vertragsdenken den Rollenbegriff für die Zeit des aufkommenden Bürgertums angewendet haben will.

»Die hier von Claessens benannte Zeit ist die große Zeit der Vertragstheorie, und es ist keine Frage, daß sie 'im angelsächsischen Raum' mit einer 'von der europäisch-kontinentalen' erheblich abweichenden 'Syntax' (...) 'eine Vertragshaltung ebenso wie Demokratie' gefördert hat. Aber zu dieser Zeit dachte eben noch niemand an 'Rolle', d.h. die Sozialbeziehungen wurden eben noch nicht als 'Rollen' aufgefaßt, d.h., der Lernprozeß der bürgerlichen Gesellschaft und deren Entwicklung waren eben gerade nicht so, daß von der 'Realität von Rolle' gesprochen werden könnte.« (op. cit., S.61)

Man wird sich erinnern, daß ich in der vorliegenden Arbeit, in dem Abschnitt über die Shakespearezeit, ebenfalls von Rollen spreche, ja Rollendenken als konstitutiv für die Zeit des aufkommenden Bürgertums – nur eben nicht für dieses, sondern für den Feudaladel – festhalte. Dieses merkwürdige Ineinander von Vertragsdenken und Rollentheorie, das nach Willms allerdings nicht gleichzeitig möglich ist, dessen Vorhandensein von Claessens aber richtig festgestellt, wenn auch nicht stringent erklärt wurde, läßt sich wohl mit dem Rückgriff auf den Betrachtungsstandpunkt ohne weiteres erklären. Begreift man Rollentheorie als Weltanschauung einer untergehenden Klasse oder Schicht, so folgt daraus, daß in dem historischen Nebeneinander von zurückgedrängtem Adel und aufkommendem Bürgertum, die Rollentheorie Ausdruck der erstgenannten Klasse, das Vertragsmodell Ausdruck der Bürger war. Diese Interpretation findet sich auch durchaus wieder im Einverständnis mit Willms, wenn er sagt, »der Vertrag war eine emanzipative und Rolle bleibt eine resignative Kategorie« (op. cit., S.62). Die Antwort auf die Frage nach dem ehemaligen Subjekt der Geschichte heißt:

»Das Subjekt als solches kann sich (heute) nur bestätigen, indem es sich zurückzieht. 'Je individuell' kann sich 'der Mensch' nur 'out of system' bestimmen. Das bürgerliche Subjekt ist nurmehr privat, nicht öffentlich (...) Nehmen wir das Rollenkonzept an und reflektieren wir es über die Positivität hinaus im historischen Kontext der Vertragstheorie, so übersehen wir den Weg des bürgerlichen Subjekts vom Glanz seiner weltverändernden Allgemeinheit zum Elend des nur noch privaten Mensch-sein-Dürfens (...)« (op. cit., S.64f.)

Rollentheorie als Selbstverständnis entspreche einer Klasse oder Schicht, die »der Veränderung« »mißtraut«, »sich etabliert hat«, »das Erreichte mit Zähnen und Klauen« »verteidigt« (op. cit., S.67). Dies ist nach Willms der Mittelstand. Dieser, so sieht er richtig, herrscht nun keineswegs in der Weise wie ehemals das Bürgertum. Da aber bei Willms die Theorie die Politik in einer Weise schafft, daß der theoretische Anspruch die Wirklichkeit bestimmt, gerinnt die Theorie einer von vorneherein auf das Kräftespiel von Herrschaft verzichtenden Schicht zum theoretischen »Papiertiger«.

Der »Versuch aber, aus einer historisch so eindeutig an das Schicksal der bürgerlichen Welt und der industriellen Gesellschaft gebundenen Kategorie wie 'Rolle' noch eine allgemeine Theorie, also Theorie globalen Anspruchs zu machen, ist angesichts der konkreten Negation dieser Welt durch eine sich formierende 'Dritte Welt'

ein theoretischer Imperialismus, und zwar hier nun wirklich nur noch Imperialismus eines 'Papiertigers'.« (op. cit., S.71)

Wenngleich auch in meiner Arbeit Rollentheorie als Theorie eines Teils des untergehenden Mittelstandes interpretiert wurde, scheint es mir doch zu weit zu gehen, ihre Relevanz auf ihre VertreterInnen zu beschränken, wie es Claessens getan hat, oder wie Willms am Ende ihr das Recht abzusprechen, überhaupt das Selbstverständnis einer Schicht darzustellen, nur weil dies in seiner ideengeschichtlichen Auffassung nicht möglich ist. Nach seinem allzu wörtlich interpretierten Marx-Zitat, daß die Gedanken der herrschenden Klasse in jeder Epoche die herrschenden Gedanken seien, muß er, da er richtig die Rollentheorie als spätbürgerliches resignatives Selbstverständnis interpretiert, zugleich aber auch sieht, daß es sich um eine herrschende Idee handelt, ohne daß ihre Vertreter noch die Möglichkeit zur eigenen Herrschaft haben, sie zum Range eines Papiertigers degradieren. Der Zwiespalt, den zu überbrücken ihm nicht gelingt, hat seinen Ort in der Tatsache, daß die Rollentheorie zwar die Weltanschauung einer zur Ohnmacht verurteilten, wenn auch privilegierten Gruppe ist, daß sie daneben aber – und dies ist ihr Herrschaftsaspekt, ohne den sie sich wohl kaum derartig hätte durchsetzen können – großen Nutzen bietet für die herrschenden Interessen, an denen die Urhebergruppe nicht unmittelbar teilhat. Allerdings ist für Willms diese Sicht ohnehin nicht möglich, da er die Kapitalistenklasse mit dem entmachteten Bürgertum ineinssetzt und also Herrschaft in unserer Gesellschaft gar nicht mehr recht ausmachen kann.

8. *Rolle als Theorie der Anpassung und der Verschleierung*

Rollentheorie ist »differenzierter Behaviorismus«, sagt Plessner; Tenbruck ordnet sie dem Strukturalismus zu; daß sie in die Lehre vom Handeln und Verhalten gehört, ist nirgends bestritten. Obwohl es also möglich ist, ihre gesellschaftlich relevante Dimension aus einer Diskussion dieser Lehren herzuleiten, wird hier versucht, sich auf Rollentheorie selbst zu beschränken, da der andere Weg, wenn auch ertragreicher, den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde.

Es wurde schon auf den Leistungsaspekt von Rolle als Kategorie der Entlastung hingewiesen. Am Beispiel von Holm und von Gronau habe ich den Aspekt der sozialen Kontrolle diskutiert. Bei Claessens, für den die Kategorie der Rolle untrennbar mit der Kategorie der Macht verbunden ist, wird mehrfach darauf insistiert, daß von Rolle

statt von Macht zu reden, die Verschleierung von Macht und damit Sicherung von Herrschaft bedeute. Willms zeigt, daß die Verwendung der Rollentheorie die Absage an jede prinzipielle Veränderung und damit Anpassung meine.

»Etabliert sich das Selbstverständnis des 'Rollenträgers', so gibt es für diesen nur ein vernünftiges Verhalten: Sich dem System einzupassen und bestenfalls auf der Möglichkeit der Privatheit zu bestehen (...) die Rolle ist das Selbstverständnis einer Gesellschaft, die die Revolution hinter sich hat und die wegen der Eigenart der in der Revolution vertretenen und partiell durchgesetzten Ideen jede prinzipielle Veränderung für nicht mehr diskutierbar hält.« (Willms 1971, S.66)

Ich möchte im folgenden noch einmal prüfen, welche der Rollentheorie inhärenten Momente sie für die Verschleierung von Herrschaft und Macht geeignet machen. Es liegt auf der Hand, daß der Übergang des Leistungsaspektes »soziale Kontrolle« zu dem der »Verschleierung von Macht und Herrschaft« fließend ist, daß in vielen Fällen die Verschleierung ein Instrument bzw. eine Vorbedingung für soziale Kontrolle ist. Die Dimension der Gegenaufklärung, der bewußtlosen Widerspiegelung der Wirklichkeit rechtfertigt jedoch eine gesonderte Behandlung des Leistungsaspektes der Verschleierung.

Mit der Definition des Menschen als Rollenträger werden zunächst einmal alle wirklichen Unterschiede unkenntlich gemacht; das Schicksal trifft alle gleichermaßen, man könnte sagen, Rolle sei gleichmacherisch²⁶. Im Begriff der Rolle wird alles Bestimmte ausgeschlossen, interessant ist nur, daß Rollen überhaupt sind. Mit der allgemeinsten Definition, daß Rollen Rechte und Pflichten beinhalten, wird als »uneigentlich« dargestellt, daß Menschen überhaupt etwas tun. Jede Frage nach dem Sinn und Zweck konkreten gesellschaftlichen Tuns wird so sistiert. Dies hat zur Folge, daß bei der späteren empirischen Auffüllung des Begriffs Sinnvolles und Sinnloses, Überschüssiges²⁷ und Notwendiges, Förderndes und

26 Ähnliches gilt für die korrespondierenden Theorien der Mobilität, der Mittelstandsgesellschaft und auch – wie in der Arbeit schon mehrfach angedeutet wurde – der Industriegesellschaft.

27 Bei Gronau z.B. wird nebeneinander von der Rolle des A als Tischnachbar von B in der Kantine und als sein Vorgesetzter im Betrieb gesprochen. – Bei Goffman wird unter »Rollen-spiel« der Krieg subsumiert (1969, S. 13); »Klassenschranken« werden zu »Ensemblespielen« (op. cit., S.148); der »Kollegenrabatt«, den Verlage einander gewähren, wird zur »Rollenbestechung« (op. cit., S.149); daß Heiraten innerhalb der Klassen geschlossen werden, verdankt sich dem »Bühnenmechanismus«; das »Schicksal der Neger« wird zur »Masquerade«.

Einschränkendes gleichermaßen unter dieselbe abstrakte Formel gestellt werden können, die dann der absoluten Negation anheimfällt – wie etwa bei Dahrendorf – oder ganz und gar bejaht werden kann – wie etwa bei König. In beiden Fällen bleibt kein Weg für einen vernünftigen humanisierenden Eingriff. Es scheint, als ob die Welt vorab strukturiert wäre, um im nachhinein die Menschen in Rollen einzusetzen. Als Aggregatzustand der Bühnenhaftigkeit interessieren AutorIn und Inhalt des vorgegebenen Stücks nicht mehr.

Rollentheorie lenkt darüber hinaus von allen konkreten Inhalten auf eine Weise ab, daß die Einsicht in den Zusammenhang versperrt wird.

Bei Uta Gerhardt etwa wird eine »Geldtheorie« angeboten, die starke Ähnlichkeit mit Vorstellungen großstädtischer Kleinkinder des Mittelstandes hat, die nämlich aus der Unmittelbarkeit der erlebten Anschauung nicht nur der Ansicht sind, daß etwa Milch ihren Ursprung in Papiertüten hat, sondern auch, daß Geldmangel bzw. die Nachfrage nach Geld als Mittel zur Befriedigung vielfältiger Lebensbedürfnisse durch einen Gang zur Bank behoben werden kann.

»Für die Geldverfügung ist im Regelfall der Besitz qualifizierender Merkmale von zwei oder mehr Status erforderlich. In den industriellen Ländern erwirbt die Person mit der Erreichung eines Altersstatus die Möglichkeit, finanzielle Mittel in eigener Verantwortung zu gebrauchen; vorausgesetzt sie hat den Staatsbürgerstatus der Mündigkeit und den Person-Status des Besitzes der bürgerlichen Ehrenrechte. Hinzu kommt in vielen Gesellschaften ein spezifischer Geschlechts-Status: Nicht überall sind Frauen erbberechtigt; sogar in der Bundesrepublik Deutschland war es bis zum Jahre 1957 den verheirateten Frauen verwehrt, ohne Zustimmung ihres Ehemannes ein Bankkonto zu eröffnen.« (Gerhardt, 1971, S.264f.)

Begriffe aus der Ökonomie, die sich bei dem Wort Geld unmittelbar aufdrängen, wie »Besitz« werden zwar von Gerhardt für ihre Darstellung verwandt, jedoch verflüchtigt sich ihr Inhalt, bleibt nur noch eine oberflächliche Namensgleichheit mit den wirklichen für »Geldverfügung« relevanten Bedingungen, von deren Boden sich die Erklärung abhebt in die höheren Regionen gesetzlicher Bestimmungen, so daß die tatsächlichen Geldbewegungen und Geldverfügungen als irrelevant aus dem Blickfeld geraten.

König, bei dem alles Problematische glücklich zum Selbstverständlichen harmonisiert wird, beantwortet etwa die Frage nach dem Klassenverhältnis in der Gesellschaft folgendermaßen:

»Daß dann die einzelnen Menschen in einer gegebenen Gesellschaft in verschiedenem Maße Anteil haben an den Früchten der Arbeit, ist nicht eine Folge der Arbeit als solcher (...), sondern eine Folge spezifischer Schichtungssysteme, die ebenfalls mit allen Gesellschaften gegeben sind.« (König, 1962, S.30f.)

Auch Gerhardt versucht eindrücklich die Ungleichheit als bleibende Notwendigkeit für Gesellschaft schlechthin aus der Arbeitsteilung zu befestigen:

»Arbeitsteilung bezeichnet eine Form der Ungleichheit, Schichtung eine andre. Die Differenzierung der Funktionen sagt zunächst – logisch betrachtet – noch nichts aus über die unterschiedliche Wertigkeit der einzelnen Tätigkeitsbereiche innerhalb der gesellschaftlichen Machthierarchie. Faktisch jedoch sind Positionsvielfalt und Positionsrang nicht voneinander zu lösen – mit der Arbeitsteilung entsteht in nuce die soziale Schichtung. Je differenzierter das arbeitsteilige System, desto fester ist auch das Schichtungssystem etabliert. Gerade diese Verkoppelung von Arbeitsteilung und Klassenstruktur mag Karl Marx bewogen haben, auch die Überwindung der Arbeitsteilung zu fordern, wo es ihm zunächst vor allem um eine Eliminierung der Klassengesellschaft ging.« (Gerhard, 1971, S.170)

Jedem, der Marx' Schriften einigermaßen gründlich studiert hat, dürfte klar sein, daß nicht die Aufhebung der Arbeitsteilung schlechthin Ziel sein sollte, sondern daß das Postulat am ehesten – wenn auch verkürzt – mit der Aufhebung der Trennung von Hand- und Kopfarbeit angebar ist, jedenfalls mit solcher Arbeitsteilung, die mit Herrschaft einhergeht.

Es sei an dieser Stelle noch einmal daran erinnert, in welcher eigentümlicher Weise in den einzelnen abgehandelten Theorien Marx entweder zur Absicherung der Thesen oder in polemischer Absicht interpretiert wird. Allerdings handelt es sich dabei meistens wenigstens noch um »einen Marx vom Hörensagen«, bei dem einzelne richtige Momente sich halb hinübergerettet haben. Nur König verfährt so ohne Rücksicht auf auch nur den Schein von Richtigkeit. Man erinnere sich, daß er Marx zuschrieb, er hänge einer zu »nichts verpflichtenden Utopie« an, da sein Freiheitsbegriff die »unberührte Individualität« des einzelnen meine. Daß Marx genau an das Gegenteil, nämlich an den als gesellschaftliches Wesen zu sich gekommenen Menschen dachte, und daß seine Zukunftsvorstellungen zu mehr als »nichts« nämlich zur Revolution »verpflichteten«, könnte sich eigentlich schon bis zu König herumgesprochen haben. Er hegt eine Art von Antikommunismus, der schon beim liberalen Zweifel

mobilisiert wird. Nicht anders ist es zu verstehen, wenn er Marxismusverdacht selbst gegen Dahrendorf richtet.

Rollentheorie ordnet also das Chaos des phänomenologisch Gegebenen, aber dies auf eine Weise, daß wirklich Relevantes nicht mehr wiederzufinden ist. Wollte man einen Vergleich wagen, so könnte man den Versuch, Gesellschaft nach Rollen zu bestimmen und praktisch zu erkennen, um damit Einsicht zu gewinnen »into the working of society« (Nadel), dem Prinzip zuordnen, Bücher nach ihrer Größe und Farbe im Bücherschrank unterzubringen, ein Vorgehen, bei dem man gewißlich am Ende keinen Titel mehr wiederfindet. Da Rollentheorie an wirklichen Problemen anknüpft, diese aber auf eine Weise verarbeitet, daß ein immer undurchdringlicherer Nebel entsteht, den zu zerteilen, um an die darunterliegende Wirklichkeit wieder heranzukommen, immer schwerer wird, webt sie mit am Schleier, dessen die herrschenden Verhältnisse bedürfen, um die ihnen einwohnenden Konflikte nicht zum Ausbruch kommen zu lassen.

9. *Schlußbetrachtung*

Ich habe in dieser Arbeit versucht, Rollentheorie historisch und von ihrem Standpunkt her zu bestimmen als Weltanschauung einer ihrer Privilegien beraubten Klasse oder Schicht. Am Beispiel des vom Bürgertum abgelösten Feudaladels Englands im 16. und 17. Jahrhundert und der den Prinzipien von Effektivität, Produktivität und Rationalisierung unterworfenen Schicht der Bildungsbürger²⁸ im 20. Jahrhundert habe ich dargestellt, daß der Verfall von Macht und damit verbundenen Werten und Ansprüchen eine Betrachtung von Welt als Theater aufnötigt. Der Standpunkt, von dem her so betrachtet wird, liegt außerhalb des gesellschaftlichen Geschehens, und dies reflektiert auch den materiellen Standort dieser verschwindenden Schicht, die sich mit dem Rest ihrer Privilegien die Oase der folgenlosen Reflexion immer noch leisten kann.²⁹ Zudem zeigt diese

28 Betroffen von der Veränderung sind auch andere Vertreter des ehemaligen Mittelstandes wie etwa alle kleineren Unternehmer, die im Zuge der Kapitalkonzentration und der Bildung der Monopole ihre Eigenständigkeit verlieren. Es erweist sich daher als etwas zu eng, vom Bildungsbürgertum allein zu sprechen.

29 Claessens weist auf den Zusammenhang zwischen der Möglichkeit zur Reflexion und Klassenlage in historischem Zusammenhang hin: »Man müßte dann 'Rollenproblematik' dort ansetzen, wo die 'kulturelle Selbstverständlichkeiten' allmählich hintergangen, ja aufgelöst werden. In Ansätzen geschah das sicher bereits – für das sogenannte 'Abendland', d.h. für Europa im engeren Sinne – im Griechenland eines Demokrit, vielleicht schon vorher in der Oberschicht der ägyptischen Kulturen oder überhaupt in den Oberschichten, d.h. in den zur Reflexion, zum Nachdenken über die Relativität ihrer eigenen Stellung prädestinierten Gruppen früher Hochkulturen.« (Claessens 1968, S.10)

Betrachtung Züge von Resignation, die aus einer Position, die ihre Sonderstellung aufgeben muß, erklärlich sind. Es bedeutet eine solche Theorie zunächst nicht mehr als interessierte Widerspiegelung des ohnehin Gegebenen. Mit dieser letzten Aussage wird über die Bestimmung des subjektiven Urheberstandpunkts hinaus der Realitätsgehalt der Rollentheorie angedeutet. Sie ist nicht nur Theorie und Selbstverständnis der genannten Schicht, sondern ihr entspricht ein allgemeiner Vorgang in dieser Gesellschaft, den ich mit dem Terminus »Warencharakter der menschlichen Beziehungen« bezeichnen habe. Als Kombination der subjektiven und der gesamtgesellschaftlichen Seite ließe sich die Rollentheorie als Theorie der resignativen Funktionalität bezeichnen. Der Funktionalitätsaspekt aber weist wiederum hinaus auf eine dritte Dimension von »Rolle«. Die Verfestigung der Gegebenheiten mit der Ordnungskategorie der Rolle verzichtet nicht nur auf eine gesellschaftshumanisierende Veränderung, sondern trägt dazu bei, sie gesamtgesellschaftlich unkenntlich zu machen. Mit der durch die Rollenbestimmung notwendigen Trennung von Individuum und Gesellschaft wird alle Emanzipation und Veränderung in die Privatsphäre abgeschoben.³⁰

30 Dies wird von Willms für konstitutiv für die »industrielle Gesellschaft« überhaupt gehalten, so daß er – in Anlehnung an Marcuse – die Privatsphäre für »jene Basis« hält, von der aus »an jede Gesellschaft das Postulat der Freiheit gerichtet werden könne und müsse, und von der aus nicht nur von der Gesellschaft her, sondern auch auf sie zurück und gegen sie gedacht und gehandelt werden kann; die Basis von 'Creativity', 'Innovation' und von Revolution ebenso wie von 'großer Verweigerung' im Sinne Marcuses.« (Willms 1971, S. 36.) – Schelsky, der bei der Darstellung der rollentheoretischen Diskussion von mir nicht abgehandelt wurde, da er in der Kürze seiner Kritik an Dahrendorf nichts wesentlich Neues beiträgt – auch er kritisiert Dahrendorfs Kantinterpretation –, plädiert für eine »transzendente soziologische Theorie«, die ihm auch bei Dahrendorf schon angelegt scheint, in der »Subjekt und Institution« gegenübergestellt werden sollen, womit er aber die Trennung zwischen Individuum und Gesellschaft vermieden haben will. »Zu fragen wäre: Welches ist der allgemeine Standpunkt des Menschen in unserer Gesellschaft, der ihn jenseits des sozialen Zwanges und damit der Gesellschaft gegenüber stellt? Zu antworten wäre darauf: die reflektierende Subjektivität, die sich in keine soziale Erfüllung endgültig entäußert oder von keiner sozialen Kraft endgültig determinieren läßt; das moralische Gewissen, das in der sozialen Wirklichkeit kein endgültiges Kriterium seiner Bestätigung oder Widerlegung findet, der religiöse Glaube, der sich an keine soziale Wirklichkeit, auch nicht seine eigene, letztlich gebunden fühlt. Die Konfrontation, um die es dabei jeweils geht, könnte in der Thematik 'die subjektive Reflexion und der Zwang des Sozialen' oder pointierter 'die Subjektivität und die Institutionen' zusammengefaßt werden. Sie als das formale und materielle, begriffliche und praktische Schema der Auseinandersetzung des Menschen mit unserer Gesellschaft nachzuweisen, wäre zunächst die Aufgabe einer so angelegten Theorie der Gesellschaft. Von ihr aus ist der Teil der Soziologie zu entwickeln, der Soziales durch Nichtsoziales erklärt.« (Schelsky 1959, S. 105) – Zwar ist bei ihm das Individuum gegenüber anderen hier dargestellten Entwürfen um einige »transzendente« Dimensionen bereichert, doch sehe ich nicht, wie diese Bestimmungen an der angeblich vermiedenen Trennung von Individuum und Gesellschaft vorbeikommen.

Gesellschaft und Politik gehören in die zur ewigen Fremdheit verurteilte Außenwelt, deren Spiel bereits abgekartet ist. So wird der Gedanke, daß eben die Nichtbeteiligung der Menschen an der Gesellschaft, deren Nicht-Durchschaubarkeit und »Außensein« die Menschen zu etwas verkümmern lassen, das als »Rollenträger« sich bezeichnen ließe, innerhalb der Rollentheorie überhaupt nicht gedacht werden können.

Zum passiven Verzicht auf allgemeine Humanisierung der menschlichen Lebensweise³¹ gesellt sich die aktives Tun, diese zu verhindern. Diese Dimension wurde insbesondere unter dem Leistungsaspekt der sozialen Kontrolle abgehandelt³². Mit der Analyse weiterer von den RollentheoretikerInnen gegebenen Anwendungsbeispiele habe ich zudem versucht, Einblick zu geben in einen Aspekt, den man die Ablenkungsfunktion der Rollentheorie nennen könnte. Daß dieser weiterhin dazu beiträgt, die Verbesserung der Gesellschaft zu erschweren, habe ich angedeutet.

Wenngleich in dieser Arbeit der Eindruck entstehen konnte, daß die Rollentheorie überhaupt nur Beiträge zu leisten vermöchte, die zwischen utopischer Vergeblichkeit und manipulativer Anpassung angesiedelt sind, soll abschließend doch darauf verwiesen werden, daß sie Material bereitgestellt hat, das in anderem Kontext aufzuarbeiten sich lohnen würde. – Das gilt insbesondere für die – von Claessens als »Primärrollen« bezeichneten – gesellschaftlich geprägten Verhaltensweisen (Vater, Mutter, Mann, Frau, Kind usw.). Es wären allerdings umgekehrt als in der Rollentheorie üblich, diese »Rollen« als Resultat und nicht als Ausgangspunkt eines gesellschaftlichen Prozesses zu bestimmen.

Wenn man, wie in dieser Arbeit geschehen, Rollentheorie als adäquaten Ausdruck einer ihrer Privilegien beraubten Klasse oder Schicht bezeichnet, könnte man zu dem Schluß kommen – wie dies etwa Willms mit seinem Papiertigervergleich andeutet –, sie würde mit der abgeschlossenen Eingliederung dieser Schicht in den Verwertungsprozeß des Kapitals verschwinden. Mit den diversen Leistungsaspekten aber, die die Rollentheorie über ihr weltanschauliches subjektives Moment hinaus besitzt, ist die Vorhersage zu wagen,

31 Tenbruck, der die Rollentheorie bejaht, gibt ohne weiteres zu, daß »gesellschaftlicher Wandel« mit ihr nicht zu bestimmen ist.

32 Auch Willms verweist auf die mögliche sozio-technische Absicht der Rollentheoretiker: »(...) wobei nicht zu vergessen ist, daß sich seit Lewins Arbeiten die Verwendung des Konzepts in ausgesprochen praktisch-soziotechnischer Absicht immer mehr zu bewähren scheint«. (Willms 1971, S.24.)

daß diese Theorie nicht mit der Bedeutungsverschiebung der »Bildungsbürger« verschwinden wird.³³

33 Es wäre insbesondere darauf zu verweisen, wie die Bemühungen um die Wiederherstellung des angegriffenen ständischen Status sich verbünden mit den wirtschaftlichen Interessen, um die kritischen oder auch nur demokratischen Potentiale an den Universitäten zu eliminieren. Dies wird bei den hier erwähnten RollentheoretikerInnen deutlich in der Person Dahrendorfs mit seinen Aktivitäten in der »Hochschulgesellschaft e.V. für die Erneuerung der deutschen Universität«; noch auffallender ist das Verhalten von Friedrich H. Tenbruck, dessen vielfältige Unternehmungen gegen die »Studentenunruhen« und die Hochschulreform (»Von den Hochschulgesetzen wird das Positive nicht zu erwarten sein« (1970, S. 7) vorerst in seiner aktiven Mitgliedschaft im »Bund Freiheit der Wissenschaft« gipfelten. Die Zielrichtung dieser Organisation, im Bündnis mit dem Finanz- und Industriekapital die Universität von kritischen Reformen zu »reinigen« und sie den herrschenden Wirtschaftsinteressen vollends dienstbar zu machen, wird hier als bekannt vorausgesetzt.

Anhang 1

Eine Rollentheorie im revolutionären Kostüm³⁴ –
Erwiderung auf H.P. Dreitzel

Seit die Soziologie – insbesondere seit ihrer Hinwendung zu den Interaktionstheorien – ihren gesellschaftskritischen, aufklärerischen Impetus aufgegeben hat, muß sie nicht nur fortgesetzt bemüht sein, sich überhaupt als Wissenschaft zu erweisen, sondern zugleich und dadurch bedingt, das kritische Potential der heranwachsenden WissenschaftlerInnen zu gewinnen. Gelingt ihr dies, so hat sie einen doppelten Sieg errungen: denn indem sie die Kritik von der Gesellschaft abzieht auf ihre Erscheinungen – als Gegenstand der Soziologie – wird sie nicht nur unscharf, ist sie Kritik nur noch dem Schein nach; zugleich verschafft sie der Soziologie den Schein der Kritik. Eine Methode wäre es, die Soziologie mit Begriffen aus der Analyse der Gesellschaft, der Kritik der politischen Ökonomie zu dekorieren. Bei Dreitzel finden sich eine Menge Entlehnungen aus dem Marxismus: da ist von Verelendung die Rede und natürlich von Entfremdung; von Dialektik und Widersprüchen sehr häufig; von Klassen, Klassenkampf und Klassenbewußtsein; von Basis und Überbau; von Sein und Bewußtsein; von den Verwertungsinteressen des Kapitals; von der »fremden Aneignung des Mehrwerts« und anderes mehr. Zeugen sind u.a. Marx, Engels, Lenin und Mao, und es wird auch vom »Revisionismus der etablierten Linksparteien und Gewerkschaften« und von »Transformationsgesellschaften« gesprochen.

Die Begriffssprache erweist sich jedoch als Beiwerk, denn schon im Anspruch, die Rollentheorie als Erkenntnistheorie auszuweisen, wird, wie auch im Text selber klar ausgesprochen, die Kritik der politischen Ökonomie als Erkenntnistheorie für die Analyse der Gesellschaft abgelehnt. Das »Soziale« sei zwar ökonomisch, historisch und psychologisch determiniert, sei aber eine »Realität sui

³⁴ Dieser Aufsatz ist Teil einer in der Zeitschrift *Das Argument, Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften* geführten Diskussion um den Rollenbegriff. Er versteht sich als Antwort auf den Beitrag von H.P. Dreitzel, »Soziale Rolle und politische Emanzipation«, in dem er Stellung nimmt zu Peter Furth, »Nachträgliche Warnung vor dem Rollenbegriff« (*Das Argument* 66, 13. Jg. 1971, Heft 6/7, S.494ff.) zu meiner, diesem Buch zugrundeliegenden Diplomarbeit (FU-Berlin, Oktober 1970) und zu meinem Aufsatz »Kritische Bemerkungen zu H.P. Dreitzels »Vorstudien zu einer Pathologie des Rollenverhaltens« (*Das Argument* 60, Sonderband 1970, S.217ff.)

generis« und müsse als solche auch eigens und mit eigener Wissenschaft und Wissenschaftssprache erfaßt werden.

Der assoziative Zwang, der von den Begriffen ausgeht – selbst das frei sich entfaltende, schöpferisch gestaltende Individuum der klassenlosen Gesellschaft wird bemüht –, soll die Soziologie nicht bloß zum ebenbürtigen Partner der Kritik der politischen Ökonomie machen, sondern dient als Sprungbrett, von dem sich diese Wissenschaft emporschwingt in das Reich der potenteren Komparative. Denn ihr wird bescheinigt, sie sei effektiver, konkreter, menschlicher, weniger dogmatisch als der Marxismus, sie zeige die Vermittlung von der Basis zum Überbau, sie könne dazu verhelfen, gezielt die Momente, die Widerstand provozieren, zu ermitteln. – Im Konkurrenzkampf mit anderen Theorien verspricht die Rollentheorie so einen hohen Gebrauchswert, der allerdings auch wieder zurückgenommen wird: Man liest, daß sie allerdings das Verhältnis von Rolle und Macht noch nicht fassen kann, daß das Verhältnis von Rolle und Arbeit noch »ungeklärt« ist, ebenso das von Rollentheorie und Klassenanalyse, daß ganz »strittig« die Bedeutung der Rollenkatégorie für die Geschichte sei und daß an der Verelendung schließlich der Rollenbegriff »die Grenze seiner Möglichkeiten« finde.

Damit fällt so ziemlich die Basis weg, von der her zum Überbau vermittelt werden sollte, was aber für die Rollentheorie deshalb kein Problem sein kann, weil sie ihrer Anlage nach eine einfache Umkehrung von Basis und Überbau vollzieht, aus den Widerspiegelungen des bestimmten Seins im Bewußtsein rückschließt auf das allgemeine Sein der Menschen. Ziel der Rollentheorie ist es also, nicht so sehr die Mittel aufzudecken, die die Wirklichkeit verändern, sondern jene, welche die Interpretation dieser Wirklichkeit im Bewußtsein, die Erfahrung umgestalten.

Bei Dreitzel geschieht dies mit Hilfe einer Methode, die er Dialektik nennt. Dialektische Widersprüche sind für ihn nicht solcherart, daß ihnen als Zusammenhang widerstreitender Elemente die historisch vorwärtstreibende Kraft schon innewohnt und zur Lösung in einer neuen Form drängt, sondern genau umgekehrt versucht er die Gegensätze im Begriff der Rolle zu versöhnen und setzt so in dieser Versöhnung der Geschichte ein Ende. In der geschickten Balance zwischen Identität und Distanz (die für Dreitzel dialektisch ist) gelingt es dem Individuum in der Reflexion, der ästhetischen Betrachtung, die Widersprüche, die ohnehin in ihm selbst und nicht außer ihm waren, zur »Einheit« zu bringen.

Ein kurzer prüfender Blick in die Gesellschaft zeigt sogleich: je

niedriger in der Gesellschaftsskala man sich befindet, desto mehr Rollenidentität hat man, je höher, desto größer ist die Chance der Distanz. Aber die Zurücknahme des/der einzelnen aus der Gesellschaft in die reflektierende Distanz – die am ehesten wohl ein Produkt der von der materiellen Produktion getrennten (distanzierten) Geistesarbeiter wie etwa Professoren ist – ist notwendig, um gegen allzu aufdringliche, identitätsheischende Rollen zurückweisenden Widerstand zu leisten. Die Revolte, die so folgerichtig festgemacht ist in der interpretierenden Überzeugung (z.B. politischer oder religiöser Art), die ihre Kraft bezieht aus dem »Glauben«, löst sich auf in die abstrakte Negation, in den Entwurf von »Gegenrollen«.

Seine Folgerung ist, daß Widerstand entweder im Aufbau eines kulturevolutionären oder subkulturellen Gegenmilieus oder einer politischen Kampforganisation besteht. Der Schein des Revolutionären, der den Subkulturen anhaftet und sie für Dreitzel so vergleichbar werden ließ den politischen »Kampforganisationen«, schlägt in der Gleichsetzung auch den politischen Kampf mit dem Charakter des Scheins. Wo überhaupt ein kollektiver Sinn noch möglich ist, d.h. wo also der Schein der Rollenhaftigkeit abgeschüttelt wird, etwa in aktivem oder passivem Widerstand, im Streik, im politischen Kampf werden die Menschen bei Dreitzel in der Theorie noch einmal entwirklicht, indem er ihr Handeln als Rollenspiel vereinnahmt. Nicht die Wirklichkeit ist es, die die Kämpfenden sich zu eigen machen, das inhaltliche Engagement entfernt sie nicht von ihren Rollen, sondern sie entwerfen »Gegenrollen«.

Dieses Moment der Rückführung des politischen Kampfes auf ein Spiel von Rollen verweist auf den Status dieser Theorie. Eine Theorie, die wie die Rollentheorie auf die Analyse der Bedingungen verzichtet, unter denen die Menschen ihr Leben produzieren, die ausgeht von den einzelnen Phänomenen, muß einen Erklärungszusammenhang liefern, der sich als eine Konstruktion der Summe der Einzelphänomene einer bestimmten Gesellschaft mit dem Geltungsbereich für Gesellschaft schlechthin erweist. Die Wirklichkeit gibt den RollentheoretikerInnen in den Einzelphänomenen recht, und gerade darum muß Dreitzel die Vorstellung als Zumutung abwehren, auch die Wirklichkeit, die »Basis«, könne »auf dem Kopf stehen«, so für sich genommen sich als Schein erweisen. Ihr Vorgehen verurteilt diese Theorie dazu, innerhalb der gesteckten Grenzen jener Gesellschaft zu bleiben, aus deren Phänomenen sie ihre Legitimation bezog. Rollenhaftigkeit wird synonym mit Gesellschaftlichkeit. (Man lese z.B. solche Sätze wie diesen: »Nur in Gesellschaft kann

man gegen die Gesellschaft sein.« – als ob es darum ginge, gegen Gesellschaft schlechthin zu sein, oder aber das gesellschaftliche Wesen des Menschen zu negieren.)

Die Rollentheorie verliert nicht nur die Produktionsverhältnisse zugunsten der Intersubjektivität der Menschen aus den Augen. Durch die Zurücknahme der wirklichen Verhältnisse in die distanzierende Betrachtung des/der einzelnen werden gerade die zwischenmenschlichen Beziehungen, die immerhin noch den Anschein erwecken konnten, es gehe um die Vermittlung des Sozialen, aus der Untersuchung verbannt. Zurück bleibt schließlich nur der für sich seiende Mensch, dem sich die Wirklichkeit als Theaterstück darstellt und der sich als Voyeur zur Wirklichkeit und zu sich selber verhält.

Diese Theorie zielt, so sehr sie dies explizit verneinen mag, immer aufs isolierte Individuum. Das Kollektiv figuriert nur scheinbar als Summe isolierter einzelner (wie etwa Hippies). So ist nicht das Tun der Menschen sinnvoll, sondern die Einheit von Identität und Distanz im einzelnen. Entfremdung bezieht sich nicht auf bestimmte Produktionsverhältnisse, sondern auf das Verhältnis des Individuums zu seiner Rolle, ist also allgemeingesellschaftlich und kann durch den Erwerb der nötigen Distanz in jeder Gesellschaft aufgehoben werden. Niemals kommt die »dritte Sache« vor, wie sie etwa bei Brecht das Verhältnis oder auch die Rollen von Mutter und Sohn bestimmen konnte:

»Lob der Dritten Sache: Immerfort hört man, wie schnell
Die Mütter die Söhne verlieren, aber ich
Behielt meinen Sohn. Wie behielt ich ihn? Durch
Die Dritte Sache.
Er und ich waren zwei, aber die dritte
Gemeinsame Sache, gemeinsam betrieben war es, die
Uns einte.
Oftmals selber hörte ich Söhne
Mit ihren Eltern sprechen.
Wieviel besser war doch unser Gespräch.
Über die dritte Sache, die uns gemeinsam war
Vieler Menschen große, gemeinsame Sache!
Wie nahe waren wir uns, dieser Sache
Nahe! Wie gut waren wir uns, dieser
Guten Sache nahe!«

(Brecht, *Die Mutter*, Bd. V, S.89)

Ein Nutzen der Rollentheorie ist auch dieses: Wo sich die Errungenschaften der bürgerlichen Revolution, etwa Freiheit und Gleichheit,

als Illusion erwiesen, bietet Rollentheorie ein Mittel, die Probleme, die sich als Rollenhaftigkeit der Menschen darbieten, im Zeigen gleichzeitig zu verstellen. Der Bezug zur Wirklichkeit, den Rollentheorie in der Tat hat, und das, was im Rollenbegriff selber noch kritisch gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse herauslesbar wäre, werden auf zweierlei Weise unkenntlich gemacht. Zum einen wird das, was das Kapitalverhältnis (die profitlogische Weise zu produzieren) den Menschen antut, was zugleich den Wirklichkeitsaspekt bietet, auf den sich die Rollenmetapher anwenden ließe, zur Seinskonstante des vergesellschafteten Menschen erhoben. Indem so eine historisch spezifische Gestalt Ewigkeitsstatus erhält, wird damit zugleich der Status quo theoretisch verewigt, wird der Kapitalismus als höchste und letzte Gesellschaftsformation angegeben. Zum anderen benutzt Rollentheorie ihren in der Wirklichkeit verankerten Bezug als Legitimation, die Rollenmetapher beliebig und unendlich auf alle Funktionen, Seinslagen, Beziehungen und Handlungen der Menschen schlechthin auszudehnen – (Dreitzel spricht etwa von der Rolle des Unterdrückten, der Rolle des Streikenden und von Rolleninteressen) –, so daß am Ende nicht mehr auffindbar ist, ob die etikettierte Rollenhaftigkeit ihren Grund in der Wirklichkeit oder im Ansatz der Theorie hatte.

Aus der Tatsache, daß der Rollenbegriff als Metapher in der Alltagssprache verbreitet ist, bezieht Soziologie ihre Legitimation, die Rollentheorie als Erkenntnistheorie für die Wissenschaft von der Gesellschaft auszubauen. Die Alltäglichkeit des Begriffs verweist zugleich auf seinen Realitätsbezug, der der Rollentheorie ihre Verbreitung sichert und überhaupt erst die Möglichkeit gibt, zur Verfestigung der bestehenden Verhältnisse beizutragen. Wenn man den Begriff der Entfremdung nicht wie Dreitzel umbiegt zu einem Wort, das für einen Vorgang im Individuum benutzt wird – »Entfremdung von den Rollenidentitäten« –, sondern an seiner Bedeutung in der Kritik der politischen Ökonomie festhält, wird es möglich, sowohl die Phänomene ausfindig zu machen, die sich als Rollen beschreiben lassen, als auch eine Erklärung und mit ihr die Möglichkeit ihrer Veränderung zu liefern.

Entfremdung meint ganz allgemein, daß etwas dem Menschen Eigenes ihm als Fremdes gegenübertritt. Im Kapitalverhältnis erstreckt sich diese Verkehrung auf alle geistigen, schöpferischen und gesellschaftlichen Tätigkeiten der arbeitenden Menschen. Die Organisation der Arbeit, ihr Arrangement, die potenzierte Kraft, die aus der Zusammenarbeit entspringt, erscheinen als fremde Macht,

als Macht des Kapitals. Der Geist, der das gemeinsame technische Handeln der Individuen bestimmt, vollzieht sich durch ihre Handlungen und ist ihnen gleichwohl fremd, ist Geist des Kapitals. Die geronnene Form der Arbeit, die Maschinen, werden Kapitalmacht, erscheinen den arbeitenden Menschen als Kapital, das sich die lebendige Form der Arbeit unterordnet. Indem sie ihr Arbeitsvermögen entäußern, ist der Vollzug der Arbeit selbst immer schon nichts weiter als Bereicherung und Stärkung des Kapitals. Ihr Tun, ihre Arbeit nützt nicht ihnen, sondern vergrößert die sie beherrschende Macht. Da so das Gesellschaftliche in Wirklichkeit organisiert ist durch das Kapital und nicht durch die vergesellschafteten Menschen selbst, werden ihre sozialen Beziehungen dies Verhältnis auf eine Weise widerspiegeln, die als Rollenspiel zu bezeichnen nicht ganz abwegig zu sein scheint.

In diesem Zusammenhang mag auch einleuchten, daß die von Dreitzel in Anlehnung an Max Weber konstatierte Zunahme an rationalem Handeln, ökonomischem Einsatz von Mitteln zu einem bestimmten Zweck, nicht so sehr mit den Lohnarbeitern zu tun hat, sondern die Kapitaleigner meint. Gerade daß Rationalität als bestimmende Komponente für die Lohnarbeit nicht in Frage kommt, verweist ein weiteres Mal auf die entfremdete Form der Arbeit im Kapitalismus, die die Metapher der Rolle herausfordert.

Wenn man davon ausgeht, daß die Menschen sich in der Arbeit verwirklichen, also in ihrem Tun, und andererseits sich der Eindruck aufdrängt, als ob die Menschen wenig mit dem zu tun hätten, was sie tun, ließe sich dieser Zustand des inneren Unbeteiligtseins als Rollenspiel bezeichnen (Arbeit als Rolle). Der Fortschritt der Gleichgültigkeit der verschiedenen Arbeiten, den die kapitalistische Industrialisierung schuf als Bedingung für die Aufhebung der Fesseln, mit denen die einzelnen an besondere Arbeitsarten lebenslang geschmiedet waren, bringt – ebenso wie die Vergesellschaftung der Arbeit unter der Bedingung privater Aneignung – zugleich Nachteile für die Produzenten. Die Gleichgültigkeit der Arbeiten meint einerseits die Aufhebung von Unterschieden, die sich aus dem Charakter der Arbeiten ergeben – jede Arbeit gilt gleich und ist so Voraussetzung für die Gleichheit als auch Vorbedingung für die Entfaltung des Menschen. Unter der Beibehaltung von Herrschaft und Knechtschaft unter dem Mantel der Gleichheit muß die Gleichgültigkeit der Arbeit pervertiert werden zu dem, was Gleichgültigkeit gegenüber der Arbeit heute meint. Die Vereinseitigung des Begriffs spiegelt das Schicksal der arbeitenden Menschen. Eine Bedingung für die

Freiheit gerät zu einer anderen Form der Unfreiheit. Unter dem äußeren Verhältnis des Kollektiven, Gemeinschaftlichen, Gesellschaftlichen, das durch Arbeit hergestellt wird, bleiben die Arbeitenden selbst dennoch privat, vereinzelt, isoliert. Dieser Widerspruch äußert sich als Nicht-Beteiligung der Menschen an ihrem wirklichen Tun. Sie verhalten sich wie RollenspielerInnen, die mal in diese, mal in jene Rolle, allerdings gezwungenermaßen, schlüpfen, um irgendwann zu ihrem »wirklichen Menschsein« zurückzukehren.

So ist gerade das von Dreitzel zum Beleg für die dem Menschen konstitutive Rollenhaftigkeit angeführte Marx-Zitat³⁵, daß der Mensch »außer der Arbeit bei sich und in der Arbeit außer sich« sei, Beweis für die Notwendigkeit der Aufhebung der Rollenhaftigkeit. Marx zeigt an dieser Stelle, daß der Mensch (und mit Mensch meint er hier allein den Arbeiter), seiner Verwirklichung durch das Kapitalverhältnis in der Arbeit beraubt, sein Menschsein, das er doch nur in der Arbeit, außer ihr in einem »Freiraum«, allerdings vergeblich und darum um so rastloser, sucht. An der angeführten Stelle heißt es bei Marx für die Rollentheorie völlig unverdaulich weiter: »Es kömmt daher zu dem Resultat, daß der Mensch (der Arbeiter) nur mehr in seinen tierischen Funktionen, Essen, Trinken und Zeugen, höchstens noch Wohnung, Schmuck etc., sich als freitätig fühlt und in seinen menschlichen Funktionen nur mehr als Tier. Das Tierische wird das Menschliche und das Menschliche das Tierische.«

Die Suche nach Verwirklichung in der Freizeit macht sich »Unterhaltungskapital« durch zunehmende Subsumtion dieser Sphäre unter seine Verwertungsinteressen zunutze. Den RollentheoretikerInnen, denen alle sozialen Verhaltensweisen gleich sind, eins kann für das andere stehen, erscheint dieser Vorgang als eine Zunahme von Rollen im Rollenhaushalt. Nicht als Lohnarbeiter versucht etwa der Mensch wirklich zu werden in außerhalb der Arbeit liegenden Bereichen, sondern neben der Rolle des Lohnarbeiters hat er z.B. noch die des Familienvaters, des Radiobastlers, des Briefmarkensammlers, des Fernsehers und beliebig so weiter. – Da der Kapitalismus in seiner Epoche zugleich Träger des gesellschaftlichen Fortschritts ist, erscheint die Zunahme von Rollen entweder als der Fluch der Vergesellschaftung schlechthin (wie z.B. Dahrendorf) oder aber wie Dreitzel als die Gestalt des Fortschritts selber.

35 Das Zitat ist nicht, wie Dreitzel fälschlich angibt, aus der *Deutschen Ideologie*, sondern aus den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* (1844): Die entfremdete Arbeit, MEW, Ergänzungsband, I. Teil, S.514f.

Weil die Entwirklichung der Menschen so von Dreitzel, wo sie von der Reflexion begleitet ist, als Seinskonstante für den glücklichen Menschen hochstilisiert wird, müssen die Taten der solcherart Einverstandenen dementsprechend folgenlos für eine wirkliche Veränderung der Gesellschaft sein. Antiautoritäre Modelle unter den Bedingungen der Herrschaft, Subkulturen und kulturrevolutionäre Bewegungen werden die Gesellschaft im Prinzip so lassen wie sie ist. Die Rollenhaftigkeit der Menschen bleibt als Untersuchungsfeld für Soziologen. Der Widerstand ist kanalisiert, die Soziologie könnte ein übriges tun und die Bedingungen für solche Kanalisation zur gezielten Anwendung ausfindig machen.

Daß Rollentheorie ihren Aufschwung nahm mit dem Beginn der technisch-wissenschaftlichen Revolution, bedürfte der zusätzlichen Erklärung. Die geforderte größere Flexibilität der Produzenten, begleitet von einer höheren Qualifizierung könnte die arbeitende Klasse vielleicht in größerem Ausmaß befähigen, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu durchschauen und damit ihre Veränderung voranzutreiben. Neue Herrschaftstechniken wären erforderlich, um den Status quo zu erhalten. Gelänge es, das mit den neuen Fähigkeiten erworbene Mehr an Einsicht in die Verhältnisse umzubiegen in die folgenlose Reflexion der Rollendistanz, wäre dieser Gefahr begegnet.

Das Glück, das die Menschen erführen, wäre frei vom Stachel der Erkenntnis; die Unzufriedenheit schwände und mit ihr die Hoffnung; Blindheit würde sie davor bewahren, das Falsche sehen zu müssen.

Rollentheorie in der DDR³⁶

In den staats-sozialistischen Ländern gab es lange eine heftige Diskussion um die Brauchbarkeit von Methoden und Kategorien, die in den westlichen (bürgerlichen) Wissenschaften entwickelt wurden. Gerade in den der Empirie zugehörigen Bereichen schien der instrumentelle Charakter wissenschaftlicher Verfahren auf eine Weise zu überwiegen, daß es – wie anderes Handwerkszeug – zu verschiedenen Zwecken brauchbar, für auswechselbare Inhalte und Ziele nutzbar gemacht werden konnte.³⁷

Ohne eine Verallgemeinerung auf andere Kategorien oder gar Methoden einschließen zu wollen, lassen doch die in diesem Buch vorgelegten Analysen zum Rollenbegriff, über die Hintergründe für die Existenz der Rollenkatgorie, sowie die Aussagen über ihr Leistungsvermögen den Schluß zu, daß die Verwendung dieses Begriffs für das Tun und Verhalten von Menschen nicht folgenlos ist, daß der »Mensch als Rollenspieler« oder »Rollenträger« nur Wirklichkeit hat in bestimmten Gesellschaftsformationen, daß die Rollenmetapher selber keine wissenschaftliche Kategorie sein kann und also für einen sich als wissenschaftlich verstehenden Marxismus unbrauchbar ist.

Um so mehr Beachtung müssen die von AutorInnen aus der DDR unternommenen Bemühungen finden, die Rollenkatgorie auf »marxistisch-leninistischer Grundlage« für Soziologie und Sozialpsychologie verwendbar zu machen.

Der Titel des 1971 erschienenen Buches von Gisela Vorweg »Führungsfunktion in sozialpsychologischer Sicht. Theoretisches Modell und empirische Analysen zur Rolle des sozialistischen Leiters und des Führungskollektivs« verweist unmittelbar auf zwei Besonderheiten, die allerdings nicht bloß dem Titel selbst anhaften, sondern grundlegend sind für das ganze Buch. Zum einen scheint es auf den ersten Blick, als ob hier eine Kritik am Rollenkonzept überflüssig sei, da doch von »Rolle« im üblichen spezifischen Sinn gar nicht die Rede ist, sondern etwa von Aufgabe, Funktion oder Bedeutung, so

³⁶ Zuerst veröffentlicht in: Das Argument 74, 14. Jg. 1972.

³⁷ Vgl. etwa meine sieben Jahre nach der Erstveröffentlichung dieser rollenkritischen Arbeit geschriebene Auseinandersetzung um die empirischen Methoden in DDR- und in kritischer westlicher Wissenschaft. (Haug, F., 1978)

wie man auch von der Rolle der Erziehung oder der Kunst und vieler anderer Bereiche in einem angegebenen Kontext sprechen könnte.

Zum anderen scheint es möglich, daß Vorweg die Äquivokation, den Gleichklang verschiedener Begriffe zur Vermischung der Bedeutungen benutzt.

Die Problemstellung, die sich die Autorin gibt, stellt zunächst Eindeutigkeit her. Es soll in der Tat eine »marxistisch-leninistische Rollentheorie« begründet werden.

»Bisher liegt in der Sozialpsychologie keine ausgearbeitete und begründete marxistisch-leninistische Rollentheorie vor. Es waren also zwei Problemkreise zu untersuchen. a) Die Rollentheorie muß theoretisch fundiert werden. Dabei kommt es darauf an, ausgehend von den Gesetzmäßigkeiten des Marxismus-Leninismus, eine eindeutige Bestimmung des gesellschaftlichen Phänomens 'Rolle' zu geben. Es sind die gesetzmäßigen Zusammenhänge mit anderen gesellschaftlichen Erscheinungen aufzudecken. b) Auf der Grundlage der theoretischen Erörterungen, die mehr hypothetischen Charakter tragen, sollen am Beispiel der Rolle des sozialistischen Leiters die gesetzmäßigen Zusammenhänge nachgewiesen werden.« (op. cit., S.11)

Der historische Exkurs stiftet den bekannten Zusammenhang zum »Rollenspiel« und der »Bühne des Lebens«. Jedoch wird dieser Bezug zwar global mit der antiken Klassengesellschaft in Verbindung gebracht, mit dem Abschied von der Antike aber wird ebenso Abschied genommen vom metaphorischen Gehalt, der der Rollen-kategorie innewohnt. Von der Umgangssprache ausgehend werden Wendungen, in denen das Wort »Rolle« vorkommt, gesammelt, nach Typen klassifiziert und als Bedeutungsfelder für den Begriff angegeben.

»Ebenso wie später der Begriff 'persona' seinen ursprünglichen Inhalt mehr oder weniger verlor, erfuhr der Rollenbegriff eine Abtrennung vom Theatergeschehen. In unserem Sprachgebiet ist er zu einer Kategorie verschiedener Wissenschaften und des Alltags geworden:

- a) Nur noch als Kategorie der Kunst im Sinne des Spielens einer anderen Person hat er Beziehungen zum Theaterwesen. Er wird weiterhin gebraucht;
- b) als ökonomische Kategorie im Sinne der Funktion bestimmter Sachverhalte;
- c) als historische und damit auch soziologische Kategorie im Sinne der Funktion großer Persönlichkeiten;

- d) als soziologische und damit auch historische Kategorie im Sinne der Funktion bestimmten Klassen und Schichten;
- e) als sozialpsychologische Kategorie im Sinne der Funktion der Persönlichkeit;
- f) als philosophische Kategorie im Sinne der allgemeinen Funktion oder Bedeutung bestimmter Erscheinungen der objektiven Realität.« (op. cit., S.15)

Diese Aufzählung, die einerseits unvollständig, da der tatsächlich vorfindliche Gebrauch von Rolle im Sinne der Rollenhaftigkeit ausgelassen ist, zum anderen überspezialisiert ist, da im Grunde genommen immer die gleichartige Verwendung des Begriffs in verschiedenen Wissenschaften angezielt ist, hat Schlüsselfunktion für das weitere Vorgehen der Autorin. Sie wird zur Grundlage für die Verankerung der Rollentheorie im »Marxismus-Leninismus«. Der eigentliche Bezug des Rollenbegriffs zum Theaterwesen, den er in der Rollentheorie niemals ganz abstreift, die Unterstellung nämlich, daß der Mensch in Gesellschaft, als soziales Wesen, etwas von außen an ihn Herangetragenem verkörpern muß, wird zunächst ausgelassen bzw. auf das Schauspielen als Beruf zurückgenommen. Von da wird in einem großen Satz zu Verwendungen des Wortes »Rolle« hinübergesprungen, die sämtlich der Begründung einer eigenen Rollentheorie widerstehen. Ebensogut könnte man eine »Aufgabentheorie«, eine »Bedeutungstheorie«, eine »Funktionstheorie«, eine »Stellungstheorie«, kurz, eine Theorie sämtlicher an Stelle des Wortes Rolle in dieser Bedeutung möglicher Synonyme aufstellen. Denn es geht in den angegebenen Beispielen ja nicht um den Rollencharakter der jeweils gemeinten Bezüge, sondern immer um die Dinge, Personen, Sachverhalte selber bzw. ihre Bedeutung, Stellung und Funktion im bestimmbareren Zusammenhang. Auf gleiche Weise könnte man die Notwendigkeit z.B. einer psychologischen Charakteranalyse mit der Verwendung des Wortes Charakter als Synonym für Art oder Gehalt in Aussagen wie etwa »der instrumentelle Charakter der Methoden« oder »der städtebauliche Charakter« begründen. Belegende Beispiele für die Verwendung des Wortes »Rolle« eben nicht im Sinne der Rollenhaftigkeit, die zur Begründung einer Rollentheorie erhalten müssen, finden sich in dem Buch zuhauf. Da ist die Rede von der »führenden Rolle der Arbeiterklasse« (op. cit., S.19) (eine Wendung, die wegen ihrer hohen politischen Bedeutung besondere Stützfunktion für eine Rollentheorie haben soll), von der »spezifischen Rolle der Werktätigen« (ebd.), von der »Rolle des Menschen« (op. cit., S.48), der »Rolle der Führungsfunktion« (op. cit., S.50), der

»führenden Rolle der Partei« (op. cit., S.130), der »Rolle des subjektiven Faktors« (op. cit., S.175) usw.

Es ist einleuchtend, daß solche Verwendungen des Rollenbegriffs keine »Rollentheorie«, sondern jeweils theoretische Analysen der mit dem Rollenbegriff im Zusammenhang genannten Sachverhalte zulassen – wie etwa ein Buch über die Rolle der Produktivkräfte in der Geschichte von den Produktivkräften und nicht von deren Rollenhaftigkeit handelt –, so daß die angeführten Belegstellen für die Begründung einer marxistisch-leninistischen Rollentheorie höchstens humoristisch zu lesen sind.

Wesentlicher aber ist die Frage, wie der von der Autorin so fragwürdig begründete Rollenbegriff im Fortgang ihrer Analyse aussieht, welchen Bedeutungszusammenhang er treffen soll oder umgekehrt, ob in der Frage nach der »Rolle des sozialistischen Leiters« nur das für eine eigene Rollentheorie nicht belangvolle Problem der Stellung und Funktion des Leiters im Produktionsprozeß behandelt wird. In diesem Fall wäre für eine kritische Auseinandersetzung mit der Kategorie der Rolle wenig mehr zu tun, als darauf hinzuweisen, daß der Anspruch, eine Rollentheorie zu begründen, nicht eingelöst wurde, daß der Rollenbegriff selbst für die Analyse keine eigene Aussagekraft hatte. Das Buch könnte, gekürzt um die Bemühung der rollentheoretischen Verankerung als Untersuchung zum Problem der sozialistischen Leitung gelesen werden.

Die Aufwendigkeit aber, mit der die Autorin mit Marx-Zitaten und mittels Parteitagebeschlüssen, in denen von der Rolle der Partei die Rede ist, die Legitimität der Rollenkatgorie für den Sozialismus zu beweisen sucht, und die gleichzeitige Hilflosigkeit wie Unsinnigkeit der Beweisführung selber lassen vermuten, daß hier mit dem Mittel der Äquivokation, mit einem quid pro quo die Verwendung des Rollenbegriffs im Sinne der Rollenhaftigkeit ernsthaft angezielt ist.

Für die »Einsicht in das Wesen« der »Rolle«, für die Begründung der Rollentheorie im Marxismus wird Marx als wesentlicher Kronzeuge aufgerufen.

Die Wirkungen des Verhältnisses von Lohnarbeit und Kapital auf die handelnden Menschen und ihr Bewußtsein werden von Marx einerseits als »Versachlichung von Personen« und als »Entfremdung« auf seiten der Produzenten, andererseits als »Personifikation von Sachen« und als »ökonomische Charaktermasken« auf seiten der Aneigner, der Kapitalisten beschrieben. Vorweg nennt zum einen die Funktion der spezialisierten Teilarbeiter innerhalb der gesellschaftlichen Gesamtarbeit »deren Rolle«, um dann fortfahrend als

belegendes Beispiel den Kapitalisten als personifiziertes Kapital für den gleichen Rollenbegriff zu benutzen.

»Es kann hier nicht die Aufgabe sein, die Darlegungen von Marx über die Rolle des Geldes zu referieren, vielmehr interessiert uns, was er zur Rolle bestimmter Personen oder besser Personengruppen zu sagen hat. Im Band III des »Kapital« (1964, S.399f.) zeigt er, daß deren Rolle durch die Funktion in der kombinierten gesellschaftlichen Arbeit bestimmt ist. So läßt z.B. die »rastlose Bewegung des Gewinns« den Kapitalisten »funktionieren«. »Seine Person (...) ist der Ausgangspunkt und der Rückkehrpunkt des Geldes. Der objektive Inhalt jener Zirkulation – die Verwertung des Werts – ist sein subjektiver Zweck, und nur soweit wachsende Aneignung des abstrakten Reichtums das allein treibende Motiv seiner Operationen, funktioniert er als Kapitalist oder personifiziertes, mit Willen und Bewußtsein begabtes Kapital.« (op. cit., S.16)

Das Gleichmacherische des Rollenbegriffs wird hier auf besonders abenteuerliche Weise eigens hergestellt. Durch Vermischung und Wechseln der Standpunkte – ein Verfahren, vor dem Marx im »Kapital«, das Quelle für die hier von Vorweg vorgenommene Rollenbestimmung ist, eindringlich gewarnt hat – wird versucht, »näher an das allgemeine Wesen der 'Rolle' heranzukommen«. Einmal ist Ausgangspunkt der Betrachtung das Kapital selbst als Subjekt, das durch Menschen (die Kapitalisten) hindurch »handelt«, ihnen als Klasse ihren historischen Stellenwert verleiht. Zum anderen ist Ausgangspunkt die gesellschaftliche Gesamtarbeit, bei der die Aufgaben der Einzelarbeiter innerhalb des Ganzen als Rolle zu bezeichnen zwar möglich scheint, das Wort dann aber wieder nur auf dem Wege der Äquivokation mit dem metaphorischen Gehalt des Rollenbegriffs identifizierbar ist. Bei der Bestimmung der Rolle des Kapitalisten erfolgt unversehens eine erste Annäherung an den bürgerlichen Rollenbegriff und wird die in der ersten Aufzählung genannte Verwendung des Wortes Rolle überschritten. Nicht die Rolle der Kapitalisten etwa als Promoventen des Fortschritts in einer bestimmten Epoche steht jetzt zur Diskussion, sondern die Bestimmung ihres Handelns durch von außen einwirkende Gesetze, Kapitalgesetze. So schlußfolgert Vorweg, daß »Rolle als eine Funktion im Sinne der Abhängigkeit aufgefaßt wird« (op. cit., S.17).

Abgesehen davon, daß Marx für den geschilderten Zusammenhang den Begriff der »Personifikation von Sachen« verwandte und eben nicht den der Rolle, erscheint es mehr als fragwürdig, Sachverhalte, die typisch dem Kapitalismus eigen, wie »Versachlichung von

Personen« oder »Personifikation von Sachen«, deren Aufhebung Sozialismus anzielte, grundlegend für eben solchen »Sozialismus« gebrauchen zu wollen. So kann auch der von Marx geschilderte, von Vorweg wiederum als Beweis für die Legitimität der Rollentheorie in der DDR angeführte Tatbestand, daß im kapitalistischen Produktionsprozeß die Arbeit der Oberaufsicht und Leitung einerseits produktive Funktion, entsprungen aus der gesellschaftlichen Gesamtarbeit, andererseits Aufsicht über Ausbeutung, Kapitalfunktion ist, in keiner Weise als Bestimmung für die Leitung im sozialistischen Produktionsprozeß herhalten, auch dann nicht, wenn Hodgskin, den Marx hier wiedergibt, im angeführten Zitat einmal das Wort »Rolle« synonym für das Wort »Hinsicht« gebraucht. (»Meister sind ebenso gut Arbeiter wie ihre Gesellen. In dieser Rolle ist ihr Interesse genau dasselbe wie das ihrer Leute. Aber sie sind außerdem entweder Kapitalisten oder Agenten der Kapitalisten, und in dieser Hinsicht ist ihr Interesse entschieden entgegengesetzt dem Interesse der Arbeiter.«) (Hodgskin: *Labour defended against the Claims of Capital* etc., London 1825, zit. nach Karl Marx: *Das Kapital*, Dritter Band, Berlin [DDR] 1964, S.402)

Gerade die Widersprüchlichkeit, die dem Produktionsprozeß im Kapitalismus als Arbeits- und zugleich Verwertungsprozeß eignet, wird von Vorweg für die Ableitung der Rollentheorie bemüht, wenn sie das Phänomen »Rolle« einmal aus der Arbeitsteilung, zum anderen aus der Tatsache herleitet, daß etwa der Leiter bei Marx zusätzlich zu den aus Arbeitsteilung und Kooperation entsprungenen sachlich erforderten Koordinationsaufgaben ein daneben bestehendes und eigens meßbares Verhalten und Handeln an den Tag legt, nämlich die Aufsicht über Ausbeutung.

Der allmählichen Annäherung an den bürgerlichen Rollenbegriff geht eine Distanzierung voraus. Hier korrespondiert die Fragwürdigkeit der Absicherung der Rollenkategorie im Marxismus der Oberflächlichkeit der Auseinandersetzung mit dem bürgerlichen Rollenbegriff. Er wird kurzerhand als »subjektiv-idealistisch« bezeichnet. Abgesehen von der plakativen Form dieser Aussage, die Erkenntnis eher verdeckt als befördert und die zudem nicht einmal durchgängig zutrifft, dürfte eine solche Einschätzung, gemessen am Leistungsvermögen der Rollentheorie, auf schädliche Weise verharmsosend sein. Kritisiert wird ferner, daß die Ableitung der »Rollen« nicht aus den jeweiligen Funktionen geleistet werde, ein Vorwurf, der viele bürgerliche RollentheoretikerInnen nicht nur nicht trifft (so etwa nicht Simmel, Parsons, Mayntz u.a.), sondern dem

durch eine strukturell-funktionale Analyse der Arbeitsteilung zu entgehen – vergleichbar den Theorien über Industriegesellschaft –, darüber hinaus die Unterschiede in den Produktionsweisen vollends verfehlen würde. So nimmt es nicht weiter wunder, daß Heinz Gronau, ein im Dienste der innerbetrieblichen Konfliktbereinigung im Kapitalismus arbeitender Soziologe (Vgl. das Kap. III, 3 *Der Aspekt der sozialen Kontrolle*, in diesem Buch), für die Autorin einer der fortschrittlichsten der bürgerlichen Theoretiker zu sein scheint, nahezu als Vorbild eines Rollenanalytikers begriffen wird.

Bei der Bestimmung der »marxistisch-leninistischen« Rollentheorie wird einfach konstatiert, daß es erst im Sozialismus, auf der Grundlage einer »einheitlichen wissenschaftlichen Weltanschauung« von einem »eindeutigen Standpunkt aus« (als ob es dem Kapital und seinen Vertretern an Eindeutigkeit des Standpunkts mangle!) möglich sei, eine fundierte »neue Theorie der Rolle zu entwickeln« (Vorwerg, op. cit., S.33), um im Fortgang den bürgerlichen Rollenbegriff mit seinen wesentlichen Implikationen zu übernehmen. Da ist die Rede vom »Rollenträger«, der »Rollen übernimmt«; seine »Rollen-gestaltung hat objektive Grenzen«; von »Normen oder Erwartungen« seitens der Gesellschaft, die »nicht immer bewußt« über »Erfolgs-erlebnisse« als »Systemanpassung« »integriert« werden (op. cit., S.125); man erfährt vom »Ansehen«, von der Position des »Rollenträgers«, vom »Rollenverhalten«, vom »Rollenbild« (op. cit., S.34ff.), von der »Rolle des Lehrers«, die ein »Hochschulabsolvent übernimmt«, der »Rolle des Parteisekretärs«, von der »Rolle (die) der Wissenschaftler in unserer sozialistischen Gesellschaft zu spielen hat« (op. cit., S.22), von der »Rolle als sozialistischer Eigentümer, Produzent und Konsument«, von »Altersrollen«, »Geschlechtsrollen« und »Berufsrollen«.

Der wichtige Unterschied zwischen der Frage etwa nach der Rolle der Geschlechter in einem angebbaren Zusammenhang und Geschlechterrollen überhaupt ist ausgelöscht, bzw. wird die erste Bestimmung, nachdem sie zur Absicherung ausgedient hat, fallengelassen zugunsten der zweiten. So ist auch die Frage nach der »Frauenrolle« nicht zu beantworten und gleichzusetzen mit der Rolle der Frau in der Geschichte, mit der sie zwar etwas zu tun hat, bei der jedoch die Gleichsetzung den Verzicht auf grundsätzliche Veränderung bedeutet. Versperrt ist damit die Möglichkeit etwa das Problem der Frauen in einer Gesellschaft am Grad der Emanzipation des Menschen zu überprüfen. Die Einsperrung des je besonderen Seins und Verhaltens in eine Rolle läßt bestenfalls Verbesserungen des

jeweils Spezifischen zu ohne Berücksichtigung des Allgemeinen. Die Entwicklung des allgemeinen Bewußtseins, die Einsicht in die gesamtgesellschaftliche Bewegung werden ersetzt durch einen Rollenplan, aufgestellt von irgendeinem höheren Prinzip; Gesellschaft funktioniert jetzt nicht über das einsichtige tätige Miteinander der Menschen, sondern – weit bequemer – über angepaßtes Verhalten.

Erscheint es einerseits nur als überflüssige Verdoppelung, die mit der Arbeitsteilung einhergehende Verschiedenheit der Aufgaben innerhalb der gesellschaftlichen Gesamtarbeit, die Stellung und Funktion der jeweiligen Mitarbeiter und ihr daraus resultierendes Verhalten als Rolle zu bezeichnen, wirkt andererseits ein solches Zusammenbinden von Beruf, Erwartung, Normen und Verhalten im Begriff der Rolle, die man übernimmt und auch fallenlassen kann zugunsten einer anderen, wie ein Komplott gegen eingreifendes Denken. Es ist verständlich, daß nicht alle Bedingungen, die die Spaltung der Menschen in »gesellschaftliche« und »private« nach sich zogen und die der Rollenmetapher Wirklichkeit verliehen, mit der Vergesellschaftung der Produktionsmittel auf einen Schlag und restlos abgebaut werden können. Die Bestimmung der Gesellschaftsmitglieder aber als ein Bündel von Menschen mit »interiorisierten Rollen« (op. cit., S.49) bedeutet letztlich den Verzicht auf die mit Sozialismus ursprünglich angezielte Veränderung. Denn notwendig werden nun Übergangsphänomene, unter der Sicht des Rollenhandelns und -verhaltens beobachtet und dargestellt, der Einsicht in die Veränderbarkeit entzogen. Ansatzpunkte für Fortschritt können nicht mehr ins Blickfeld rücken, die Affirmation bestehender Verhaltensweisen überwiegt die Veränderung, die allenfalls noch als Verbesserung der Besonderheiten, unter die dann das Allgemeine als Spezialistenrolle einzuordnen wäre, zu denken sind.

Die Analyse der »Rolle des sozialistischen Leiters« ist exemplarisch für die diversen Schwierigkeiten, die die Verwendung des Rollenbegriffs mit sich bringen muß. Die Dichotomie zwischen Mensch und Gesellschaft, die die Rollenkategorie unterstellt, und die mit den Begriffen Erwartung und Norm einerseits und Rollenhandeln und -verhalten andererseits notwendig gemeint ist, durchzieht die gesamte Analyse.

Unter den Bedingungen der technisch-wissenschaftlichen Revolution ist nicht nur von der Produktion selbst her die Basis für die bessere Entfaltung der Produzenten gegeben, sondern zugleich damit werden höhere Anforderungen an sie gestellt. Ein entwickeltes

gesellschaftliches Bewußtsein, andersartige soziale Bedingungen sind sowohl Voraussetzung wie Folge der unabdingbar gewordenen kollektiven Produktionsweise. Damit erwachsen für die Leitung der Produktionskollektive schwierige Aufgaben; um sie zu lösen, muß sie wissenschaftlich werden. Wissenschaftliche Leitung in einem Prozeß beinhaltet Vorausschau und Analyse der nächsten Schritte und die Kenntnis jener Faktoren, die im Kollektiv der Weiterentwicklung entgegenstehen, und umgekehrt derjenigen, die sie vorantreiben, heißt vor allem bewußte Vertretung des allgemeinen gesellschaftlichen Standpunkts.³⁸ Aus umfangreichen Untersuchungen in Betrieben der DDR (referiert in Rudi Weidig, 1969) ging hervor, daß die Kollektive mit der höchsten Effektivität und Produktivität zugleich diejenigen mit den höchstentwickelten sozialen Beziehungen waren. Sie zeichneten sich aus durch ein hohes »sozialistisches Bewußtsein«, hohe Qualifikation und einen hohen Grad an politischer Organisiertheit. Da die Entwicklung des Menschen zwar von seinem praktischen Handeln abhängt, gleichwohl aber zum entwickelten Handeln schon eine gewisse Entwicklung des Bewußtseins gehört, kommt neben dem Kollektiv selbst dem Leiter die Aufgabe zu, nach wissenschaftlichen Kriterien die Voraussetzungen für die praktisch zu bewältigenden Aufgaben zu beeinflussen. Nach Weidig sind die ermittelten Hauptbedingungen: kontinuierliche Information, kollektive Vorbereitung der Planentscheidung, Anregung zur Qualifizierung und politischen Organisation, daneben personelle Umsetzungen in den Kollektiven und Zuweisung von Aufgaben nach den Fähigkeiten.

Die Entfaltung der schöpferischen Kräfte der Menschen und damit auch ihrer sozialen Beziehungen und ihres Bewußtseins ist nicht nur abhängig von ihrer konkreten Tätigkeit, sondern zugleich die vollendete Ökonomie und nicht, wie Vorweg meint, ein neben dem ökonomischen Geschehen herlaufendes »mitmenschliches« Geschehen.

Ein Ausspruch von Walter Ulbricht, der feststellt, daß Kooperation im Sozialismus kein technischer Begriff sei, sondern die Beziehungen zwischen den Menschen, »die sich gemeinsame Aufgaben gestellt haben« berühre, wird von Vorweg dahingehend gedeutet,

³⁸ Zur Frage des Standpunkts in der Wissenschaft findet sich eine grundsätzliche Analyse in: W.F. Haug, Die Bedeutung von Standpunkt und sozialistischer Perspektive für die Kritik der politischen Ökonomie von Karl Marx, Habilitationsvortrag an der FU-Berlin, 1972, veröffentlicht in: Das Argument 74, 14. Jg. 1972

daß »Kooperation und Führung (...) bei uns also nicht nur auf das sachliche Geschehen, auf den ökonomischen Prozeß, sondern in erster Linie auf den Menschen ausgerichtet« (op. cit., S.53) sei, folglich heiße »Leitung in erster Linie immer Menschenführung« (ebd.). Die scheinbar geringe Umnuancierung ist schwerwiegend. Nicht mehr aus der Arbeit entwickeln sich die sozialen Beziehungen, sinnvolles Tun als Grundlage für die Entwicklung, Entfaltung und Befreiung des Menschen steht nicht mehr im Mittelpunkt, sondern einerseits gibt es den Menschen an sich, auf der anderen Seite »das sachliche Geschehen«, den »ökonomischen Prozeß«. So steht die Arbeit dem Menschen unveränderbar gegenüber, seine Entwicklung vollzieht sich nach »Norm-« und »Sollbildern«, ist demnach lediglich eine Frage des Bewußtseins. Die Entwicklung und Veränderung des Menschen, seine Kommunikationsformen, seines Bewußtseins und Verhaltens aus der Art seiner Tätigkeit, deren Organisation und Effektivität, sind weitgehend vergessen zugunsten der Aufteilung der Produktion in Menschen und Sachen, die bei Vorwerg ihre Entsprechung findet in der Aufteilung der Leitungstätigkeit in mitmenschliche und sachliche Aufgaben. Auf einem Koordinatensystem werden »mitmenschliche Kooperationsfähigkeit« und »sachliche Kooperationsfähigkeit« anteilmäßig festgehalten, um danach festzustellen, welche Personen die meisten »mitmenschlichen«, welche mehr »sachliche« Fähigkeiten in ihrer »Rolle« vereinen.

»Wenn man also die beiden Verhaltensdimensionen 'mitmenschliche' und 'sachliche Kooperationsfähigkeit' als bestimmende Faktoren für die Gestaltung des Leiterverhaltens ansieht, so haben wir die Möglichkeit, mit der Ermittlung ihres Ausprägungsgrades beim einzelnen Leiter Aussagen über seinen Führungsstil, d.h. über seine Verfügbarkeit über die verschiedenen Führungstechniken zu machen. Man kann dann (...) die beiden Dimensionen als zwei Koordinaten ansehen. Mit der Lage des einzelnen Leiters in diesem Koordinatensystem wird gleichzeitig auch seine Art zu leiten, sein Führungsstil, charakterisierbar.« (op. cit., S.119)

Das Auffinden und die Aneinanderreihung »mitmenschlicher Techniken« als »Führungsstil« unabhängig von der Aufgabenstellung führt mit hoher Wahrscheinlichkeit zur Beliebigkeit der einzelnen Merkmale wie auch zur Fixierung an die bloße Form. Weidig sagt dazu:

»Es genügt folglich nicht, wie es in der soziologischen und sozialpsychologischen Literatur noch oftmals geschieht, ein Kollektiv schlechthin durch solche der sozialen Qualität nach indifferenten

Merkmale zu charakterisieren wie 'besonders enger Zusammenhalt der Mitglieder', 'Übereinstimmung der individuellen und Gruppenziele', 'gemeinsame Tätigkeit' usw. Solche allgemeinen und formalen Merkmale dürfen nicht von ihrem qualitativ sozialen und ideologischen Gehalt losgelöst und isoliert werden.³⁹ Ein Kollektiv ist gegenüber der Gruppe weniger durch quantitative Charakteristika, z.B. durch ein Mehr an sozialen Beziehungen, durch ein Mehr an Aktivitäten, Identifikationen usw., sondern vor allem durch wesentliche qualitative, inhaltliche Momente gekennzeichnet. So ist es für die Einschätzung des Entwicklungsniveaus und des Leistungsniveaus einer Produktionsbrigade zunächst nebensächlich, welche Intensität an Beziehungen in dieser Brigade realisiert ist, wieviel Aktivitäten von ihr ausgehen, welche Anzahl von Aufgaben übernommen wurde. Es kommt vielmehr darauf an, welche soziale und ideologische Qualität in den Beziehungen, Aktivitäten, Aufgaben, Zielen, Normen usw. angestrebt und realisiert wird. Nicht jede gemeinsame Tätigkeit und Zielstellung der in einer Arbeitsgruppe vereinigten Werk tätigen sind verbindende und integrierende Grundlage ihrer Kollektiventwicklung, sondern vor allem solche Tätigkeiten und Zielstellungen, die den gesellschaftlichen Bedürfnissen und Erfordernissen des ökonomischen und gesamtgesellschaftlichen Systems des Sozialismus entsprechen.« (Weidig, op. cit., S.120)

Wenn die Kommunikationsformen von den Aufgaben getrennt werden, gibt es kaum eine Möglichkeit, der Fiktion, die dem Rollenbegriff innewohnt, zu entgehen; wo der allgemeine Sinn aus der Aufgabe selbst nicht ableitbar ist, wird er durch Haltung simuliert – ein Vorgang, der zu Recht mit der Rollenkatgorie zu belegen wäre.

So werden auch in der Arbeit der Autorin zwei Verbindungen als nicht so erheblich, ihr Fehlen als nicht so wesentlich für die Analyse erachtet, die für einen Sozialismus unerlässlich sein sollten. Es gelang nämlich in der Untersuchung weder eine signifikante Beziehung herzustellen zwischen (materieller) Effektivität und »guter Leitung«, noch eine zwischen »guter Leitung« und Bewußtseinsstand der Produzenten.

»Sozialpsychologische Trainingsprogramme«, die sich abstrakt auf »mitmenschliche Kooperationsfähigkeit« richten ohne engen Bezug zu den Aufgaben des Betriebs und der Ökonomie der Gesellschaft,

39 Man beachte etwa die durchweg mit jedem Inhalt füllbaren Indikatoren bei Vorweg wie: »entscheidet gern; ist ein positives Vorbild; handelt überlegt; reagiert sachlich; ist einfallreich; kann gut planen; spornt an; lobt gute Taten, kann sich gut einfühlcn usw.« (op. cit., S.103)

haben wohl kaum eine Möglichkeit, der bloßen Betriebsklimage-
staltung zu entgehen. Die Beziehungen zwischen den Menschen
werden zu einem Bereich, der dem Produktionsprozeß äußerlich ist.
Vordergründige Technokratie in der Leitung kann auf solche Weise
nicht überwunden werden, vielmehr wird die Gefahr, einerseits
technokratisch (also nicht-ökonomisch) vorzugehen, andererseits für
einen beliebigen nicht vom Inhalt, von der Aufgabe her bestimmten
Konsens unter den Produzenten zu sorgen, größer. Die Entwicklung
der Produzenten durch weitestmögliche Einbeziehung in den ökonomischen
Prozeß rückt mehr und mehr aus dem Blickwinkel. Im
Gegensatz dazu heißt es etwa bei Weidig:

»Indem die Kollektive und Gemeinschaften selbst Subjekt der Planung sind, d.h. durch eigene Vorschläge maßgeblich an der Herausarbeitung und Begründung der gesellschaftlichen Gesamtinteressen bzw. Aufgaben teilnehmen und deren konkrete Differenzierung und Ausgestaltung in ihren jeweiligen Bereichen und Einheiten vornehmen, werden ihnen die gesellschaftlichen Interessen vertraut, durchschaubar und formen sich ihre eigenen Interessen. In diesem aktiven demokratischen Prozeß werden sich die Kollektive selbst ihrer objektiven Interessen und deren Zusammenhang mit den gesamtgesellschaftlichen Interessen, Erfordernissen und Entwicklungsrichtungen bewußt.

Sie legen damit in bestimmender Weise selbst die Richtung ihres zukünftigen Handelns fest und leisten einen wichtigen Beitrag, um vorhandene Reserven aufzudecken, sich anbahnende Engpässe besser zu erkennen, Subjektivismus in der Leitung zu überwinden und optimale Planentscheidungen vorzubereiten.« (Weidig, op. cit., S.64)

Durch die Trennung der kommunikativen Formen von der Leistung, der Produktion gelingt es zudem, ein Verhalten als inadäquat zu klassifizieren, über das die Diskussion noch nicht abgeschlossen ist, nämlich inwieweit die »schöpferische Unzufriedenheit« als treibende Kraft für Weiterentwicklung nicht nur der Produktion, sondern durch sie hindurch der sozialen Beziehungen, des Bewußtseins, anzusehen ist (vgl. etwa bei Vorweg, op. cit., die Seiten 131ff. über den »autoritären Führungsstil«).

Während so die Trennung in »mitmenschliche« oder kommunikative und »sachliche« Aufgaben des sozialistischen Leiters Folge und Ursache zugleich einer Rollenbetrachtung sein konnten, sperrt sich die Wirklichkeit selber, selbst in dem Maße, in dem sie von der Autorin einbezogen wurde, gegen diese Einordnung.

Zum einen ist auffällig, daß in den Kapiteln, in denen völlig zutreffend die aus der Teilung der Arbeit und der Kooperation erwachsenden Koordinations- und Leitungsaufgaben, Planung und Vorausschau entwickelt werden, von »Rolle« überhaupt nicht die Rede ist, sondern immer nur und eindeutig von Funktion. (op. cit., S.51-62) Erst die Verknüpfung der Leitungsfunktion mit einer Person bringt den Begriff der Rolle wieder ins Spiel. Hier aber erfährt man: »Die von einem sozialistischen Leiter geforderten Verhaltensweisen lassen sich bestimmten Aspekten der sozialistischen Persönlichkeit zuordnen.« (op. cit., S.76) Die »sozialistische Persönlichkeit«, der »frei sich entfaltende, schöpferisch gestaltende Mensch« selber aber ist ein das Rollenverhalten negierendes Konzept; erst vom Standpunkt des allgemeinen Menschen her läßt sich überhaupt der Mensch als RollenspielerIn als eine spezifische historische Besonderheit, als depravierter Mensch ausmachen. Die Zuordnung der »sozialistischen Persönlichkeit« zu einer Rolle verweist die Hoffnung auf die Entwicklung des Allgemeinen in das Reich der Fiktion. Die Verknüpfung dieser Bestimmung mit *einer* Person, einer spezifischen Funktion in einem arbeitsteiligen Zusammenhang folgt aus dem Rollenbegriff mit Notwendigkeit. So sind auch die Kriterien (Erwartungen und Normen), die Vorweg für eine Rolle, wie auch für die »Rolle des sozialistischen Leiters« aufstellt, nur sinnvoll, wenn sie sich tatsächlich auf eine konkrete Person beziehen.

»Der Rollenträger übernimmt mit der Funktion auch die mit ihr verbundene Position und damit in einem gesellschaftlichen System, also z.B. in einer Kooperationsgruppe, eine bestimmte Stellung. Durch die in der Position enthaltenen Befugnisse kommt es zur Erscheinung der Über-, Unter- oder Nebenordnung. Damit entspricht die Position eines Rollenträgers einem bestimmten Standort in einer Matrix. Durch die Position hat die Funktion ein spezifisches Ansehen. Das Ansehen eines Rollenträgers wird jedoch auch von seinen Funktionspotenzen, also seinen persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten, und von seinen Verhaltensweisen bestimmt.« (op. cit., S.39)

Die Wirklichkeit hatte diese Bestimmungen schon überholt. Die Einbeziehung der Werk tätigen in den Planungs- und Leitungsprozeß und Leitungskollektive werden zwar von der Autorin kurzerhand ebenfalls unter den Rollenbegriff subsumiert – z.B. »Rolle des Führungskollektivs« –; die vorher ausgemachten Rollenkriterien aber auf eine kollektive Leitung, auf einen Prozeß zu übertragen, kann nicht gelingen.

Dreizel schrieb zu diesem Buch: »(...) ein unkritisch-funktionalistischer Rollenbegriff wird zwanglos übernommen und in der Analyse von Leitungsfunktionen an den vom ZK bestimmten Sachinteressen der Produktivitätssteigerung orientiert. Dieses Vorgehen führt schließlich zu der grotesken Behauptung, daß soziales Ansehen (sic!) genieße, wer eine Aufgabe erfüllt, die von der Partei für wichtig gehalten wird.« (Dreizel 1972, S.129) Die Autorin verdient solche Kritik.

Im »Wörterbuch der Marxistisch-leninistischen Soziologie« schrieb Erich Hahn:

»Schließlich ergibt sich, daß eine Charakterisierung der grundlegenden historischen Qualität des menschlichen Handelns unter sozialistischen Produktions- und Lebensverhältnissen mit Hilfe des Rollenbegriffs der Sache nicht gerecht wird. Die gesellschaftliche Bestimmtheit des individuellen Handelns sozialistischer Persönlichkeiten äußert sich nicht in der Forderung, sich Rollen anzupassen, um etwas zu tun und zu wollen, 'was wir sollen ohne es zu merken'. Sie äußert sich vielmehr in der zunehmenden Einsicht des einzelnen in gesellschaftliche Zusammenhänge, die sich durch sein Handeln realisieren, in der daraus erwachsenden Möglichkeit und Notwendigkeit, sich selbständig und selbstbewußt auf die gesellschaftlichen Erfordernisse als grundlegenden Ausdruck persönlicher Interessen zu orientieren und sie gemäß den Bedingungen einer harmonischen Existenz des einzelnen in der Gemeinschaft zu gestalten.« (Hahn 1969, S.392f.)

Stichwort Rollentheorie⁴⁰

Rollentheorie gehört zum festen Bestand soziologischer Wissenschaft, ähnlich wie Interaktionstheorie(n) oder Systemtheorie. Zugleich steckt der Rollenbegriff in solchen Theorien, sowohl in der einen wie in der anderen. Rollentheorie scheint übergreifend wie auch eine Unterabteilung umfassenderer theoretischer Entwürfe. Was ist Rollentheorie? Sie ist eine »Sammelbezeichnung für sozialwissenschaftliche Bemühungen, mit Hilfe des Rollenbegriffs einzelne oder zusammenhängende Hypothesen über die Bedingungen regelmäßigen sozialen Verhaltens zu formulieren und empirisch zu prüfen« (Fuchs, 1973, S.577). Diese Erklärung verweist weiter an den Rollenbegriff. Die Worte »Sammelbezeichnung für sozialwissenschaftliche Bemühungen« lassen sich ohne viel Mühe entziffern als Unsicherheit über den Gegenstand. Es gibt nicht eine Rollentheorie, sondern deren mehrere. Ihr Verhältnis zueinander ist nicht das einer friedlichen Nachbarschaft, sondern eines des Streits bis zum ausschließenden Gegensatz.

Wenngleich die Spurensuche leicht bis zurück ins klassische Altertum führt, begann die Auseinandersetzung um Rollentheorie und -begriff erst in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten und wurde mit Dahrendorfs Veröffentlichung des »Homo sociologicus« 1953 auch in der Bundesrepublik aufgenommen. – Eine gute Einführung in die Verwedung der Kategorie Rolle bei den verschiedenen AutorInnen und in die Geschichte der Diskussion findet sich, zusammen mit einer graphischen Veranschaulichung der Zunahme an Publikationen über Rolle von 1923 bis 1962, bei Claessens (1974 3. Aufl., S.9ff); weitere Darstellungen der Geschichte dieses Begriffs bei Coburn-Staeger (1973) im vorliegenden Buch (Haug 1972) und bei Gerhardt (1971), die insbesondere die frühe Verwendung bei Dilthey und Simmel vorführt und für die heutige Rollendiskussion fruchtbar machen möchte.

In noch nicht einmal zwei Jahrzehnten gelang es der Rollenkatégorie, die Soziologie und zugleich die Nachbardisziplinen Sozialpsychologie und Pädagogik geradezu zu durchsetzen. Kannte etwa

40 Zuerst veröffentlicht in Kerber/Schmieder (Hg.), 1984: Handbuch Soziologie, S.482-490.

das 1958 von R. König herausgegebene Lexikon für Soziologie (welches innerhalb von zwei Jahren eine Auflage von 75 000 Exemplaren erreichte) das Stichwort Rolle noch nicht, so hat man im oben zitierten, 1973 von Fuchs u.a. herausgegebenen Lexikon Mühe, unter 51 Stichworten zum Komplex Rolle noch einen Zusammenhang ausfindig zu machen.

Die durchschlagende Wirkung des Rollenkonzepts bedarf der Erklärung. Sie beruht vermutlich auf zwei Leistungsaspekten: Zunächst ist die Kategorie Rolle leicht verständlich, weil eingelassen ins Alltagsleben. »Die Welt als Bühne« und der Mensch als »Spieler von Rollen« – diese Shakespearesche Metaphorik, die zum häufig benutzten Zitatenschatz rollentheoretischer Texte gehört, ist uns nicht nur geläufig, weil wir Shakespeare oder überhaupt das Theater kennen; zugleich kann die Rollenmetapher darauf bauen, einverständnis als Ausdruck für eine Befindlichkeit des Menschen gehört zu werden. Ausgesprochen wird eine Art Zerrissenheit und Fremdheit in der Welt, das Gefühl, wer anders sein zu wollen als der, der man zu sein hat. Kritisch dazu schrieb Popitz in seiner Antrittsvorlesung 1966:

»Rolle, Rollenspieler, Rollenverhalten: mit diesen Worten verbindet sich häufig die erste allgemein-theoretische Abstraktion der Soziologie, die dem Soziologie-Studenten wirklich einleuchtet. Sie sind offensichtlich besonders geeignet, sowohl Phänomene zu 'zeigen', wie gleichzeitig ein distanzierteres Sehen zu lehren, das Allzu-nahe der sozialen Alltagserfahrung zu verfremden, das Selbstverständliche gesellschaftlicher Zusammenhänge unselbstverständlich und merkwürdig zu machen. Aber so verhältnismäßig leicht der Rollenbegriff diesen Dienst leistet, so schnell verliert er auch wieder seine Funktion: Er geht allzu rasch in den eigenen Sprachgebrauch ein, führt zu uferlosen Assoziationen, läßt sich beliebig in Szene setzen. Man kann eben mühelos alle sozialen Erfahrungen 'aufrollen'. Die Beliebtheit des Begriffs deckt sich schließlich mit seiner grenzenlosen Brauchbarkeit als Formulierungsschablone. Der Kreis ist bald geschlossen: Der Begriff der sozialen Rolle dient heute der Geburt der soziologischen Distanz und fast zugleich ihrem Begräbnis.« (Popitz 1967, S.3)

Auf dem Grundkonsens alltäglichen Einverständnisses entfaltet sich der zweite Leistungsaspekt des Rollentheorems: Rollentheorie ist Gesellschaftstheorie, oder präziser: Sie ist Theorie der Vergesellschaftung des Menschen. Tatsächlich stellt sich Rollentheorie in umfassender Weise die Grundfrage der Soziologie »Wie ist Gesellschaft möglich?« und beantwortet sie zugleich auf zwei Ebenen:

nach der Seite der Struktur der Gesellschaft wie nach der der handelnden Individuen. Freilich wird diese Gesamtleistung von unterschiedlichen VertreterInnen und Richtungen der Rollentheorie erbracht.

Gesellschaft als Rollenstruktur, als ein Netz von Verhaltenserwartungen, die die Menschen von sich selbst entfremden – das ist eine Lesart des Rollenkonzepts, die Dahrendorf in die Diskussion gebracht hat. Dabei treten die einzelnen in eine von ihnen unabhängige Konstruktion ein, in der die Positionen durch normierende Verhaltenserwartungen ausgezeichnet sind, die dem Verhalten, den Eigenschaften und äußeren Merkmalen von Personen gelten. Eine empirische Untersuchung, die mit solchen Begriffen arbeitet, versucht Dahrendorf dadurch zu orientieren, daß er Unterscheidungen einführt nach den Sanktionsarten, die ein Zuwiderhandeln verhindern sollen. Danach findet man in Gesellschaft Muß-, Kann- und Soll-Erwartungen. Das Stück ist geschrieben. Als Gesellschaftsmitglied ist der Mensch DarstellerIn. Erst hinter den Rollen steckt der eigentliche Mensch. Sie sind die Fäden, die ihn an Gesellschaft knüpfen. Ein solches Verständnis des Rollenbegriffs enthält der Möglichkeit nach Kritik gegenüber einer Gesellschaft, die die Menschen ihrer Menschlichkeit entfremdet, sie als Marionetten behandelt. Sie richtet sich allerdings gegen Gesellschaft schlechthin, nicht gegen eine schlechte Gesellschaft. Den Ausführungen von Marx über den »Fetischcharakter der Ware« (Marx 1968, S.85ff.) folgend, habe ich versucht, ein solches Verständnis des Rollenbegriffs mit der Erfahrung des Warencharakters der menschlichen Beziehungen zu erklären (vgl. Kap III, 5 in diesem Buch).

Daß die Rollentheorie so bereitwillig aufgegriffen und verbreitet wurde, versuchte ich mit der Krise der Universitäten zum gleichen Zeitpunkt zu begründen, weil sie die Gruppe durch Verlust eines großen Teils ihrer Privilegien in eine Identitätskrise stürzte, die sich zum Sprachrohr der Rollentheorie gemacht hatte: die soziologischen, bzw. sozialwissenschaftlichen Ordinarien. Gegen eine solche Sichtweise versucht Kirchhoff-Hund (1978, S.231ff) herauszuarbeiten, daß es nicht die Warenbeziehungen schlechthin seien, sondern nur die kapitalistischen, die als Grundlage für »die logische Struktur des rollentheoretischen Aussagengebäudes« angesehen werden müßten; Rollentheorie sei »verzerrte Widerspiegelung« des »realen Scheins« der bürgerlichen Gesellschaft, ohne »jedoch im Kapitalverhältnis die reale Wurzel jener Mystifikation anzugeben«.

Das Begriffssystem einer Rollentheorie, die Gesellschaft in der oben geschilderten Weise als Rollengefüge denkt, bleibt auf der

alltagsverständigen Ebene und kann von jedem nachvollziehbar ergänzt werden. Auf der einen Seite gibt es Rollenerwartungen, -vorschriften, -zumutungen, -anforderungen als Handlungsregulative an die einzelnen; sie sind begleitet von Sanktionen und werden wahrgenommen als Moral, Sitte, Norm oder Regel. Sie können auftreten als Rollenbündel oder Rollensatz. Auf der anderen Seite stehen die Rollenspieler, auch Akteure genannt oder Rollenträger, die Rollenverhalten einüben müssen. Dies geschieht als Sozialisationsprozeß. Die Kategorie Rollensatz (Merton 1957) soll dabei den Umstand bezeichnen, daß jeder eine ganze Reihe von Rollen zu spielen hat, nicht bloß eine – z.B. gleichzeitig Mutter und Sekretärin, Geliebte, Fußgängerin, Staatsbürgerin und Tennisspielerin – ist, zuweilen Gastgeberin. Aus diesem Anforderungsbündel erwächst das Problem möglicher Unvereinbarkeit der Verhaltensanforderungen. Zugleich können schon die Erwartungen an ein und dieselbe Rolle in sich widersprüchlich sein. Von daher wird angenommen, daß die einzelnen RollenspielerInnen einen gewissen Ermessens- oder Interpretationsspielraum haben müssen: Goffmann (1961) spricht von einer »Manövriermasse«. Die einzelnen Rollen seien niemals ganz ausdefiniert; daher sei das Rollenkonzept ohne den Gedanken einer Eigenaktivität der Akteure nicht formulierbar, sagt Bahrtdt (1961) und führt als Beispiel einen Privatdozenten vor, der eine neue Krawattenmode dadurch initiiert, daß er den Erwartungsraum an die richtige (dezente) Krawatte zu einem gegebenen Anlaß unbewußt überschreitet (vgl. S.48ff. in diesem Buch).

Es ist wohl diese didaktische Einfachheit und einprägsame Bildhaftigkeit, die der Rollenkatgorie zur Durchsetzung verhalf. In ihrem Kielwasser und aufbauend auf dem Moment der Eigenaktivität erhielt jedoch ein anderes Verständnis von Rolle zusammen mit einer anderen Begrifflichkeit Geltung in der Soziologie. Vereinfacht gesprochen geht es jetzt nicht mehr darum, Rollen als gesellschaftliche Zwänge gegen die Menschen zu denken, sondern umgekehrt Rollenhandeln und -verhalten als wahre Menschlichkeit zu fassen. Im Anschluß an Mead (1934) wird im Symbolischen Interaktionismus ein positives Konzept der Vergesellschaftung des Menschen entworfen. Die einseitige Auffassung von der Ausgeliefertheit der Individuen an die Rollenerwartungen der Gesellschaft wird dadurch umgekehrt, daß der Aufbau von Rollen als Eigenaktivität der einzelnen im zwischenmenschlichen Austausch (Interaktion) begriffen wird. Beeinflußt von Semantik und Sprachwissenschaft wird die Identitätsbildung der Menschen im Verlauf ihrer Sozialisation gefaßt

als Vorgang, in dem sie sich ihrer Person über andere vergewissern. Ihre Umwelt ist symbolisch bedeutungsvoll aufgeladen. Über diese Bedeutungen verständigen sich die Menschen in der Interaktion; sie antizipieren den anderen und dessen Erwartungen an sie; sie ergänzen und vervollständigen Situationen und schaffen neue Definitionen. In der Interaktion werden Rollen gemacht, übernommen, modifiziert. So entstehen ein Selbstbild und zugleich eine Kompetenz, sich in wechselnden Situationen zu verhalten. Neue Begriffe, die für solche Theorie eingeführt werden, sind: Rollenidentität und Empathie (Einfühlung), Ambiguitätstoleranz (die Fähigkeit Uneindeutigkeiten einer Situation zu ertragen) und Rollendistanz (eine reflexive Identität, die eine Art Jonglieren mit verschiedenen Rollen erlaubt), Rolleninterpretation, Identitätsbalance u.a.m. Dabei werden auch diese Begriffe bei den einzelnen TheoretikerInnen nicht gleichartig verstanden. Rollendistanz z.B. kann einmal die Trennung von Individuum und Rolle meinen (so etwa bei Goffman 1961, wenn einer sich beim Spielen einer Rolle zugleich von ihr distanziiert) oder (wie bei Habermas 1967) bewußtes Rollenhandeln anstelle bewußtloser Konformität. Im Versuch, die verschiedenen Verwendungen zusammenzubinden, heißt es bei Dreitzel (1968, S.224) schließlich: »einmal ermöglicht sie (die Rollendistanz, F.H.) die *Bewältigung ambivalenter Situationen* durch die eigenen Ich-Leistungen, zum anderen bewahrt sie die Ich-Identität durch inneren und äußeren *Widerstand* vor einer gefährlichen Schwächung in Situationen mit 'totalem' Charakter, und schließlich garantiert sie die *kontinuierliche Entwicklung der Ich-Identität* in Situationen, in denen ein Wechsel der Position bevorsteht oder angebahnt werden soll.«

Literatur

- Adorno, Theodor W. (Hg.), 1969: Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages, Stuttgart
- Alheid, Peter, 1992: Kultur und Gesellschaft. Universitätschriften der Universität Bremen, Bd. 18 des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bremen
- Anders, Günther, 1967: »Vietnam und kein Ende«, in: Das Argument 42, 9. Jg. Heft 1, S.7-9
- Bahrdt, Hans Paul, 1961: Zur Frage des Menschenbildes in der Soziologie, in: Europäisches Archiv für Soziologie, Heft 1, S.7 ff
- Beck-Gernsheim, Elisabeth, 1980: Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf – Frauenwelt Familie. Frankfurt
- Berger, Peter L., 1969: Einladung zur Soziologie, Olten
- Brecht, Bertolt, 1957: Die Mutter, Stücke, Bd. V., Berlin (DDR)
- Bolte, Karl Martin, Friedhelm Neidhardt, Horst Holzer, 1970: Deutsche Gesellschaft im Wandel, Opladen
- Butler, Judith, 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt
- Cicourel, Aaron V., 1970: Methode und Messung in der Soziologie, Frankfurt
- Claessens, Dieter, 1968: Rolle und Macht, München
- Derselbe, 1969: Rollentheorie als bildungsbürgerliche Verschleierungsideologie, in: Adorno, Theodor W. (Hg.): Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Stuttgart
- Coburn-Staege, Ursula, 1973: Der Rollenbegriff. Ein Versuch der Vermittlung zwischen Gesellschaft und Individuum. Heidelberg
- Dahrendorf, Ralf, 1964: Homo Sociologicus, 5. Aufl., Köln und Opladen
- Dreizel, Hans Peter, 1968: Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft. Vorstudien zu einer Pathologie des Rollenverhaltens, Stuttgart
- Derselbe, 1972: Soziale Rolle und politische Emanzipation, in: Das Argument 71, 14. Jg., Heft 1/2, S.110ff.
- Drucker, Peter F., 1956: Die Praxis des Managements, Düsseldorf
- Fuchs, Wolfgang u.a. (Hrsg.), 1973: Lexikon zur Soziologie. Opladen
- Furth, Peter, 1971: Nachträgliche Warnung vor dem Rollenbegriff, in: Das Argument 66, 13. Jg., Heft 6/7, S.494ff.
- Gehlen, Arnold, 1960: Rezension des »Homo Sociologicus« in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 6. Jg., Heft 2.
- Gerhardt, Uta, 1971: Rollenanalyse als kritische Soziologie. Ein konzeptueller Rahmen zur empirischen und methodologischen Begründung einer Theorie der Vergesellschaftung, Neuwied und Berlin
- Goffmann, Erving, 1961: Asylums. Essays on the social situation of mental patients and other inmates. Chicago
- Derselbe, 1969: Wir alle spielen Theater, München
- Derselbe, 1967: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt
- Gronau, Heinz, 1965: Die soziologische Rollenanalyse als betriebsorganisatorisches und berufspädagogisches Instrument. Stuttgart

- Habermas, Jürgen, 1963: Theorie und Praxis, Neuwied und Berlin
- Derselbe, 1967: Zur Logik der Sozialwissenschaften. Tübingen
- Hahn, Erich, 1969: »Soziale Rolle«, in: Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Soziologie, Köln und Opladen
- Hartmann, Heinz, 1968: Die Unternehmerin. Selbstverständnis und soziale Rolle, Köln und Opladen
- Haug, Frigga, 1970: Kritische Bemerkungen zu H.P. Dreitzels *Vorstudien zu einer Pathologie des Rollenverhaltens*, in: Das Argument 60, Sonderband, S.217ff.
- Dieselbe, 1978: Dialektische Theorie und empirische Methodik. In: Das Argument III, Berlin
- Dieselbe, 1980 (1991) (Hg.): Frauenformen. Alltagsgeschichten und Entwurf einer Theorie weiblicher Sozialisation. Berlin (4. gänzlich überarbeitete und aktualisierte Auflage unter neuem Titel: Erziehung zur Weiblichkeit. Berlin und Hamburg)
- Dieselbe, 1983 (1991) (Hg.): Sexualisierung der Körper. Frauenformen 2. Berlin
- Dieselbe, u. Kornelia Hauser, 1985 (1988) (Hg.): Subjekt Frau. Kritische Psychologie der Frauen 1. Berlin
- Dieselbe, u. Kornelia Hauser, 1986 (1989) (Hg.): Der Widerspenstigen Lähmung. Kritische Psychologie der Frauen 2. Berlin
- Dieselbe, u. Kornelia Hauser, 1988 (Hg.): Küche und Staat. Die Politik der Frauen. Berlin
- Dieselbe, u. Kornelia Hauser, 1989: Frauenerfahrung und Geschlechtsbegriff. Das Argument 177, Heft 5, Berlin
- Dieselbe, 1990 (1994): Erinnerungsarbeit. Berlin und Hamburg
- Dieselbe, u. Kornelia Hauser, 1991 (Hg.): Die andere Angst. Berlin
- Dieselbe, u. Eva Wollmann, 1993 (Hg.): Hat die Leistung ein Geschlecht? Erfahrungen von Frauen. Berlin und Hamburg
- Haug, Wolfgang Fritz, 1971: Kritik der Warenästhetik. Frankfurt/M
- Derselbe, 1972: Die Bedeutung von Standpunkt und sozialistischer Perspektive für die Kritik der politischen Ökonomie von Karl Marx, Habilitationsvortrag an der FU-Berlin, veröffentlicht in: Das Argument 74, 14. Jg.
- Janoska-Bendl, Judith, 1962: Probleme der Freiheit in der Rollenanalyse, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 3
- Joas, Hans, 1973: Die gegenwärtige Lage der soziologischen Rollentheorie. Frankfurt/M
- Junker, Jean Pierre, 1971: Entfremdung von der Rolle. Ein Nachtrag zu Goffmans Konzept der Rollendistanz, Berne
- Kerber, H., u. A. Schmieder (Hg.), 1984: Handbuch Soziologie. Zur Theorie und Praxis sozialer Beziehungen. Reinbek bei Hamburg
- Kirchhoff-Hund, Bärbel, 1978: Rollenbegriff und Interaktionsanalyse. Soziale Grundlagen und ideologischer Gehalt der Rollentheorie. Köln
- König, René, 1958: Soziologie, Fischer Lexikon, Frankfurt
- Derselbe, 1962: Freiheit und Selbstentfremdung in soziologischer Sicht, in: Freiheit als Problem der Wissenschaft, Berlin
- Derselbe, 1969: Einige Bemerkungen über die Bedeutung der empirischen Forschung in der Soziologie, in: Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. II, Stuttgart

- Kon, I. S., 1971: *Soziologie der Persönlichkeit*. Berlin
- Krappmann, Lothar, 1972: *Soziologische Dimensionen der Identität*. Stuttgart
- Kulischer, Josef, 1965: *Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit*, München
- Levy, R., 1977: *Der Lebenslauf als Statusbiographie*. Stuttgart
- Marx, Karl, 1867 (1968): *Das Kapital*, Bd. I, in: *Marx-Engels-Werke*, Bd. 23, und Bd III (1964), MEW, Bd. 25, Berlin
- Ders., (1953): *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, Berlin (DDR)
- Matzner, Jutta, 1964: *Der Begriff der Charaktermaske bei Karl Marx*, in: *Soziale Welt*, Jg. 15, S.130 ff
- Mead, George Herbert, 1934: *Mind, Self and Society*. Chicago
- Derselbe, 1968: *Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt
- Merton, Robert K., 1957: *Social Theory and Social Structure*. New York
- Musil, Robert, 1952: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Hamburg
- Plessner, Helmuth, 1960: *Soziale Rolle und menschliche Natur*, in: *Erkenntnis und Verantwortung*, Festschrift für Theodor Litt, Düsseldorf
- Popitz, Heinrich, 1967: *Der Begriff der sozialen Rolle als Element der soziologischen Theorie*, Tübingen
- Schelsky, Helmut, 1959: *Ortsbestimmung der deutschen Soziologie*, Düsseldorf-Köln
- Sève, Lucien, 1973: *Marxismus und Theorie der Persönlichkeit*. Berlin
- Shakespeare, William, 1891: *Wie es euch gefällt*, in: *William Shakespeare, Dramatische Werke*, übersetzt von Schlegel und Tieck, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien
- Siegel, Ingrid, 1993: *Sozialrolle – ein philosophischer Begriff. Theoretische Reflexionen zu einem sozialen Phänomen*. Dissertation, Leipzig 1993. Unveröffentlichtes Manuskript
- Smith, Dorothy, 1981: *»The Experienced World as Problematic: A Feminist Method.«* Sorokin Lecture no 12. Saskatoon: University of Saskatchewan.
- Dieselbe, 1992: *Sociology from Women's Experience: A Reaffirmation*. In: *Sociological Theory*. Vol. 10, No 1, Spring
- Tjaden, Karl Hermann, 1969: *Soziales System und Sozialer Wandel*, Stuttgart
- Tenbruck, Friedrich H., 1961: *Zur deutschen Rezeption der Rollenanalyse*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Heft 1
- Derselbe, 1970: *»Was wir brauchen, ist die Sammlung, welche uns Stimme verleiht«*, in: *DUZ* 13. Jg.
- Thomas, William Isaak and Florian Znaniecki, 1958: *The Polish Peasant in Europe and America*. New York
- Vorwerg, Gisela, 1971: *Führungsfunktion in sozialpsychologischer Sicht. Theoretisches Modell und empirische Analysen zur Rolle des sozialistischen Leiters und des Führungskollektivs*, Berlin (DDR)
- Weidig, Rudi, 1969: *Sozialistische Gemeinschaftsarbeit*, Berlin (DDR)
- Weimann, Robert, 1958: *Drama und Wirklichkeit in der Shakespeare-Zeit*, Halle (Saale)
- Willms, Bernard, 1971: *Gesellschaftsvertrag und Rollentheorie. Zum Problem des historischen Politikverlustes der Soziologie*, in: *Derselbe, Funktion-Rolle-Institution*, Düsseldorf

Personenregister

- Alheid, Peter 82
 Anders, Günther 77
 Bahrtdt, Hans Paul 24, 48-52, 63, 64, 157
 Beck-Gernsheim, Elisabeth 7
 Berger, Peter L. 17-19, 20
 Brecht, Bertolt 135
 Bolte, Karl Martin 113
 Butler, Judith 8
 Cicourel, Aaron V. 103
 Claessens, Dieter 16, 24, 33, 37, 78, 90, 96, 109-112, 113f., 115-120, 121-124, 128, 130, 154
 Coburn-Staeger, Ursula 154
 Dahrendorf, Ralf 15, 20f., 24, 26, 30-38, 39-49, 52-59, 68f., 73, 78-82, 96, 109, 115, 118, 126, 128, 129f., 138, 154, 156
 Dilthey, Wilhelm 154
 Dreitzel, Hans Peter 15, 24-27, 50, 59-68, 77f., 82-85, 114, 132-139, 153, 158
 Drucker, Peter F. 91f.
 Engels, Friedrich 132
 Freud, Sigmund 58
 Fuchs, Wolfgang 154, 155
 Furth, Peter 132
 Gehlen, Arnold 29, 46-48
 Gerhardt, Uta 25, 68-75, 86-88, 126f., 154
 Goffman, Erving 15, 24, 26, 27, 40, 50, 51, 64, 105, 107f., 125, 157, 158
 Gronau, Heinz 90, 94-103, 109, 119, 124f., 146
 Habermas, Jürgen 69, 109, 110, 158
 Hahn, Erich 52, 153
 Hartmann, Heinz 119
 Haug, Frigga 8, 154
 Haug, Wolfgang Fritz 105
 Hauser, Kornelia 8
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 58, 121
 Heidegger, Martin 45
 Holm, Kurt 90, 91-93, 124
 Janoska-Bendl, Judith 37, 57-58, 121
 Junker, Jean Pierre 51
 Kant, Immanuel 37, 58, 129
 Kerber, Harald 154

- Kirchhoff-Hund, Bärbel 156
König, Rene 14f., 38, 42-43, 52, 53, 59, 107, 126, 155
Kulischer, Josef 22
- Lenin, Wladimir Iljitsch 132
Lewin, Kurt 97, 130
Linton, Ralph 24, 57
- Mao Tse-tung 132
Marcuse, Herbert 129
Marx, Karl 22f., 38, 42, 45, 58f., 65, 68, 71, 72, 99-102, 110, 124, 127f., 132, 138, 143-145, 156
Mayntz, Renate 145
Mead, George Herbert 24, 89, 157
Merton, Robert K. 157
Montaigne, Michel de 112
Moreno, J.L. 24
Musil, Robert 31, 36
- Nadel, S.F. 57, 128
- Owen, Robert 91
- Parsons, Talcott 61, 145
Plessner, Helmuth 43-46, 59, 110, 124
Popitz, Heinrich 38-41, 50, 82, 155
- Sartre, Jean-Paul 57
Schelsky, Helmut 37, 129
Schmieder, A. 154
Shakespeare, William 20f., 23f., 112, 123, 155
Siegel, Ingrid 6
Simmel, Georg 73, 145, 154
Smith, Dorothy 9
Stirner, Max 38
- Tenbruck, Friedrich H. 24, 28f., 52-56, 76, 79, 89, 104, 108, 124, 130f.
Thomas, W.I. 89
Tjaden, Karl Hermann 14
- Ulbricht, Walter 148
- Vorweg, Gisela 140-153
- Weber, Max 46, 68, 110, 137
Weidig, Rudi 147-150
Weimann, Robert 22f.
Willms, Bernard 29f., 104, 108-110, 120-124, 129-130
Wurzbacher, Gerhard 94f., 96
- Znaniacki, Florian 89